Der
Schwank von der Glocke

des Abends
an den Schillertagen,
unter guten Freunden vorzutragen.

Geschrieben

von

Schulmeister in Hippelau.

NB. Mit den Versen nehmt es nicht so genau.

Jena, gedruckt bei Fr. Frommann.
1846.

Am heutigen Tage (d. 9. Mai) hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine tyranniſche Seelen hatten ſich anfangs dagegen geſträubt, waren aber glücklich durch die Geſammtheit überſtimmt. Es war die Anſicht erhoben worden, daß Glockentöne nur der Kirche Gottes zukämen. Man entgegnete, daß auch Fürſten dieſe Ehre zuerkannt ſei, und darauf äußerte ſich denn die Weisheit eines hohen Magiſtrats: ein Fürſt ſtehe der Gottheit näher.

F. G. Kühne.

Zu Stuttgart in dem Land der Schwaben,
Wo sie die vielen großen Männer haben,
Da sind auch Andre, nicht ganz gleich,
Die machen denn die Schwabenstreich'.
Als sie für'n Schiller läuten sollten,
Da waren Einige, die nicht wollten,
Und sagten: Der hab' so was vom Heiden,
Das Christenthum würde darunter leiden;
Kurzum, sie hielten's für ihre Pflicht, —
Das Läuten hindern konnten sie nicht, —
Sich zu bedienen ihres Fluchs
Und eingelegten Widerspruchs.
Man läutete. Doch, was geschah!

Der Fluch fuhr, eh' man ſich's verſah,
In den Glöckner, und dann in den Strick,
Und hinauf der Glocke in's Genick.
Der Strick erzählt' es da dem Schwengel,
Und dieſer dem Klöppel, dem groben Bengel;
Da ſprach der Strick: die Geduld möcht' einem reißen,
Solch königliche Ehr' einem Heiden zu beweiſen!
Darauf hat der Klöppel im Zorn geſagt:
Ob ſie wol drunten der Teufel plagt!
Darüber eine Glocke ſich ſo entſatzte,
Daß ſie vor Ärger platzte. —

Die Stuttgarter ſehen den Thurm hinan,
Und rufen: Wer hat das gethan?
Die Glocke da droben
Iſt nicht zu loben;
Sie ſchnarrt und ſchnurrt,
Und knarrt und knurrt,
Und ſchlägt einen ſchlechten Triller.

Für unſern berühmten Schiller.
Sie klingt wie ein böſes Gewiſſen,
Das hören zu müſſen
Wär' eine Schand'
Für's Schwabenland! —

Man klagt und fragt, man ſagt und wagt,
Gar Mancher mit rathſchlagt,
Bis endlich die Sachverſtändigen
Die Meinung der Menge bändigen:

Hat eine Glocke ein' Sprung bekommen,
So wird ſie, die den Sprung hat, wie
Hier ſteht in Krünitz Encyclopädie,
Vom Stuhle herunter genommen,
Und muß allergütigſt erlauben
Das Anſetzen einiger Schrauben;
Dann feilt man in den Riß hinein,
Und ſollt' ſie Zeter Mordio ſchrein;

Wie viel ſie auch fiſpelt, und wie ſie auch haſpelt,
Der Spalt wird tüchtig durchgeraſpelt;
Wenn das das Knurren nicht heilt,
Hat man umſonſt geſeilt.
Konnt' ſie's nicht vertragen,
Oder wollt' es nicht glücken,
So wird ſie zerſchlagen
In zehntauſend Stücken;
Muß in den Keſſel, muß über's Feuer,
Das koſtet aber Holz, und Holz iſt theuer.
Eins von beiden
Muß ſie leiden.

Da ſprechen die Leute: Wir brauchen deswegen
Nicht lange Rath zu pflegen;
Im Schwabenlande hier,
Da malzt man erſt die Gerſte
Und dann braut man das Bier.
Drum thun wir erſt das Erſte;

Nachher ja könnten zum Zweiten,
Wenn's nöthig wäre, wir ſchreiten!

Und der Meiſter ſpricht,
Nimmt's Mützel ab und macht ein ernſthaft Geſicht:

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich auch ein ernſtes Wort,
Dann geht es deſto luſt'ger fort.

Daß man der Urſach' ſpüre nach,
Wodurch der Glock' das Herze brach,
Das macht ſie zwar nicht wieder ganz,
Aber es iſt doch eine Eigenthümlichkeit unſeres deutſchen Vater-
Wo, Wer, Wie hat man gehetzt, — ? — [lands;
So daß Bewußte ſich bis zum Platzen entſetzt!
Wir wiſſen nur: es war der Streit,
Zwiſchen Geiſtigen und Geiſtlichkeit;
Man ſtreitet, hat aber nicht bedacht,
Was Riſſe in Glocken und Kirchen macht.

Ich glaub' an Chriſtum, unſern Herrn,
Und leſe doch Schiller und Göthe gern;
Und waren ſie auch keine Heiligen nicht,
So halt' ich's dennoch für Chriſtenpflicht,
Ihnen zu erzeigen dieſelben Ehr'n,
Als wenn ſie Fürſten und Könige wär'n.
Dagegen ſagt man, nicht ohne Trutz:
„So iſt dein Chriſtenthum nichts nutz!"
Dann iſt's aber billig und iſt auch recht,
Daß ihr, die ſo hartes Urtheil ſprecht,
Anhöret meine Gründe;
Ich will ja keine Pfründe.

Was nun die Glocken und das Läuten betrifft,
So ſteht nichts davon in der heiligen Schrift;
Daher entſcheidet's in jedem Land
Der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand.
Der ſagt: Laßt uns die Glocken ſchwingen
Bei allen ganz beſondern Dingen,

Bei ſolchen, wo etwa hin und her,
Zwiſchen dem Himmel und der Erden,
Ein Engel unterwegens wär'.
Daher ſie denn auch gezogen werden
Am Sonntag und an Feſtestagen,
Zum Singen, zur Erbauung,
Zur Kindtauf' und zur Trauung,
Und wenn wir Einen zu Grabe tragen.
Ferner auch werden ſie angeſchlagen,
Wenn die Fürſten wir ehren im Leben,
Deſſelbigen gleich auch nach ihrem Tode;
Denn Gott hat uns gegeben
Als ein's der Hauptgebote:
Seid unterthan der Obrigkeit,
Ich ſorge für euch, zu jeder Zeit.
Wenn nun, wie ich bedacht es hab',
Ihr's überlegt auf's Beſte,
So ſeht ihr, wie's zweierlei Kirchtag gab,
Den Sonntag und die Feſte,

Sonntage viel und Feſttage wenige,
So giebt es auch zweierlei Könige.

Der Erſten Würde, die erbt ſich fort,
Wie die Ordnung der Woche im Lande,
Iſt, gleich dem Sonntag, uns ein Hort,
Ein Band uns gegen Bande;
Es wendet von uns manch' Verderben,
Daß dieſe Könige beſtehn durch's Erben,
Daß ohne Müh', Verdienſt und Würdigkeit
Gottes Gnad' es ihnen als Kind verleih't; —
Die andern Könige aber: die müſſen's erwerben!

Dieſe Andern, die kommen, getrieben
Durch ein wunderbares Lieben;
Es erfüllt ſie das Streben,
Den Schatz des Schönen und Wahren zu heben;
Sie wollen's nicht für ſich erreichen,
Wenn nur, verblutend unter ihren Streichen,

Die alten Drachen weichen,
Und ſie den Hort erringen,
Ihn andern darzubringen.
Denn des Kampfes Beute theilen ſie aus,
Wandern damit von Haus zu Haus;
Und harten, rohen Sinn erweichen
Durch Wunder ſie, durch Himmelszeichen.
Gott ſieht's, und dann mit eigner Hand
Reicht er herunter in's dunkle Land,
Und giebt den Sieg an einige Wenige:
Das ſind die Geiſteskönige!
Sie ſind's! Sie bringen uns der Gaben beſte,
Drum gleichen ſie, nein! ſind die hohen Feſte.
Und weil die Könige in dieſen Reichen,
Vor deren Wunderkraft
Des Wahnes Drachen weichen,
In Kunſt und Wiſſenſchaft;
Weil Gott ſie verleihet ſo ſelten,
So ſollten ſie deſto mehr gelten!

Gebt Gott die Ehre und Ehre den Königen;
Ehret die Vielen! Ehret die Wenigen!
Ja! dafür allerdings allein
Sollten die Glocken geläutet ſein.

So wär' ſie herunter
Von ihrem Stuhle,
Wär' aus der Spule,
Aus ihren Pfoſten.
Geſellen, munter
Auf Eure Poſten!
Der Glocke geht's wie dem Glauben,
Bringt mir die Schrauben!

Da waren einige Herren von Flederwiſch,
Die ſagten flink und friſch:
Der Schiller hat uns zu Gaſt geladen,
Aber er ſetzte ſo manchen Braten,
So manchen bedenklichen, faulen Fiſch

Mit auf den Tiſch,
Das könnte unſerm Magen ſchaden!
Darum als Chriſten ſind wir vorſichtig
Beſonders mit Ertheilung der Ehren,
Denn der Doctor Bengel rechnete richtig,
Satan's Reich thut ſich mehren;
„Der Teufel ſäh' gern uns am Weltgift naſchen,
Behielt' die Finger in der Taſchen,
Da ſchlüg' er uns die allerſchlimmſten Schnippſe,
So ſtänd' es ſchon deutlich in der Apokalypſe."
Drum ſeid vorſichtig,
Der Bengel rechnete manchmal richtig.

Der Sinn davon iſt, wie mir ſcheint,
Ihr Herr'n vom Flederwiſche meint,
Mit der Bibel im Herzen
Könnt' man durch Schiller den Himmel verſcherzen?
Meint: Schiller werde ſündetrunken,
Uns in den Pfuhl der Hölle tunken?

Da, nehmt es nun ſchief oder nehmt es krumm,
So viel iſt ſicher, da ſeid ihr dumm!

Schlagt die Bücher doch auf der Weltgeſchicht',
— oder denkt ihr, das zieme den Chriſten nicht? —
Steckt die Naſe doch in's Buch der Natur,
— oder iſt das für die Heiden nur? —
Verſteht ihr denn die Sachen?
Wer mußt' es euch denn vorbuchſtabiren?
Und den Schulmeiſter machen,
Und den Bakel führen?
Könnt' ihr's? Kannſt du's? du Otterbrut!
Wenn dir's ein groſser Mann nicht thut?

Wer das verſteht, was geſchieht —
Und Augen hat zu ſehen, der ſieht,
Wie nichts Lebendiges ſtille ſteht;
Wenn aber Alles vorwärts geht,
Meint ihr, daß die Kirche allein ſich dreht,

Auf demſelben Flecke, im Kreiſe herum?
Wuchs ſie nicht manchmal ſchon ſchief und krumm?
Und was die Menſchen hatten hinein gedacht,
Hat's die Zeit nicht mit Mühe zurecht gebracht?
So wächſt ſie denn auch in unſern Tagen,
Ob vorwärts, das kann man ſo beſtimmt nicht ſagen.
Die Vorſehung hält aber ſchon bereit,
Was dienen ſoll in künftiger Zeit;
Hat ſchon bereitet und zurecht gelegt,
Was bald die Welt auf's Neue bewegt;
Nur müßt ihr nicht verlangen,
Sie ſoll' es verkehrt anfangen. —

So braucht denn auch zu dieſem Ende
Der Herr verſchiedne Inſtrumente,
Und darum ſchickt er dann und wann
Uns Allen einen großen Mann,
Und manchmal thut er das Wunder
Und ſchickt zwei, drei herunter,

Daß wir an deren Werken
Die ſchwachen Gemüther ſtärken.
Iſt uns die Bibel auch Brod und Wein,
Sollen nicht noch andre Speiſen ſein?
Schrien wir nicht ſonſt, wie die Juden in der Wüſten,
Daß wir immer das Nämliche eſſen müßten?

Da nun große Männer doch Menſchen ſind,
So verſteht ſich, daß wir nicht toll und blind
Sollen Alles verſchlingen,
Was ſie uns bringen;
Sondern uns betragen als vernünftige Gäſte,
Prüfen, bedenken und uns halten an's Beſte.
Freilich müßt ihr euch ſo viel bequemen,
Das Beſte ſelber herauszunehmen;
Das Andre aber drinn zu laſſen,
Ohne deshalb Jemand zu haſſen;
Und ohne ſich darüber zu beſchweren,
Erzeigen dem Wirth gebührende Ehren.

Geſetzt nun, es würd' uns Großes gegeben
Durch Einen, der ſchlimm beſtänd' im ewigen Leben,
Haben wir was dabei zu thun?
Hätt' Einer uns hier zum Guten entflammt,
Und er ſelber würde drüben verdammt,
Haben wir dafür zu ſorgen?
Wir laſſen das Alles auf Gott beruhn,
Und jenem großen Morgen!

Schillers Geſinnung war ächtes Gold,
Und irrte er, ſo wie auch wir,
Sagt, ihr Geſtrengen, was ihr wollt,
Er iſt doch dort ſo groß wie hier!
Denn das iſt klar, wie das Sonnenlicht,
Wenn's Einem ein bischen am Glauben gebricht,
Deswegen holt ihn der Teufel noch nicht.
Gott weiß ſchon, wen er erwählet,
Und wen er zum Kampfe ſtählet,
Weiß, wem er ſchauet in's Angeſicht,

Und ſagt: Dir will ich geben,
Werke zu thun, die ewig leben;
Daß du, deinem Volk ein Held,
Mir erfriſcheſt und ſtärkeſt die ganze Welt.
Gott weiß ja ſchon, ſieht ſchon im Knaben,
Was einſt ein Volk an einem Mann wird haben;
Sieht, wer für Wahrheit, Freiheit, alles Hohe
Wird flammen auf in heller lichter Lohe.

Wird aber Zeugniß jeder Stern,
Was Gott erſchaffen kann.
Wie viel mehr ſehn wir Gott den Herrn
In jedem großen Mann;
Und ehren jeden, dem's gebühret,
Auch den, den Gott zu uns geführet;
Denn immer iſt es Gottes Geiſt,
Den man im Menſchenwerke preiſt!

Darum ſei keiner auch erboſt,
Wenn man mit Glocken läutet;

Vielmehr er bleibe ganz getroſt,
Man weiß, was es bedeutet.
Sagſt du: die Kirche ſei betheiligt,
Und ihre Glocken nun entheiligt:
Den Unſinn glaubt jetzt Niemand mehr,
Drum, ärgre dich nur nicht zu ſehr!

Und bleibt dir Schiller doch ein Heid',
Geh' heim, und ſchweige ſtille,
Und lies da mit Vergnüglichkeit
In Schmolke's Hauspoſtille.
Denk', wenn die Glocken manchmal wüßten,
Für welchen Lump ſie läuten müßten,
Sie riſſen und fielen wie Zunder
Von ihren Stühlen herunter. —

Wer ſich bekennt zum Chriſtenthum
Der ſuche darin ſeinen Ruhm:
Daß er im Herzen, wie ein Kind,

In Gott ſeinen lieben Vater find';
Und daß er trachte mehr und mehr,
Zu leben nach des Heilands Lehr';
Und dabei zeig' er allermeiſt,
Daß er etwas habe vom heiligen Geiſt.
Denn kann man nicht den Chriſten merken
In allem ſeinem Thun und Werken,
So iſt ſein Glaub' ein lumpig Ding
Und gilt mir keinen Pfifferling.

Feſt nun läge
Unſre Brummende;
Mit der Säge
Bahnt die Wege
In die Summende;
Ohne Verweilen
Hinein mit den Keilen,
Durch ſcharfe Schläge;
Herbei die Feilen!

Und in des Riſſes Bogen
Geſtrichen und gezogen.

Da kommt ein Gehirnberückter
Ein krumm und ſchief Gerutſchter
Gar manch' alt Weib entzückt' er
Und krötenleiſe hutſcht er:
„Erlauben's, erlauben's,
Der Schiller hinſichtlich des Glaubens,
Ich meine nur ſo im Allgemeinen,
Stimmte zwar an einen hohen Ton,
Das heißt: keinen gemeinen,
Stimmt aber nicht mit der Augsburg'ſchen Confeſſion;
Und weil nun ohne dies Pergament
Keine Seele kann gelangen zum ſeligen End',
So leidet es keinen Zweifel
Der Schiller iſt beim Teufel.
Drum bin ich wahrhaftig ordentlich erſchrocken,
Als ich hörte, ſie läuteten mit allen Glocken!

Wie ſteht es da um den alleinigen Glauben,
Wenn wir ſolche Dinge erlauben!
Ja, dieſe Glocke hat gewiß
Ein frommer Mann gegoſſen,
Mit Recht entſtand ein Klageriß,
Mit Recht hat ſie's verdroſſen.
Mit Recht beſtehn wir auf
Augsburg'ſchem Pergamente,
Auf dieſem Säulenknauf
Am neuen Teſtamente.
Das iſt der ew'ge, einz'ge Halt,
Errungen, erzwungen,
Durchdrungen von Gewalt,
Jahrhunderte alt.
Das iſt der Glauben,
An den halten die Tauben,
Da leſen ſie drinn,
Tragen ihn im Sinn
Und brauchen nichts weiter,
Das iſt die unzerbrochne Himmelsleiter!"

Was ſoll man dagegen nun ſagen?
Ich denke, man ſpricht:
Erlauben's oder erlauben's nicht,
Mag es wohl oder übel behagen,
Da habt ihr einen
Mit Müh'n beſtaubten,
Erſchrecklichen Beinblock,
Aber habt keinen
Grünbelaubten,
Erklecklichen Weinſtock!
Seit jene ſaßen und maaßen
Sich drüber beſannen,
Wol hunderte, verwunderte
Jahre verrannen;
Seit ſie mauerten und kauerten,
Ging die Zeit von dannen,
Sie verſauerten, ſie trauerten
Und bald 'en Berg von altem Werg
Zu Büchern ſie ſpannen,

Sie lauerten, ſie ſchauerten,
Was war's, was ſie gewannen?
Einen Riß in der Wand,
Einen Riß durch das Land,
Einen Riß durch die Mauer,
Einen Riß auf die Dauer,
Einen Riß mit Schmerzen,
Einen Riß durch die Herzen,
Einen Riß in der Leiter,
Einen — und ſo weiter.

Der Glaube gehört zu den wunderlichen Sachen,
Gleich dem Hahne ſchon Eier er legte,
Und brütete draus ſchon manchen Drachen,
Der dann ſich durch die Welt bewegte,
Und blutigen Streit erregte;
Ja was noch weit ſchlimmer,
Er thut es noch immer!
Da iſt vom Glauben die Rede nur,

Und von der Liebe keine Spur;
Wenn die Hoffnung nicht wär',
Wir lebten nicht mehr!
So wurde der Glaube herumgeriſſen,
Und die Werke auf die Seite geſchmiſſen,
Habt ihr denn ein Gewiſſen?
Das läßt euch doch allemal merken,
Gut oder böſe an den Werken,
Das weiß euch immer zu rathen,
Sobald ihr nur denkt an Thaten —
Was habt ihr denn für die Lehre,
Das ebenſo ſicher wäre?
Da werdet ihr wol ſchweigen müſſen!
Denn mit der Vernunft, da dürft ihr nicht kommen,
Die hat ja ſchon längſt ihren Abſchied genommen,
Was bleibt nun übrig? als daß ihr ſchnuft,
Euch auf ganz ſpezielle Erleuchtung beruft.
Erleuchtet' Gott euch denn allein in der Welt?
Hat er dazu geſpannt ſein Himmelszelt?

Spricht er von den vielen Wohnungen nicht
In unſers Vaters Haus?
Warum denn werft ihr Otterngezücht
Euch unter einander hinaus? —

Ihr bemerkt, ich habe nicht viel Reſpekt
Vor dem, was ihr aus der Bibel geheckt;
Denn was den reinen Glauben betrifft,
Da hab' ich ſelber geforſcht in der Schrift;
Und mit Griechiſch, da macht ihr mich nicht zum Narr'n,
Davon verſteh' ich ſo viel als eure Herrn Pfarr'n.
Doch behaupt' ich nicht, daß ich ſo viel verſtünd',
Wie Mancher, der unter euch Feuer anzünd't,
Doch eben weil ich denk', ich kann mich irren,
Und weil ich geſehn hab' eure Wirren,
So befolg' ich eine Regel,
Die mir beim Bibelleſen
Von je probat geweſen,
Die ſtell' ich euch hier als Regel:

Was
Ich verſteh',
Das muß ich auch
Trachten zu thun;
Und was ich nicht verſteh', das laſſ' ich ruhn.

Nun ſchiebt ihr Keguloſchieber,
Schiebt mir den Kegel um,
Je toller ihr ſchiebt, je lieber,
Den werft ihr nimmer um!
Schiebt nur mit großem Geſchick,
Wie jener Honigbär gar klüglich
Den vorgehangnen Klotz zur Seite;
Er hangt an einem Strick,
Kommt wieder unverzüglich.
Und ſchleudert ihr ihn mit Gebrumm
Auch wiederum in's Weite,
Der Klotz kehrt immer wieder um,
Und immer von der Seite,

Bis daß euch Bären, die ihr's thut,
Stürzt vom Baume die eigne Wuth.
Die Honigzellen ſind die guten Werke,
Der Bär iſt eure Glaubensſtärke,
Der Klotz, den ihr ſchiebt von der Hand,
Das iſt der geſun. Menſchenverſtand.

Die Glocke ſie ſchnurret
Und brummelt und murret;
Her die Raspeln, die groſsen!
Sie ſoll davon zittern
Sie mag ſich erboſen,
Im Zorne erdri,nen,
Es mag ſie erbittern,
Wir woll'n ſie verhöhnen
Sie muſs es ertragen,
Bis ſie rein will tönen,
Oder ſie wird kurz und klein geſchlagen.

Es laſſen ſich Schaafe zwar machen zu Frommen,
Es kann ihnen helfen in den Himmel zu kommen,
Aber die Frommen nicht machen zu Schaafen,
Die fernerhin in der Kirche ſchlafen;
Darum wackelt ſeit 50 Jahren ſchon
Dortrechter und Augsburger Confeſſion.
Und weil durch der Pfaffen unſinnige Starrheit
Entſtand der Zweifler arge Narrheit,
So ſind ſie ſelber an Allem Schuld,
Tragen die Folgen aber nicht mit Geduld.
Da jammern ſie kläglich
Von ihrem Gewiſſen;
Da wird unerträglich
Gezerrt und geriſſen!
Reißt ihr den Riß noch weiter,
Der zwiſchen Kirch' und Volk beſteht,
Wißt ihr auch einen Schneider,
Der das zuſammen näht?
Wähnt ihr, durch einen Glaubenskrieg

Errängt ihr eine Spanne Sieg?
Ein neues dreißigjähriges Schnauben
Würde befeſtigen den alten Glauben?
Und ein zweiter Weſtphäliſcher Schinken
Würde weniger ſtinken?
Oder hofft ihr die Schande beſſer zu bedecken,
Wenn ihr Macht bekämt, Leute einzuſtecken?
Das wäre erſt ein dummer Streich,
Durch's Zuchthaus zu fördern euer Gottesreich!
Das wär' erſt ein erbärmlich' Chriſtenthum,
Was verlangte nach ſolchem hundsſöttſchen Ruhm!
Ja! wär' erzwungen mit weltlichem Arm
Ein klapperdürrer — Gott erbarm!
Wär' er durchgeſetzt mit dem Spieße
Ein wackliger Glaube, ohne Hände und Füße,
Auf ſchöſſen die Pilze der Heuchelei,
Da wär's mit der Kirche gar vorbei.

Wenn ihr aber getroſt auf Gott vertraut,
Und auf die Macht der Wahrheit baut,

Und laßt zum Glauben die Werke kommen,
Dann wird's frommen.
Dann wird's mit einem Male lebendig,
Erwacht und lebt,
Und wächst und strebt;
Und ohne weitere Mühen
Fängt alles an zu blühen,
Und das wird nimmermehr abwendig!

So ist der Weg, wie man's beweist,
Das ist die Probe auf den heiligen Geist;
Nicht aber das Halten am alten Gebrauch,
Nicht das Zürnen und Eifern,
Das Glaubensgeifern,
Denn das thun alles die Heuchler auch.
Worte kann ein Jeder machen,
Formeln und Eide sind leichte Sachen,
Aber bald ist das Wahre zu merken,
Fragt ihr nach den Thaten und Werken.

Die ſind das große Aber,
Damit driſcht man den Haber,
Damit mahlt man den Habergrüh',
Die bloßen Kleien ſind nichts nüh.
Darum zeigt ein Mann ſein Weſen,
Wenn wir ſeine Thaten und Werke leſen;
Und darin war Schiller ein beſſ'rer Chriſt,
Als mancher Superin'dente iſt.

Nun bitt' ich, „ſeid wie die Weiber nicht,"
Die, wie der Schiller im Wallenſtein ſpricht,
„Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,"
Als könnten ſie nicht aus der Stelle fort,
„Wenn man Vernunft geſprochen"
Und ſich den Kopf zerbrochen
„Stundenlang."
Sonſt wird um das Papier mir bang.
Und ſcheltet nicht! Ich bin kein Spötter,
Und habe keine andern Götter!

Kann man denn haben einen andern Herrn,
Als den des Himmels und der Erden,
Wenn man ſich labt am Schönen gern,
Und will, daß das geehrt ſoll werden?
Wir wiſſen, daß „denen die Gott lieben,"
Und laſſen ſich den Weg nicht verrammeln noch verſchieben,
Daß „denen müſſen alle Dinge,"
Wären ſie auch gegen die heilige Schrift geringe,
„Zu ihrem Beſten dienen."
Damit empfehle ich mich Ihnen!

Die Geſellen ſingen:

Hochwürdige Herrn!
Ergreift die Feder,
Zieht von Leder;
Blaſet von Quartanten
Staub nach allen Landen!
Der Staub, der fliegt,
Der Mehlthau liegt,

Jedoch des Himmels Zeichen
Nicht aus dem Gleiſe weichen.
Und wenn die ganze Geiſtlichkeit
Aus einem Halſe Zeter ſchreit,
Der Strom durchbricht die Betten,
Der Geiſt nur kann uns retten!

Einer ſingt:

Bald nehm' ich meinen Fieder-
Wiſch wieder von der Wand,
Und ſchneid' mir eine Feder
Und gehe über Land.
Wol über das Land und weiter,
Vielleicht wol über die See,
Vielleicht die Himmelsleiter
Die ſteig' ich in die Höh'!
Und wird die Zeit noch trüber,
Da braucht man noch mehr Muth,
Vorüber, ihr Herrn, vorüber,
Ihr wißt nicht, was ihr thut. —

Der Meiſter ſpricht,
Nimmt die Mütze ab und macht ein ernſthaft Geſicht:

Jetzo zu des Streits Beendung
Gebt dem Ding' die rechte Wendung,
Und würde wieder mit Glocken geläutet,
So werd' es auf's Beſte ausgedeutet,
Und geſagt:

Wir danken Dir, Gott, alle Jahr',
Daß Du abwehrſt Hunger und Todesgefahr,
Für Korn und Wein und was Du beſcheerſt;
Wir danken Dir heut' aber allermehrſt
Für groſse Männer, die Du geſandt
Herab in unſer Vaterland;
Für geiſtigen Waizen und geiſtigen Wein,
Ohne den wir würden traurig ſein.
Und ſo wie Du bisher gethan,
So nimm Dich unſrer ferner an;

Erleucht' uns durch Deinen heiligen Geiſt,
Die groſsen Männer aber allermeiſt;
Auf daſs wir ſie immer beſſer bekommen,
Dem ganzen Volk zu Nutz und Frommen.

Und habt ihr es alſo ausgedeutet,
So könnt ihr zufrieden ſein, daſs man geläutet.

Hier iſt das Ende von dem Schwank
Über die Glocke, die in Stuttgart ſprang.

Warum aber wurde dies Lied geſungen
Von der Glocke, die zu Stuttgart geſprungen?
Ich habe jetzo das Vergnügen,
Euch zu verſichern, es war eine Lügen!
Die Glocke iſt gar nicht geſprungen,
Sondern hat ſich tapfer geſchwungen;
Sie hielt's für eine groſse Ehr'
Und iſt noch ſo ganz wie vorher.

Doch weil ſie hätt' ſpringen können,
So wollt' ich die Mittel nennen;
Weil ein andermal eine könnt' ſpringen,
So wollt' ich's im Voraus beſingen.
Denn es giebt noch Glocken im deutſchen Reich,
Die börſten ſogleich,
Würden ſie unter ſolcher Bedingung
Für einen Heiden geſetzt in Schwingung.
Es giebt immer noch etzliche Pfaffen,
Die mit langen Geſichtern herumſchlaraffen;
Auch noch manche Magiſträter,
So zäh wie Maaſtrichter Sohlenleder,
Die müſſen wir ſchrauben,
Wegen ihrem Glauben;
Die müſſen wir raspeln,
Wegen ihren Haspeln,
Die müſſen wir feilen,
Damit wir ſie heilen.

Vielleicht könnt' es gelingen
Den Riß hinweg zu ſingen;
Vielleicht könnt' man verhindern
Den Riß bei unſern Kindern; —
So laßt's uns denn verſuchen,
Verſteht ſich, ohne Fluchen.

Wer hat aber dies Lied erdacht?
Es hat's ein Schulmeiſter gemacht;
Der Schulmeiſter in Hippelau,
Eine ſchöne Müllerstochter hat er zur Frau.
Und da ſie neulich kam in die Wochen,
Da mußt' er Habergrütz' kochen
Und aufſitzen die ganze Nacht,
Und da hat er denn dies Lied gemacht,
Auch ſeinen Habergrütz' mit hinein gebracht.
Er ſchrieb's im Knitteltone,
Dem Pergament zum Hohne;
Jedem von Menſchen gemachten Pergament,

Was keinen Fortſchritt, kein Vorwärts kennt;
Jeder mit Satzungen beſetzten Eſelshaut,
Auf die man der Menſchen Seligkeit baut.

Die heilige Schrift in höchſten Ehren,
Weil wir durch ſie mit dem Himmel verkehren;
Aber einer jeden dürren Confeſſion
Hohn geſprochen und aber Hohn.
Iſt ſie gut geweſen zu ihrer Zeit,
Wie liegt das doch hinter uns weit;
Und ach! aus dieſes Thales Gründen,
Könnt' ihr nie den Ausgang finden?

Die heilige Schrift iſt lauteres Gold,
Wenn ihr ſie nur probiren wollt;
Aber mit ſtarrem Glaubensbekenntniß,
Zwingt ihr nur heillos Mißverſtändniß.
Die Kalten ſind bald drinn eingefroren,
Aber die Warmen werden im Gewiſſen geſchoren;

Und wenn weder kalt noch warm ihr ſeid,
Der Herr euch aus ſeinem Munde ſpeit.
Darum berſtet es, bröckelt und ſpaltet und reißt,
Wie viel ihr's mit Kalk auch bewerft und beweißt;
Wüchſe das Ganze wie ein Baum,
Man merkte die Separatiſten kaum.

Wollt ihr aber im Glauben nicht wachſen,
So ergeht's euch wie im Rhein den Lachſen;
Ihr habt wie ſie das dunkle Streben,
Eier und Milch von euch zu geben,
Und zieht wie ſie den Strom hinan;
Da kommt ihr bei etwas Hölzernem an,
Und da ſpringt ihr über die Stangen,
Und da ſitzt ihr drinn und ſeid gefangen,
Werdet geſpalten und in den Rauch gehangen.

Darum Hohn und aber Hohn
Jeder eſelshäutigen Confeſſion;

Dem Schlagbaum an des Glaubens Grenz',
Des Pergamentes Permanenz;
Was einſt geſchrieben,
Einſt beſchworen,
Dann geblieben
Ohne Ohren;
Beſchnattert, zerknattert,
Verdummend und brummend,
Biſſig und riſſig zurücke nur weiſt,
Buchſtaben kennt und keinen Geiſt.
Seit's mit Schimmel
Sich überzog,
Um den Himmel
Es uns betrog;
Das knurrende, murrende,
Knarrende, ſchnarrende,
Hemmende, ſtemmende,
Herzenbeklemmende
Pergament!
Und damit hat das Lied ein End'.

Album

für's Erzgebirge.

Album

für's

Erzgebirge.

Von

Mitgliedern des Schriftstellervereins.

Der Ertrag ist für bedürftige Erzgebirger bestimmt.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius
(in Commission)
1837

(Preis 1 Thlr.)

UNIVERSITÄTS U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Vorwort.

Dies Buch, das wir um einer guten Sache willen der Welt an's Herz legen, bedarf eines eigentlichen Vorwortes nicht. Sein Titelblatt deutet seinen Zweck an, und mit diesem Zweck ist sein Erscheinen gerechtfertigt, diese Zusammenstellung literarischer Gaben von Mitgliedern des Schriftstellervereins erklärt. Eher bedarf das Album für's Erzgebirge um seiner Verspätigung willen eines entschuldigenden Fürwortes. Aber mag auch der Segen des mild gewordenen Himmels jetzt manches Elend lindern, mag der heitere Schein der warmen Frühlingssonne die Schauer mancher Winternacht in unserm Gebirge verscheuchen: der Nebel, der dort die Höhen umzieht, sich dort in die Thäler verkriecht, kehrt wieder. Und der bange Nothruf vom Winter her ist noch nicht verhallt, die entsetzenvollen Bilder des Jammers, die eine kundige Feder in unserem Buche geschildert, auf der Tafel der Erinnerung noch

nicht verblaßt, werden mit frischen Farben täglich wieder neu. Möchte die Theilnahme, die dies Album anspricht, so groß sein, daß der Erlös dafür nicht blos einzelne Thränen trocknet, hier und da die Noth bricht, den Jammer auf Augenblicke tilgt.

Wir bieten in diesem Album eine bunte Reihe mannichfacher Gaben. Ernst und Scherz reichen sich hier die Hände, der Poet und der Mann der Wissenschaft, der Erzähler und der Volksfreund, der Humorist und der gelehrte Rechtskenner haben ihre Arbeiten hier zusammengestellt.

Seinen Beitrag vertritt jeder Verfasser mit seinem Namen. Mit der Zusammenstellung des Albums beauftragt, können wir, die hier Unterzeichneten, uns nur als Sammler dieser Gaben hinstellen. Als Geschäftsführer werden wir seiner Zeit über den Erfolg des Unternehmens öffentlich Rechenschaft ablegen.

Bei der Wahl des uns in reichem Maße zur Verfügung Gestellten war die Beschränkung auf Mitglieder des Schriftstellervereins, in dessen Mitte der Gedanke zu diesem Album entstanden, streng festzuhalten. Ein allgemeiner Aufruf zur Mitwirkung war nicht erlassen. Gleichwohl erfreute sich das Unternehmen einer solchen Theilnahme, daß unsere gute Absicht schon durch so viel Willfährigkeit sich belohnt fühlt. Sei denn allen

Denen, die dazu beisteuern wollten, namentlich den betreffenden Männern in Wien, Prag, Köln, Elberfeld und andern Städten, sowie Denen in unserer nächsten Nähe, hiermit der wärmste Dank öffentlich ausgesprochen. Dieser Eifer war uns eine Bürgschaft mehr für unser Unternehmen. Wir zweifeln nicht, daß die Unterstützung des Publicums so groß sein werde als der Zweck dieses Albums ein guter ist.

Leipzig, den 15. Mai 1847.

Friedrich Gerstäcker.
Dr. F. Gustav Kühne.
Dr. H. Wuttke.

Die Theurung im Erzgebirge und die Noth im Reiche im Jahr 1713.

Nach handschriftlichen gleichzeitigen Mittheilungen von

Dr. jur. Hermann Theodor Schletter,
Assistent bei der Universitätsbibliothek zu Leipzig, ꝛc.

In der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet sich eine von einem schlichten Bürger, dem Schuhmacher Johann Christoph Wolff sen. in Annaberg, verfaßte Chronik von Annaberg, welche über einen, dem jetzigen ähnlichen Nothstand im Erzgebirge aus dem Jahr 1713 berichtet. Ein kurzer Auszug dieser Notizen dürfte, zugleich als Beitrag zur Culturgeschichte jener Zeit, dem Zwecke des gegenwärtigen Albums nicht ganz fern sein.

Die Theurung des Jahres 1713 scheint, nach den Angaben unsers Chronisten zu schließen, erst gegen Ende des Frühjahrs begonnen zu haben. Er meldet zuerst am 10. Juni: „Den Tag galt das liebe Brod auf der neuen Mühle, welches vorhin nur 18—20 Pf. galt, als 6 leichte Pfund, anitzo aber 2 Gr. 3 Pf., und 2 Pf. vor ein jedes Brod Accise, welches schon lange Zeit hat hier müssen so vergeben werden, da die Accise anderer Orten nur 1 Pf. nimmt *)."

*) Wir bemerken, daß nach dem damals geltenden leipziger Münzfuße die Mark zu 12 Thaler ausgeprägt wurde, so daß das Verhältniß dieses zu dem jetzigen Münzfuß = 6 : 7 ist.

Dieſe Brodpreiſe ſtiegen den 15. Juni auf 28 Pf., den 7. Juli auf 29 Pf., den 13. Juli auf 3 Gr. 3 Pf., excl. der 2 Pf. Acciſe. Doch hatten ſie damit noch nicht das Maximum erreicht. Die Chronik berichtet von Mitte Juli: „Da war in ganz Wieſenthal den ganzen Tag kein Biſſen Brod bey keinem Bäcker zu bekommen, die Bäcker bucken aus Noth Semmeln und war noch große Noth darum, ehe Jemand noch um einen Dreyer bekommen konnte; ſie haben auf jede Perſon für 2 Pf. Semmel gerechnet, da iſt große Noth an gedachtem Ort Wieſenthal geweſen unter Alt und Jung. Endlich hat der Accis-Einnehmer Ausſuchung bey den Bäckern thun laſſen, ſo haben die Bäcker noch einen feinen Vorrath des Getreides gehabt, ſolchen auf Theurung zurück gehalten; und ſind ſelbige Tage über die 300 Menſchen hungrig und ungegeſſen zu Bette gegangen: denn ein Brod von 6 leichten Pfunden hat dieſelbe Woche gern 4 Gr. 6 Pf. gegolten und war noch nicht zu bekommen.

Dito ſind zwei Müller, als einer von Arnsfeld, der andere von Reißenheim, in Wolkenſtein mit Brod kommen, dieſe wollten eines, welches 7 leichte Pfund weg, vor 4 Gr. geben. Dieweil aber ſie von der Obrigkeit den Tax bekommen haben, als eines vor 3 Gr. 6 Pf., ſind ſie hinfort nicht wieder hinein kommen."

Daß dabei Unglücksfälle, glaubhafte und unglaubhafte, berichtet werden, iſt nicht zu verwundern. Am 26. Juni ertränkte ſich ein alter Mann in der Pöhl „Hungers halber und daß er nicht hat wollen betteln gehn." „Den 1. Juli aber" — heißt es in der Chronik — „kam in der Zeitung, daß Bürgermeiſter Genne in Görlitz hat einem Fuhrmann ſollen von ſeinem erbauten Korn verkaufen und weil er gedachtem Bürgermeiſter nicht hat wollen genug davor geben, hat der Bürgermeiſter geſagt zu ſeiner Frau, welche ihm ſehr zugeredet hat: ehe er es wolle um das Geld geben, ehe möchte es ihm zu Eiſen werden; welches auch durch Gottes Verhängniß gleich darauf geſchehen und zu Eiſen

worden. Der Bürgermeiſter iſt flugs darauf geſtorben; das Korn iſt in Leipzig und auch hier von wahrhaftigen Perſonen geſehen worden."

Als nach der Mitte des Monats Juli wieder beſſere Witterung eintrat und das Korn in Böhmen im Preiſe ſank *), haben ſich auch „die Bäcker ſtark angegriffen und ſehen lan und an jedem Brod gut 3 Pf. herunter gerückt und nachgelaſſen." Die Ernte fiel, ungeachtet der anhaltend naſſen Witterung dieſes Sommers, gut aus, allein die in Böhmen ausgebrochene Peſt (in welcher der Chroniſt eine Strafe Gottes erblickt) und die in deren Folge eingetretene Abſperrung des Verkehrs **) brachte wieder eine Steigerung der Preiſe hervor, ſo daß das Korn, welches ſchon von 9 Thlr. auf 3 Thlr. 12 Gr. geſunken war, wieder auf 4½ bis 5 Thlr. ſtieg.

Seiten der Regierung wurden bereits Mitte Juni Commiſſarien abgeſendet, welche das Gebirge bereiſten und „königliches Almoſen" vertheilen ließen. Es war der Oberbergdirector und Kammerpräſident Freiherr v. Löbendahl, der Oberhofjägermeiſter v. Erdmannsdorf und der Kammer- und Bergrath Wichmannshauſen ***). Im Herbſte deſſelben Jahres reiſte Erſterer nochmals im Gebirge umher und

*) Auffallend iſt das nach unſerm jetzigen Maaßſtabe ſehr bedeutende Mißverhältniß zwiſchen dem Preiſe des Korns und dem des Brodes. Es wird in der Chronik z. B. angeführt, daß das Korn zu derſelben Zeit 9 Thlr. koſtete, wo man 6 Pfund Brod mit 3 Gr. 3 Pf., und 2 Pf. Acciſe, bezahlte.

**) Es waren zu dieſem Zwecke Grenzwachen eingerichtet, wozu aus dem Wohnorte des Chroniſten jede Woche 15 Mann „Vaterländer" geſtellt werden mußten, welche wöchentlich Jeder 12 Gr. erhielten.

***) Bei ihrer Abreiſe aus Annaberg wurde ihnen, am 21. Juni, eine Abendmuſik gebracht und ein Gedicht überreicht, in welchem es in dem pomphaft-lächerlichen Lobpſalms-Styl jener Zeit unter Anderm heißt:

„Es müſſe der Donner den Lorbeer zerreißen,
Eh' deren Ruhm jemals zu Grunde ſoll gehn,
Es müſſe das Schilfrohr den Marmor zerſchmeißen,
Eh' deren Lob ewig nicht ſollte beſtehn."

ſorgte namentlich für Zufuhren von Korn aus dem ſächſiſchen Niederlande und aus Böhmen, zu welchem Zwecke er viele Fuhrleute vereiden ließ, welche bis gegen Neujahr 1714 hin Korn zuführten, ſowie er auch in Böhmen Factoren „ſetzte", die dort Korn einkaufen und nach Sachſen ſchaffen mußten.

So minderte ſich denn auch allmälig die Noth, wozu die reiche Korn- und Fruchternte dieſes Jahres nicht wenig beitragen mochte. Gleichwol ſtellt der Chroniſt gegen Ende des Jahres folgende Betrachtung an:

„In dieſem Jahre iſt die ganze Zeit uns recht miſerabel vorgekommen, dieweil alle Nahrung und Gewerb in Handel und Wandel, ja auch die meiſten Handwerke in Stocken gerathen ſind. Das Klöppelwerk, welches über hundert Jahre ſehr viele bei der Stadt, Arm und Reich, Alt und Jung, ernähret hat, iſt dieſes Jahr vollends in das harte Stocken gekommen. Da, wo ſonſt bei guter Zeit noch ein einzelner Menſch oder Jungfrau hat können einen Thaler erwerben, muß es das (dieſes) Jahr wöchentlich mit 4—6 Groſchen auf das Meiſte vorlieb nehmen, und können doch die Arbeit, die ſie gemacht, nicht anwerden: daher die Leute insgeſammt ſo ſehr verarmet, und die meiſten müſſen den Bettelſtab in die Hände nehmen. Bevoraus iſt zu beklagen, daß ſeine Bürger allhier ſich ſehr kümmerlich ernähren müſſen, wie zu ſehen an dem ſonſt löblichen Handwerk der Poſamentirer, weil ihrer Mitmeiſter viele wenig oder gar nichts zu arbeiten haben, welche bei dieſen mühevollen Zeiten dahin bedacht, daß ſie ihren armen Mitmeiſtern mit einem glaubwürdigen Atteſtate an die Hand gingen, damit mancher ehrliche Mann, der es vorhin nicht gedacht hatte, hat müſſen nach dem lieben Brode gehen und ſich davon ernähren."

Wir fügen ſchließlich noch ein derſelben Chronik inſerirtes Schreiben aus Süddeutſchland bei, welches ſich über ähnliche

Nothstände im „Reiche" verbreitet und zugleich einen Blick auf anderweite, culturhiſtoriſch nicht unintereſſante Zuſtände thun läßt.

Extract eines Schreibens aus Wertheim vom 17. Juli 1713.

„Ich muß auch ein wenig den Zuſtand, Jammer und Elend, wie es bei uns und im ganzen Reich hergehet, berichten. Es iſt die Noth ſo groß, daß ich es nicht beſchreiben kann; es iſt des Geldgebens ſo viel, daß ſchon viele Unterthanen nichts mehr geben können und haben Alles ſtehen laſſen und ſind davongegangen. Im Würtemberger Lande gilt das Pfund Brod zehn Kreuzer; die Leute ſitzen auf der Gaſſe und eſſen Gras aus dem Säckel; wenn der S..... ein Aas hinaus fährt, ſo laufen die Leute heftig darnach und ſchlagen ſich darum. Am Rhein ſind die Leute mehrentheils davongelaufen. Bei Regensburg und Augsburg iſt die Noth ebenſo groß: das Pfund Brod (koſtet) zwei Batzen. In Summa, wenn der Kaiſer keinen Frieden eingeht, er mag auch ſo ſchlecht ſein, als er immer ſein mag, ſo können es die Leute nimmer ausſtehen, bevorab das Winterquartier. Jetzt beſchießen die Franzoſen Landau heftig; wenn er (der Franzos) dieſes weg bekommt, ſo ſind wir keinen Tag vor einem Einfall ſicher. Der Jammer iſt größer, als es kann beſchrieben werden; es muß der ganze Mainſtrom (die Anwohner deſſelben) nach Mainz zum Schanzen. Die Noth im Odenwald iſt auch gar groß; geſtern ſind von hier 130 Mann, Bürger und Bauern, auf das Waſſer geſetzt und nach Mainz zum Schanzen geführt worden. Es war kläglich anzuſehen; die Leute haben nichts zu eſſen; es ſind alte Männer von 70 bis 80 Jahren darunter. Wie die Rede gehet, ſo werden unſre Bauern in der Grafſchaft auch fort müſſen. Ich glaube, die Krankheiten werden wohl dem Krieg ein Ende machen müſſen. Es hat ein übles Anſehen; Gott iſt ſehr erzürnt über uns, weil wir lauter Regen und Kälte bei uns haben. Um den Wein iſt es dies-

falls das Jahr geschehen und bekommen wir wohl ein Mißjahr; Gott helfe es uns ausstehen. Die Leute haben den Weinstock vergessen und seufzen nur um die lieben Früchte; die sind zeitig, aber es ist kein Wetter zum Schneiden. Das Heu verfault auf den Wiesen. Das Papier würde mir zu klein werden, wenn ich Alles beschreiben wollte: es liegt alle Nahrung darnieder und ist auf keinem Handwerk nichts mehr zu verdienen. Ich befürchte hier gar einen Aufstand; es ist ein Spengler hir, so einen Sohn gleiches Handwerks (hat), und sind beide ansessig. Der Sohn hat eine Frau und drei Kinder, und weil der Vater auf den Märkten gute Bekanntschaft und bessern Abgang als der Sohn hat, so hat der Sohn und seine Frau seinem leiblichen Vater und Mutter das Salz vergiftet, daß sie in acht Tagen alle beide gestorben; die Magd aber lebet noch, ist aber ganz contract, daß sie auf Händen und Füßen kriechen muß. Man hat sie aufgeschnitten und den Gift bei ihnen gefunden; weil aber der Sohn katholisch, so wird er von katholischer Seite geschützt. Jetzt hat ein Fischer einen katholischen Metzgergesellen todtgeschlagen; weil die Katholischen dem Spengler und seiner Frau ihr Recht nicht thun wollen, so wird der Fischer von lutherischer Seite auch manteniret; (es) hat also auf diese Art ein übles Aussehen."

Ein Blick in das Leben des Erzgebirges.

Von

Robert Blum.

Der gewaltige Nothruf, welcher aus dem sächsischen Erzgebirge schon beim Beginne des Winters erscholl, und trotz des Aufgebots aller Kräfte und Mittel der lebhaft angeregten Wohlthätigkeit sich kaum verminderte, hat die Blicke nicht nur in Sachsen, sondern fast in ganz Deutschland auf jenen Landstrich gelenkt, welcher durch den gänzlichen Verfall der nährenden Industriezweige dem Verderben preisgegeben scheint. Ist auch das Erzgebirge im Allgemeinen ein armer Landstrich, indem der widerstrebende Boden und die Rauheit des Klimas gleichmäßig auf eine sehr geringe Fruchtbarkeit desselben wirken, der Bergbau schon lange seinen Arbeitern nur das kümmerlichste Dasein gewährt, die Kattunweberei und Strumpfwirkerei eben im letzten Stadium des verzweifelten Kampfes liegen, welchen nach dem Gange fabrikmäßiger Industrieentwicklung die Hausindustrie überall mit der Fabrikation in geschlossenen Fabriketablissements kämpfen, dem sie überall erliegen muß; die Fabrikation von Holz- und Spielwaaren sich theils überlebt hat, theils gegen die mächtigere Concurrenz zurückgeblieben ist; die Leinwandindustrie unter der allgemeinen Verkümmerung schmachtet, der sie in ganz Deutschland preisgegeben ist, und die Band- und Posamentirwaarenfabrikation, trotzdem daß sie als der blühendste Erwerbszweig betrachtet werden kann, es nicht vermag, die allgemeine Geschäftscalamität

auszugleichen, so ist es doch vorzugsweise die rauheste Gegend des Erzgebirges, deren Bevölkerung sich mit dem einst so einträglichen Spitzenklöppeln beschäftigt, welche dem größten Mangel und Elend erliegt. — Die Schilderungen dieser allgemeinen Noth sollen indessen hier nicht um eine vermehrt, vielmehr in einem kleinen Bildchen das Leben des Erzgebirges geschildert werden. Die vielgenannten Dörfer Rittersgrün und Großpöhla, ersteres mit gegen 3000, letzteres mit etwa 1600 Einwohnern, die sich fast sämmtlich mit Klöppeln ernähren, mögen den Anhaltepunkt dazu bieten. In diesen, also ziemlich großen Dörfern giebt es selbst für die Männer außer dem Klöppeln wenig Verdienst; wenige nur nähren sich als Hochöfner auf dem benachbarten Hammerwerk und verdienen daselbst bei einer schweren Arbeit wöchentlich 1 Thlr., wofür sie abwechselnd Tag und Nacht arbeiten müssen, denn diese Werke stehen von Montags früh bis Sonnabend Abends niemals still. Noch weniger verdienen die Waldarbeiter, die zudem noch von der Witterung abhängen und im Winter gänzlich feiern müssen. Daher ist nichts natürlicher, als daß auch die Männer zum Klöppeln greifen und Knaben wie Mädchen die Klöppelschule (in Rittersgrün) besuchen, Männer wie Frauen am Klöppelkissen sitzen.

Mit dieser Arbeit nun vermögen ein Paar geschickte Hände bei dem anhaltendsten Fleiße in guten Zeiten 4—5 Ngr. täglich zu verdienen; dazu gehört aber nicht allein die höchste Ausbildung im Fache, also der Besuch der Klöppelschule von frühester Kindheit an, sondern auch die sauberste und geschmeidigste, von keiner rauhen Arbeit „verderbene" Hand. Deshalb verrichten auch die Männer, deren Hände zur feinern — und lohnendern — Arbeit fast stets zu ungeschickt sind, besonders im Winter die häuslichen Arbeiten, wie heizen, kehren, kochen u. s. w. und überlassen die Erwerbsarbeiten der Frau und den Kindern.

Die Wohnungen geben den Hütten der Proleterier, wie sie uns aus London, Manchester und andern großen

Städten geſchildert werden, wenig nach an Armuth und Elendigkeit. Schon das äußere Anſehen der Häuſer verräth das Elend, welches drinnen wohnt: die meiſten haben nur ein Erdgeſchoß und darauf ein großes Schindeldach. Die allgemeine Verarmung hat auch die Beſitzer dieſer Hütten nicht geſchont und ein Haus, welches noch ein Stockwerk über dem Erdgeſchoſſe hat, iſt faſt eben ſo ſelten, als eines, welches nicht äußerlich und innerlich die Spuren des Verfalles und verſäumter Ausbeſſerung an ſich trägt. An den kleinen Fenſtern ſind oft zwei Drittheile der Scheiben zerbrochen und mit Papier verklebt, wodurch das Tageslicht verkümmert wird, welches zu der feinen Arbeit ſo nöthig iſt; durch das lückenhafte Dach bricht Regen, Schnee und Sturm herein und oft iſt der Schäfer, der unter demſelben auf elendem Strohlager liegt, genöthigt, drei bis vier Mal nächtlich ſeine Stelle zu wechſeln, um den directeſten Störungen des ſchlechten Wetters zu entfliehen. Die Stuben ſind niedrig, eng, mitunter ungedielt, und meiſt ſchwarz und rußig, doch müſſen ſie oft für 3—4 Familien Unterkunft und Obdach gewähren. Das Klöppeln erheiſcht die höchſte Geſchmeidigkeit der Hände und die Stuben müſſen daher im Winter ſtets warm ſein, da die geringſte Steifheit der Finger die Arbeit ſtört; ja man trifft häufig in den engen Räumen die Temperatur eines Dampfbades. Holz wurde bisher ungeſtört aus dem Walde geholt; der Boden trägt vielfach nichts Anderes und die Noth hatte den Begriff des Holzdiebſtahls aus der Sprache und aus dem Gewiſſen verbannt. Auch das iſt in neueſter Zeit anders geworden; die Wälder ſind durch das in den Niederungen wachſende Bedürfniß mehr gelichtet worden, beſonders der Eiſenbahnbau hat direct und indirect unermeßliche Holzmaſſen verbraucht. Der Beſitzende hat ſich bereichert, der Arme iſt — wie immer — nicht nur leer ausgegangen, ſondern das vergeſſene Geſetz, welches nur vom Beſitzenden und für denſelben gemacht iſt, hat ſich wieder gegen ihn gekehrt und beſtraft den Holzdiebſtahl.

Die Kleidung des Erzgebirges hat nichts Eigenthümliches, wenn auch die Nachäfferei fremder Moden sie nicht zu dem Quodlibet gemacht hat, welches unsere Städte darbieten. Die Männer tragen gelbe Lederhosen, die bis ans Knie gehen, lange wollene Strümpfe und Schuhe oder hohe bis an die Knie gehende Stiefel, sogenannte Schlappstiefel; doch ist das letztere Kleidungsstück seiner Kostbarkeit wegen selten; im Sommer betrachtet man überhaupt die Fußbekleidung als etwas Ueberflüssiges. Den Oberkörper bedeckt eine lange, bis auf die Hüfte reichende Jacke, Wamms genannt, welche jedoch weniger Bekleidung des Mannes, als der ganzen Familie ist. Denn das Wamms vertritt die Stelle des gemeinschaftlichen Mantels und während dasselbe im Sommer überhaupt in Ruhestand versetzt ist, dient es im Winter Jedem, der die Hütte verläßt, als wärmende Hülle; sobald das Kind nicht mehr unter der Last erliegt und so groß ist, daß es nicht mehr darüber fällt, hat es auch ein Anrecht auf des Vaters Wamms. — Wo noch so viel Wohlstand herrscht, da besitzt der Mann auch einen langen blauen Tuchrock und kurze Tuchhosen, die aber fast nur dem Kirchenbesuche bestimmt sind, und die vereint mit einem großen runden schwarzen Filzhut den Staat ausmachen. — Die Frauen tragen ziemlich kurze buntgestreifte wollene Röcke, eine Art Oberhemdchen von weißem Baumwollenzeug mit kurzen bauschigen Aermeln und ein buntes Kattunhalstuch. Strümpfe und Pantoffeln brauchen sie nur im Winter. — Die Frauen lieben das Bunte und wenn sie Sonntagsstaat besitzen, so besteht er in einem bunten Kattunkleide und einer Haube mit bunten Bändern; nur wenige junge Mädchen tragen gescheiteltes Haar ohne Kopfbedeckung; es wird ihnen dies aber als Eitelkeit, als Vornehmthuerei ausgelegt. — Aus bessern Zeiten hat sich die Sitte erhalten, zur Communion nur im schwarzen Anzuge zu gehen und dazu, wo irgend möglich, ein seidenes Kleid zu besitzen. Das ist jedoch längst vorüber und nur wenige schwarze Kleider haben sich in den einzelnen Dörfern erhalten; diese aber sind gewissermaßen Gemeingut gewor-

den, werden für den ausgesprochenen Zweck geborgt und gehen aus grauer Vorzeit auf Kind und Kindeskinder über.

Der Hang der Frauen zu Putz, bunter Kleidung und etwas Flitterstaat giebt dieselben einer großen Plage preis, dem Hausirhandel. Eine Schaar Hausirer, Männer und Weiber, werden zur wahren Landplage für die armen Dorfbewohner; sie vermehren sich in neuester Zeit wie die Heuschrecken und haben viel zu der Noth auf den Dörfern mit beigetragen, während in den Städten, wo dieser Handel theils verboten, theils nicht ergiebig ist, man wenig davon weiß. Sie handeln mit Allem; mit Schwefelhölzern, kleinen Spiegeln, Messern, Taback, Seife, Bändern, Schmuck und besonders mit Ausschnittwaaren. Mit einer Zudringlichkeit, die ohne Grenzen ist, drängen sie sich in die Hütten der Armen und heften sich an ihre Sohlen, und wehe, wer in die Klauen dieser Harpyen geräth! Mit allen Ueberredungskünsten dringen sie so lange in die Armen, bis sie etwas von ihrem Kram um den doppelten Preis behalten. Von Bezahlung ist jetzt natürlich keine Rede. Nach 8 Tagen kommt der Hausirer wieder und bringt noch mehr, das endlich, wiewohl nach langem Widerstreben, auch angenommen wird; allein es hat das Weib so ausdrücklich erklärt, daß es mit der Bezahlung noch lange Zeit hätte, und weiß so viel von baldiger goldener Zukunft zu schwatzen, daß die Käuferin am Ende nicht mehr sorgt. Aber nur zu bald stellen sich die Hausirer wieder ein, um zu mahnen. Geld ist nicht da, und so ändert sich denn der Ton des Wucherers; statt der schmeichelnden Zudringlichkeit zeigt er jetzt eine maßlose Unverschämtheit und wird so massiv grob als er früher geschmeidig war. Entweder beschwatzt jetzt der Hausirer die arme Schuldnerin, daß sie das Einzige in der Hütte, was vielleicht wirklichen Werth hat, einen Ring, ein Kreuz, oder dergleichen für einen Spottpreis als Bezahlung giebt, was ihm um so eher gelingt, wenn er noch einigen Plunder herausgeben kann, oder er droht mit Klage und Pfändung Die in unheimlicher Finsterniß schleichende deutsche Justiz hat

es dahin gebracht, daß bei dem ſchlichten Volke ihre Boten gleich dem Böſen betrachtet werden und man ſich eher jeder Unbill ausſetzt, als der Gefahr, von ihr Recht zu erlangen. Deshalb wirkt die Drohung einer Klage gewöhnlich dahin, daß man das Letzte opfert, oder ſich für Wucherzinſen die Bewilligung kleiner Terminzahlungen erkauft; geſchieht das nicht, ſo wird eine Klage im Amt eingereicht, die Schuldnerin erhält Vorladungen und der Amtsbote iſt jedesmal mit 10 Ngr. zu lohnen. Wenn gleichwohl keine Bezahlung erfolgt, weil es ja den Armen an Allem fehlt, ſo ſchreitet man zur Ausphändung, und nimmt ihnen alle ihre Habe, ſo daß nicht ſelten eine in verhältnißmäßig guten Umſtänden lebende Familie durch den Ankauf einigen werthloſen Flitterſtaats zu Grunde gerichtet wird.

Die Nahrung der Erzgebirger beſteht faſt einzig und allein aus Kartoffeln, dort Erdäpfel genannt, in deren Bereitung ſie eine wahre Virtuoſität entwickeln und hundert Dinge in der Pfanne und im Topf bereiten, um Abwechslung in die Speiſen zu bringen. Traurige Selbſttäuſchung! Es fehlt eben an Dem, was Abwechslung giebt, an der Zuthat, der Würze, der Beimiſchung; der Arme iſt froh, wenn er nur Salz und das dürftigſte Schmalz hat und damit kann er nur die Form ſeiner Speiſe ändern. Eine große Rolle ſpielen die ſogenannten Röhrenkuchen, kleine runde Kuchen oder Klöße, die in der Ofenröhre gebacken werden. Die Kartoffeln werden dazu gekocht, dann geſchält und zu Brei gekneten, mit Salz und Schmalz gemiſcht und mit der Hand geformt. Dieſe Röhrenkuchen müſſen beſonders die Stelle der Semmel und Franzbrode beim Frühſtück vertreten. Kann und will man ſich eine beſondere Güte thun, ſo gießt man Syrup auf dieſe Kuchen, oder einen braunen Rübenſaft, den man ebenfalls Syrup zu nennen beliebt. — Sogenannter Kaffee iſt das einzige Getränk der Armen und wiederholt ſich täglich drei Mal, Morgens, Mittags und Abends; dieſer Kaffee beſteht aus einem langen Gebräu von Cichorie und kleingeſchnittenen gebrannten

Rüben oder Wurzeln; er wird in großen irdenen Töpfen aufgetragen, und Einzelne verzehren eine unglaubliche Menge dieſes Getränkes. Fleiſch iſt eine große Seltenheit, Brod iſt ebenfalls ein Leckerbiſſen und höchſtens kommen einige Surrogate von Hafer vor, Butter kennt man faſt gar nicht.

Dies iſt das gewöhnliche Leben im Erzgebirge; von Spiel und Tanz, Volksfeſten und Wohlleben, Erholung und Freude iſt dabei nirgend die Rede, wenn es auch nicht an einzelnen Erſcheinungen dieſer Art fehlt. Das einzige Vergnügen beſteht in dem gemeinſchaftlichen Klöppeln an den langen Winterabenden, wobei man ſich mit Erzählungen unterhält. Dieſes gemeinſchaftliche Klöppeln nennt man „zu Rocken gehen", eine Bezeichnung, die augenſcheinlich auf eine Zeit hindeutet, wo die Induſtrie jene ſeitdem unendlich vermehrte Bevölkerung noch nicht heimgeſucht hatte mit ihrem Seegen und ihrem Fluche. Auch liegt dieſen Zuſammenkünften nicht blos der angeborene Trieb der Geſelligkeit, ſondern die Sparſamkeit zu Grunde, indem man das Licht der kleinen, mit ſchlechtem rauchendem Oele geſpeiſten Lampe ſo nutzbar als möglich zu machen ſucht. Zu dem Zwecke werden ſo viel ſogenannte Schuſterkugeln um das Licht geſtellt, als die Geſetze der Refraction und die Erweiterung des Kreiſes geſtatten und jeder Schein fällt auf ein Klöppelkiſſen und ein Paar fleißige Hände.

In dieſer einförmigen Dürftigkeit und dürftigen Einförmigkeit leben Menſchen, denen die Natur den Rechtsbrief auf die Güter und Genüſſe der ſchönen Erde ſo gut ausgeſtellt, wie irgend Einem; ſo leben ſie in einer Zeit, wo man fortwährend vom ſteigenden Wohlſtande des Landes poſaunt und ſich anſtellt, als ob das Menſchenglück wie Pilze aus dem Boden ſchieße; ſo leben ſie in einer Zeit, wo man das Chriſtenthum neu erfunden zu haben meint, welches doch gleiche Liebe, gleiche Pflichten und gleiche Rechte lehrt, und wo man vor lauter Chriſtlichkeit den Kopf ſo rein verloren hat, daß für das Menſchliche der Begriff und das Gefühl abhanden gekommen iſt; ſo leben ſie in einer Zeit, wo man

die Verſuche zur Hebung dieſer Uebelſtände nicht ſelten als Narrheit oder als Hochverrath verdächtigt und verfolgt! O, wir ſind weit, ſehr weit gekommen!

Doch nein, ſo leben jene Menſchen nicht; ſo lebten ſie, als ſie noch „glücklich" waren, als ſie Arbeit und Verdienſt hatten und ihre „Genüſſe" billig waren. Das iſt eine ſchöne Vergangenheit, die wahrſcheinlich nur noch in ihren Winterabenderzählungen lebt, wie ehedem ſchon der gewöhnlichſte einfachſte Lebensgenuß für ſie in das Gebiet der Märchenwelt gehörte. Die Gegenwart hat Alles geändert, Alles verſchlimmert.

Denn der Abſatz der Erzeugniſſe ihrer Hand hat faſt ganz aufgehört und iſt von den Spitzen und Blonden, die um ein Viertel des Preiſes auf Maſchinen gefertigt werden, vom Markte gedrängt. Das Klöppelweſen iſt ſo herabgekommen, daß die geſchickteſten und fleißigſten Arbeiter kaum 1 bis 2 Ngr. täglich verdienen können und auch bei dieſem Lohne noch oft feiern müſſen. Aus den Wohnungen ſind die Bettſtellen und die Betten mit den blau geſtreiften Barchentüberzügen geſchwunden und ein Haufen Stroh iſt an ihre Stelle getreten, auf dem die ganze Familie ihre Ruhe ſucht, wenn die Qualen des Hungers ihr ſolche gönnen. Fenſter und Dächer ſind elender geworden, aber das Holz fehlt, und an ſeine Stelle iſt höchſtens grünes Reiſig getreten, welches mit Gefahr des Freiheitsverluſtes zuſammengetragen wurde und mühſam auf dem Ofen getrocknet werden muß; ſeine Ausdünſtung verdirbt die Luft, ſein Rauch macht die elende Wohnung vollends zur ſchwarzen Höhle und verdirbt den Armen die Augen. Die Kleidung iſt zerriſſen und in vielen Haushaltungen laufen die Kinder nackend umher, wie ſie aus der Hand der Natur kommen. Aber die Natur hat ſich wahrſcheinlich auf die Bruderliebe und Barmherzigkeit der „chriſtlichen" Bevölkerung und des „chriſtlichen Staates" verlaſſen und ihnen keine Wolle wachſen laſſen. Das väterliche Wamms hält kaum noch zuſammen, aber es hat eine neue

wichtige Beſtimmung erhalten: es muß der ganzen Familie als einzige ſchirmende Decke dienen in den langen Winternächten. Die Kartoffel, das einzige Nahrungsmittel der Armen, iſt ſeit zwei Jahren nicht gerathen; ſonſt erzeugte der Arme ſich dieſelbe, indem er ein Stückchen Feld für einen geringen Preis oder für Dünger pachtete. Nachdem die Mutter Erde ſogar ihn zwei Mal getäuſcht und ihm für die geſunde Ausſaat nur eine kranke unbrauchbare Ernte gegeben, iſt er völlig erſchöpft und vermag nicht mehr, Pacht und Ausſaat zu erſchwingen. Kartoffeln kaufen aber? — Der Scheffel, der ſonſt 16—20 Ngr. koſtete, koſtet jetzt drei Thaler.

Iſt es darum ein Wunder, wenn ganze Familien Wochenlang keine andere Speiſe haben, als einen Kleiſter von ſchwarzem Mehl, von zweifelhaften Beſtandtheilen und heißem Waſſer bereitet, dem ſogar die Würze des Salzes fehlt; daß andere einen Theil des Winters nur Suppe von Kartoffelſchalen genoſſen haben, die ſie zum Futter für eine Ziege aufgehoben hatten, die aber längſt der Noth zum Opfer fiel; daß das Fleiſch krepirter Pferde und anderer Thiere beim Schinder geſucht und als Leckerbiſſen verzehrt wird? Daß die hungernden Eltern den herzzerreißenden Schrei ihrer Kinder nach Brod mit Prügeln beantworten müſſen, um nicht völlig zur Verzweiflung getrieben zu werden; daß ganze Familien ihre Blöße nicht zu bedecken vermögen, obgleich ſorgfältige Beamte dem reiſenden Miniſter eine mühſam herausgeputzte Klöppelſchule zeigten; daß die Mutter ihre Säuglinge mit Blut ſtillen, weil der ausgehungerte Körper der Bruſt keine Milch mehr gab, und mit Blut fortſtillen mußte, weil ſie dem Säuglinge weder Milch noch Semmel zu kaufen vermochte; daß die bleichen matten Gerippe, die man Menſchen nennt, auf der Straße hinſtürzen vor Hunger und dem Schickſale überlaſſen bleiben, ob ſie ſich wieder von ſelbſt erholen oder nicht, da es Niemand vermag ihnen eine Labung zu reichen; daß Sterbende, die langſam verelendet ſind und die der Tod bald zu erlöſen verſpricht, keinen andern Gedan-

ken und keinen andern Wunsch haben, als sich nur noch einmal satt essen zu können auf dieser Erde, aber scheiden ohne Erfüllung dieses Wunsches; daß solche Wünsche die letzten Worte sind, welche die halbbekleidete Frau, der arbeitslose und arbeitsunfähige Mann, die nackenden Kinder am Sterbebette vernehmen, wo, abgesehen davon, was ihr menschliches Herz empfindet, sich zu den Qualen des Hungers noch das verzweifelnde Bewußtsein gesellt, daß hier ihr einziger Ernährer stirbt, nachdem er sich zu Tode gearbeitet und gehungert hat.

Das Alles sind keine Phantasiegebilde, keine Uebertreibungen; es sind **Thatsachen**, wie sie in Rittersgrün, Großpöhla, Wiesenthal und andern Orten vorgekommen sind; Thatsachen, vor denen selbst die Beschönigungs-, Bemäntelungs- und Umnebelungsmanie verstummte, die gewöhnlich sofort laut wird, wenn irgend eine Erscheinung auftaucht, die ernstliche Zweifel darüber hervorruft, ob denn wirklich unser dermaliger Staat der „beste Staat" sei. Allerdings kann der Staat in seiner dermaligen Organisation sowohl, als noch mehr auf seiner dermaligen Grundlage dieses Elend nicht aufheben; allein wenigstens sollte er alle seine Kräfte anstrengen, zu mildern und vorzubeugen, wo er immer kann. Das Allermindeste, was man von ihm verlangen kann, wäre doch, die völlig Hülflosen nicht noch zu belasten. Allein diese gräßliche Armuth ist mit indirecten Steuern wirklich überlastet und muß von jedem kargen Bissen Abgaben bezahlen; Butter, Fleisch und Kartoffeln, die im nahen Böhmen weit billiger sind, als im sächsischen Erzgebirge, müssen hoch versteuert werden — Wildpret, Fische und ähnliche Leckerbissen für die Reichen gehen steuerfrei ein; ebenso lag bis vor kurzem auf den trocknen Gemüßen eine hohe Abgabe, obgleich dieselben beim völligen Mißrathen der Kartoffeln unentbehrlich waren. Und während man diese ungerechteste und verkehrteste aller Steuern bestehen läßt, und nicht im Stande ist, den völlig entleerten Lebensmittelmarkt zu füllen, verweigert man ein so wichtiges und billiges

Nahrungsmittel, wie den Reis, durch Aufhebung des Eingangszolles auf den Markt zu bringen; ja, während die meisten Industriezweige so gesunken sind, daß sie kaum ihre fleißigen Hände noch nähren und dem Arbeiter die härtesten Entbehrungen auferlegen, nimmt man durch die völlig unrationelle Garnzoll-Erhöhung den darbenden Webern und Wirkern den schmalen Bissen zum Munde weg, um einige reiche Spinnereibesitzer, die meist durch eigene Schuld und falsche Veranstaltungen nicht vorwärts können, damit zu begünstigen. Es ist eine sehr verkehrte Welt! Dabei beschränkte sich directe Hülfe, welche geleistet wurde, lange Zeit auf wenige Thaler, und wenige alte Soldatenmäntel und Tzackots. Auch wußte man in einer langen und unerquicklichen Verhandlung über den Nahrungszustand nichts als die verbrauchten Mittel eines Chausseebaues, eines Mehlmagazins, einer Sparkasse — Leute, die nicht wissen, wie sie von einem Tage zum andern leben sollen, sollen *sparen*! — und mit einem Worte eines **Almosens** vorzuschlagen! Die wenigen Männer, welche wie der Abgeordnete Schaffrath die Forderung der Verarmungsfrage von einem höhern, zeitgemäßen Standpunkte auffaßten und behandelten, erhoben ihre Stimme vergebens; sie klang wie eine Stimme in der Wüste, unverstanden und ohne Widerhall in empfänglichen Herzen.

Was dem Erzgebirge fehlt, ist: *Aufhebung des modernen Helotenthums, Gewährung von Rechten im Staate und Arbeit.* Die erstere kann, muß der Staat geben, die letztere schafft gewiß die Gesellschaft selbst besser. Solche Versuche mißlingen in den Händen des Staates: hat derselbe doch vor wenigen Jahren erst große Summen, angeblich 54,000 Thaler, dazu verwendet und konnte mit dieser Summe wenigstens den *Anfang* zu einer Wirksamkeit machen, die ganzen Landestheilen Arbeit und Wohlstand brachte. Allein was geschah? Man kaufte mit dem Gelde den reichen Kaufleuten ihre Ladenhüter ab und den Armen kam *nichts* davon zu Gute. Viel wirksamer ist in dieser Beziehung das

Beſtreben des Kaufmanns Karl Heicke in Leipzig, der ſich den Scherznamen „Vater des hungernden Erzgebirges“ wirklich verdient hat, der einen Verein zu Stande brachte, welcher bereits die Mittel aufbot, mehrere hundert Arbeiter zu beſchäftigen, und zwar zu dem in guten Zeiten üblichen Lohne zu beſchäftigen; der aber ſich die Mühe und Koſten nicht verdrießen läßt, ſelbſt zu ſehen und ſelbſt zu handeln, ſo daß die Hülfe den Armen direct zufließt, nicht unberufenen Mittlern, die in der guten Zeit von dem Fleiße der Armen ſo viel bei Seite gebracht, daß ſie das jetzige Elend ruhig anſehen können.

Wodurch iſt den geſunkenen Nahrungsverhältniſſen in Teutſchland aufzuhelfen?

Von

Friedrich Moritz Baſt.

Kein Menſch, welcher die Vorgänge um ſich herum mit unverſchleierten Blicken zu betrachten gewohnt iſt, kann es überſehen haben, daß keineswegs die Ernte des verfloſſenen Jahres und die Steigerung der Viktualienpreiſe als die Urſache des in den Reihen unſerer ohnehin ſchon ſo genügſamen Arbeiter ausgebrochenen Nothſtandes zu betrachten ſind. Denn wir erinnern uns der Jahre 1816 und 1817, wo der Mißwachs aller Feldfrüchte total und der Preis der Nahrungsmittel ein weit höherer war, als der jetzige Getreidepreis; und gleichwohl war, ſelbſt bei einem Kornpreiſe von 13—15 Thlr. pro Scheffel, keine allgemeine, ſondern nur in einzelnen Familien des Arbeiterſtandes bemerkbare, Noth vorhanden. Wir können aus dem Munde Tauſender von Arbeitern die Beſtätigung hören: „ja damals war die Noth bei weitem nicht ſo groß, denn wenn das Korn auch theuer war, es wurde aber doch auch genug Geld verdient! Wenn dies aber wahr iſt, wenn nicht geleugnet werden kann, daß die dermalige Steigerung der Brodpreiſe den herrſchenden Nothſtand nicht hervorgerufen, ſondern nur noch drückender gemacht habe, ſo iſt auch der Troſt, welchen man dem Arbeiter giebt: es würden die Fruchtpreiſe durch Einfuhr von auswärts und durch den jetzt erſichtlichen ausgezeichneten Stand der Winterſaat bald zu beträchtlichem Sinken gebracht werden, — nur eine nichtsſagende Vorſpiegelung. Denn wenn man auch zugeben will,

daß durch das Sinken der Brodpreiſe eine Erleichterung des bereits Schrecken erregenden Nothſtandes herbeigeführt werden wird, ſo iſt doch dadurch der Nahrungsloſigkeit noch keineswegs vorgebeugt, ſie wird vielmehr mit allen ihren ſchrecklichen Folgen nicht nur fortbeſtehen, ſondern ſich bei den billigſten Fruchtpreiſen unaufhaltſam ſteigern.

Es dürfte daher für jeden Vaterlandsfreund die Frage nahe liegen:

Wie iſt dieſer Nahrungsloſigkeit des teutſchen Fabrik- und Arbeiterſtandes wirkſam entgegenzutreten?

Wollen wir uns aber in Beantwortung dieſer Frage nicht mit Selbſttäuſchungen — ein jetzt in gewiſſen Regionen leider ſehr gewöhnliches und beliebtes Beruhigungsmittel — irre führen, ſo haben wir vor allem zu unterſuchen, welche Umſtände dieſe Nahrungsloſigkeit hervorgerufen haben? Da wird man uns zurufen: An dem ganzen Elende Teutſchlands ſind die Maſchinen und die Eiſenbahnen ſchuld; denn die Maſchinen haben dem kleinen Arbeiter ſeinen Verdienſt genommen und dem einzelnen Gewerbtreibenden es unmöglich gemacht, die Konkurrenz mit dem großen Fabrikherrn auszuhalten; ſo daß ein Gewerbtreibender nach dem andern aufhören und zu Grunde gehen muß. Die Eiſenbahnen aber haben die großen Kapitaliſten an ſich geriſſen und dem kleinen Gewerbsmann auch die letzte Hülfe, die Unterſtützung mit fremden Geldmitteln, weggezogen.

Nun es läßt ſich nicht beſtreiten, daß dieſe Anſicht, ſo ſehr ſie auch von vielen Seiten ſchon bekämpft wurde, doch eben ſo wahr als unwiderlegt geblieben iſt. Allein damit iſt nur für die Sache ſelbſt noch Nichts gewonnen; denn die Maſchinen und die Eiſenbahnen ſind vollendete Thatſachen, welche ſich durch alles Reden und Klagen nicht wieder aus der Welt verdrängen laſſen; ſie werden ihre Folgen unaufhaltſam äußern und es kann nur darauf ankommen, Mittel ausfindig zu machen, wodurch es uns möglich wird, die verderblichen Einwirkungen auszupariren und nach und nach

ſelbſt in wohlthätige Wirkungen umzugeſtalten. Hat doch die Natur noch nie ein Gift erzeugt, gegen welches ſie nicht zugleich ein Gegengift geſchaffen und welches, richtig erkannt und angewendet, ſelbſt zum wichtigſten und nützlichſten Heilmittel geworden wäre.

Ebenſo ſteht es mit dem Gifte der Maſchinen und Eiſenbahnen und wir müſſen uns deshalb vor allen Dingen klar darüber werden: ob die Eiſenbahnen und Maſchinen ſelbſt und unbedingt oder nur in ihrer Anwendung, in der Art, wie man ihre Wirkungen benutzt, ſchädlich ſind? Daß beide in der obenerwähnten Weiſe zum Nachtheile der einzelnen Gewerbtreibenden, zum Nachtheile der einzelnen Arbeiter gewirkt haben, läßt ſich mit Grund nicht beſtreiten; aber wodurch wurde es beiden möglich, die große Anzahl der Gewerbtreibenden und Arbeiter ſo ſehr in Nachtheil zu bringen, ſo ſehr vom Markte des Geſchäftslebens zu verdrängen?

Nur die Macht der Kraftverbindung iſt es, wodurch jene Wunderwirkungen erzeugt werden; ihr gegenüber erſcheint der einzelne Gewerbtreibende, der einzelne Arbeiter, in ſeiner Vereinzelung daſtehend, als ein ohnmächtiges Weſen, als ein altersſchwacher, entkräfteter Greis, dem von Muth und Kraftfülle ſtrotzenden Jünglinge gegenüber.

Gefühlt hat man ſchon lange, daß dieſem Zuſtande abgeholfen werden müſſe, aber über das Wie? iſt man noch zu keinem glücklichen Ergebniſſe gelangt. Man hat verſchiedene Maaßregeln in Vorſchlag und theilweiſe zur Anwendung gebracht, aber immer mit ſchlechtem Erfolge. Man hat die Regierungen angetrieben, die Ketten des mittelalterlichen, verroſteten Zunftzwanges wieder ſtraffer zu ziehen, das veraltete Inſtitut der Innungen ſammt allem wenig erquicklichen Gefolge wieder aufzufriſchen; man hat das Anlegen neuer Fabriken zu erſchweren geſucht; man hat die Gewerbe von den Dörfern zu vertreiben und in die Städte zurückzudrängen verſucht; man hat Verbote und Erſchwerungen des Hauſirhandels aufgebracht; man hat Zollſperren und Schutzzölle ver-

langt und geschaffen; man hat von den Regierungen für die Gewerbe Unterstützungen begehrt und zum Theil erhalten und unzählige dergleichen Maaßregeln mehr in Anspruch genommen; aber Alles umsonst, gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, ist erzielt worden; immer tiefer ist der Verdienst der Gewerbtreibenden und Arbeiter gesunken, ja der völlige Ruin, die gänzliche Nahrungslosigkeit ist eingetreten. — Wir erinnern an die Noth der schlesischen Weber, an die Noth des sächsischen Erzgebirges vor einigen Jahren und zwar gerade zu einer Zeit ganz billiger Lebensmittel und reichhaltiger Ernteergebnisse! — Sind sie nicht Beweis genug, daß jene Maaßregeln sämmtlich erfolglos gewesen, daß sie nur dazu gedient haben, diese unglücklichen Arbeiter höchstens auf kurze Zeit hinzufristen, um das Elend mit desto unbesiegbarer Heftigkeit in kurzer Zeit wieder hervorbrechen zu lassen?

Jeden Falles müßte man aber aus diesen Vorgängen die Lehre gewonnen haben, daß auf solchem Wege, mit solchen Mitteln, das Ziel, was man erstrebt, nicht mehr erreicht werden kann. Ja es muß endlich einmal den Regierungen und dem Volke besonders hieraus klar werden, daß es ein vergebliches Bemühen ist, in das Rad der Zeit eingreifen und seinen unaufhaltsamen Umschwung aufhalten zu wollen, daß das ganze Universum nicht zum Stillstehen, sondern zum steten Fortschreiten bestimmt ist, und daß des Menschen Kraft bloß darin zu suchen ist, wenn er von seiner Vernunft den richtigen Gebrauch macht und seinen Scharfsinn darauf richtet, alle Erfindungen und Kräfte der Natur so zu benutzen, daß sie zum wahren Vortheile der kommenden Geschlechter gereichen.

Betrachten wir aber von diesem Gesichtspunkte aus die Maschinen und die Eisenbahnen, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß sie uns folgende heilsame Lehren geben:

1) Durch Vereinigung der Kräfte wird Großes, Unglaubliches ausgerichtet, durch Vereinzelung oder Zersplitterung derselben wird jede wahrhaft großartige Idee unmöglich gemacht.

2) Ein wahrhafter Fortſchritt läßt ſich weder rückwärts drehen, noch aufhalten, ohne ſeine ganze Macht zum Verderben deſſen zu kehren, der mit frevelhafter Hand in das Rad der Zeit zu greifen wagt.

3) Wohl aber wird jeder Fortſchritt wenn die Menſchen ſich bemühen, mit ihm Hand in Hand ihr Ziel nicht rückwärts, ſondern vorwärts zu ſuchen und zu verfolgen zum wahren Wohle der Menſchheit zu leiten und anzuwenden ſein.

Dieſe Betrachtungen, angewendet auf die durch die Eiſenbahnen und Maſchinen erzeugten Nachtheile für den Stand der Manufakturiſten und Arbeiter, werden uns bald den Standpunkt erkennen laſſen, von welchem aus wir gegen die bereits aufgetretene und immer noch heftiger ausbrechende Nahrungsloſigkeit die Hülfsmittel zu erblicken und uns ihrer zu bemächtigen haben.

Kann dem Maſchinen- und Fabrikweſen gegenüber der einzelne Manufakturiſt und Arbeiter nicht mehr in die Schranken treten und die Konkurrenz für die Dauer aushalten, ſo wird den vereinten Kräften einer größeren Anzahl Manufakturiſten ſicher gelingen, was dem Einzelnen unmöglich geworden iſt.

Vereinigung der Kräfte, freie Vergeſellſchaftung iſt demnach die vornehmſte Aufgabe der Jetztzeit; ihr nur iſt es vorbehalten nicht allein mit dem Maſchinenweſen Hand in Hand zu gehen, ſondern ſich daſſelbe dauerhaft dienſtbar zu machen. Würde es wohl dem Einzelnen möglich geweſen ſein, ſich die Dampfkräfte zum Waaren- und Perſonentransport auf glatten Eiſenbahnen in ſo großartigem Maaßſtabe dienſtbar zu machen? Aber der Vereinigung vieler Menſchen, vieler Geldmittel zu demſelben Zwecke, iſt die Ausführung ſolcher Rieſenpläne möglich geworden.

Wenn alſo der einzelne Weber, der einzelne Tuchmacher nicht die Mittel beſitzt, ſich Webermaſchinen oder Maſchinen

webeſtühle anzuſchaffen, ſo wird es aber gewiß den vereinten Geldmitteln einer größeren Anzahl von Webern möglich ſein, die Maſchinen auch ſich dienſtbar zu machen, ohne vorerſt darauf warten zu müſſen, ob der Kapitaliſt nach überſtandenen und verſchmerzten Eiſenbahnbaukoſten ſchon wieder Luſt verſpüren wird, dem Manufakturiſten Geldvorſchüſſe zu machen.

Statt deſſen quält der einzelne Manufakturiſt ſich mit ſeinen kaum zureichenden Mitteln ab, um einen Ballen Waaren fertig zu bringen, er beſchneidet, wenn die Mittel nicht zureichen wollen, den kargen Lohn ſeiner Gewerbsgehülfen; er ſucht, was am Anlagekapital ihm fehlt, wieder an der Güte des Materials fehlen zu laſſen; alles, um nur mit kleinen Mitteln eine möglichſt große Quantität Waaren herzuſtellen, und nun bezieht er mit den fröhlichſten Ausſichten die Meſſe. Da ſteht neben ihm das große Waarenlager des reichen Fabrikherrn, welcher neben zureichenden Mitteln auch die Kraft und Schnelligkeit der Maſchienen ſich dienſtbar zu machen gewußt hat. Die Käufer ſtrömen nach dem großen Waarenlager zu, dort haben ſie das Auslesen! Der ärmliche Ballen des kleinen Gewerbsmanns bleibt unbemerkt und entweder unverkauft oder muß, damit nur die Produkzionskoſten gedeckt und die Arbeit wieder fortgeſetzt werden könne, um jeden Preis hingegeben werden. Dieſes Mißgeſchick, durch einige Meſſen wiederholt, iſt mehr wie ausreichend, das kleine Anlagekapital zu verſchlingen und den Gewerbsmann bei aller Thätigkeit und Sparſamkeit zu ruiniren. Mit ihm ſelbſt wird auch die Zahl ſeiner Arbeiter auf längere oder kürzere Zeit verdienſt- und brodlos und ſo wächſt die Zahl der Arbeitsloſen von Jahr zu Jahr zu einer zuletzt Schrecken erregenden Höhe. Je mehr aber die Gewerbtreibenden in Abfall der Nahrung gerathen, deſto weniger iſt der Kapitaliſt geneigt, noch Hülfsmittel zum beſſern Umſchwung der Gewerbe herzuleihen, weil ſein Vertrauen zu denſelben in demſelben Grade verſchwindet.

Vergebens wird man ſich daher bemühen, die Kapitale wieder für die Induſtrie zu gewinnen, wenn man nicht vorerſt dahin ſtrebt, derſelben eine Achtung gebietende Stellung in Teutſchland zu geben und ihr eine Macht zu verſchaffen, vor welcher der Grundbeſitz — ohnehin nicht mehr im Stande Teutſchland zu ernähren — in den Hintergrund treten muß.

Aber fragen wir immer wieder: wie iſt dies dem einzelnen teutſchen Gewerbtreibenden möglich, da ſeine beſchränkten Hülfsmittel ſehr häufig nicht einmal mehr hinreichend ſind, den Fortbetrieb des Gewerbes hinzufriſten? Ein wahrer Aufſchwung der teutſchen Induſtrie zu derjenigen Höhe, welche dem Inlande wie dem Auslande Vertrauen einflößt, wird, wir wiederholen es, unter den dermaligen Geld- und Konjunkturverhältniſſen der Konkurrenz des Auslandes gegenüber unmöglich ſein, wenn ſich der teutſche Gewerbtreibende nicht entſchließen kann, aus der ihm bisher eigenthümlich geweſenen, abgeſonderten und vereinzelten Stellung herauszutreten und ſich dem jetzt allein noch möglichen Prinzipe, nämlich dem Sozialismus, in die Arme zu werfen und ſich mit anderen ſeiner Gewerbsgenoſſen, nach Maaßgabe ſeiner Mittel und Fähigkeiten zu größeren, auf Gemeinſchaftlichkeit alles Gewinnes und Verluſtes und auf Gegenſeitigkeit der Leiſtungen gegründeten Gewerbsgeſellſchaften zu verbinden.

Damit man aber unſere Gemeinſchaftlichkeit nicht etwa in Kommunismus überſetze und uns ſofort als einen, aller Welt Schrecken einjagenden Kommuniſten verſchreie, wollen wir uns deutlicher dahin erklären: daß wir unter jener Gemeinſchaftlichkeit eine auf die Grundſätze der Geſellſchaft geſtützte verſtehen, vermöge deren der gemachte Gewinn den einzelnen Geſellſchaftsmitgliedern nach dem Verhältniſſe ihres größeren oder geringeren Antheiles als ihr Privatvermögen (Eigenthum) zugetheilt, und aller Verluſt, ſowie alle Koſten nach demſelben Maaßſtabe getragen werden. Es unterſcheidet ſich alſo von dem Kommunismus, nach welchem es kein Privat-

eigenthum giebt, sondern aller Gewinn ungetheilt bleibt und lediglich der gemeinschaftlichen Kasse der ganzen Gesellschaft angehört, die von uns vorgeschlagene Gemeinschaftlichkeit wesentlich, indem sie vermittels der Vertheilung des Gewinnes an die einzelnen Gesellschaftsmitglieder zu demselben Ergebnisse (größtmöglichste Vermehrung des Privateigenthums der Einzelnen) führt, welches durch die bisherige abgesonderte Gewerbsthätigkeit des einzelnen Gewerbsmannes erzielt werden sollte.

Dagegen hören wir einwenden: das Mittel der allgemeinen Vergesellschaftung im Gewerbswesen sei unausführbar, weil das Mißtrauen des Einzelnen gegen den Anderen eine so innige Verbindung u. s. w. unmöglich mache, und es werde eine solche Gesellschaft auch nicht viel helfen, da es dergleichen schon genug gegeben, welche nachher wieder aufgelöst werden mußten, nachdem sie zuvor ihre aufgewendeten Aktiencapitale gänzlich verloren, oder die letzteren während der ganzen Betriebszeit ohne Dividendegenuß geblieben; indem erfahrungsmäßig die Verwaltungskosten bei solchen Unternehmungen die ganze Einnahme aufzehren.

Nun es läßt sich wohl nicht läugnen, daß diese Einwendungen mit ganz nahe liegenden Erfahrungen belegt werden können, wir erinnern nur an das jämmerliche Ende der Aktienweberei in Aue, der Maschinenbaukompagnie, an die Unfruchtbarkeit der erzgebirgischen Eisengesellschaft zur Königin-Marienhütte u. s. w. Indessen dürften eine ausführliche Widerlegung die engen Grenzen dieser Blätter nicht gestatten; deshalb beschränken wir uns darauf, zu bemerken: daß wir Erwerbsgesellschaften von der Einrichtung wie jene Aktienkompagnien hier nicht gemeint haben. Denn bei diesen bestehen die wahren Gesellschaftsmitglieder gewöhnlich aus geschäfts- und kopflosen Geldlieferungsmaschinen, die wahre Aktivität der Gesellschaft ruht in den gewöhnlich fast unverantwortlichen und so gut wie gar nicht kontrolirten Händen eines großen, kostspieligen, festbesoldeten, bei dem Unternehmen selbst aber gar nicht betheiligten

Beamtenperſonals; während Gewerbsgeſellſchaften, wie wir dieſelben wollen, nur aus Männern vom Fach, aus Männern deſſelben Gewerbes beſtehen und der Geſellſchaft ein doppeltes Kapital einbringen, nämlich den einem jeden möglichen baaren Beitrag zum Betriebskapital und das Kapital ihrer Arbeit, ihrer eignen Gewerbsthätigkeit. Daß es hier ein, von dem Intereſſe der Geſellſchaft getrenntes Beamtenthum weder giebt, noch deſſen bedarf, liegt auf der Hand, und dadurch iſt nicht nur die Baſis, auf welcher der ganze geſellſchaftliche Organismus ruht, gegeben, ſondern mit ihm auch zugleich der aus dem bisherigen Aktiengeſellſchaftsweſen genommene Haupteinwand gegen die von uns vorgeſchlagenen Gewerbsgeſellſchaften im Allgemeinen widerlegt.

Ferner wird man, und zwar mit mehr Grund, gegen unſeren Vorſchlag einwenden: daß die bloße Hebung der Gewerbe vermittels Gewerbsgeſellſchaften, auch wenn letztere allgemein durchgeführt würden, noch immer nicht dazu führen könne, den geſunkenen Nahrungsverhältniſſen Teutſchlands dauerhaft aufzuhelfen, da es ja keineswegs an gutem Fabrikate, ſondern vor Allem an ausreichendem Abſatze fehle.

So wahr dieſe Bemerkung iſt, ſo liegt doch die Grundurſache auch dieſes nicht zu verkennenden Uebelſtandes lediglich wieder in der iſolirten Geſchäftsbetreibung des Gewerbe- und Handelsſtandes, welche, wenn anders die Stellung des teutſchen Handels und der Gewerbe dem Auslande gegenüber eine beſſere werden ſoll, aufhören muß.

Auch der teutſche Handelsſtand kann, ſoweit er mit Erzeugniſſen des teutſchen Gewerbfleißes Handel treibt, in ſeiner großen Mehrheit die iſolirte Stellung, in welcher er ſich jetzt bewegt, nicht länger behaupten, ohne ſeinen Waarenvertrieb nach Außen vollends zu verlieren und gänzlich zu Grunde zu gehen. Den ſchon bis auf faſt Nichts zuſammengeſchrumpften Export der Waaren in andere Welttheile ſucht man wieder zu

heben, indem man die Regierungen anruft, eine teutſche Flotte zum Schutze des teutſchen Exporthandels aufs Meer zu ſtellen, dem Export die gröſtmöglichſten Erleichterungen zu verſchaffen, die Einfuhr fremder Manufakturwaaren möglichſt zu erſchweren, oder, wie Einige wollen, vollſtändige Handelsfreiheit herzuſtellen. Allein man vergißt dabei die politiſche Geſtalt Teutſchlands, man überſieht, daß Teutſchland auch keinen Schatten von ſtaatlicher Einheit beſitzt und daß man deshalb von den teutſchen Regierungen etwas durchaus Unmögliches verlangt, etwas, das die Regierungen ſelbſt bei dem beſten Willen nicht geben können, ſo lange der Status quo in Teutſchland derſelbe bleibt; und daß eher Teutſchlands geſammter Gewerbe- und Handelsſtand in Millionen Bettlerfamilien verwandelt, als eine politiſche Umgeſtaltung Teutſchlands, ausgehend von den teutſchen Regierungen, ins Leben gerufen werden könne; dies muß jedem Verſtändigen ſonnenklar ſein. Wozu alſo dieſe ewige unwürdige Bettelei, dieſes unwürdige, nie etwas fruchtende Petizioniren!

Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! —

So muß der Wahlſpruch lauten, der zum Ziele führt. Teutſchlands Handel könnte längſt eine große Handelsflotte haben; Teutſchlands Handel könnte ſchon längſt ſo gut wie England und Frankreich in allen Theilen der Welt ſeine Waarendepots, mit vollſtändiger Garantie haben, mit England und Frankreich allenthalben in die Schranken treten, wenn ſich der Kaufmann nur erſt aus ſeiner egoiſtiſch abgeſperrten Geſchäftsführung heraus- und bis zum wahren Selbſtvertrauen auf ſeine Kraft durcharbeiten wollte. — Wenn der Kaufmann vorerſt aufgehört haben wird, in der tiefſten Geheimhaltung ſeines „Credit“ und „Debet“ alles Heil ſeines Geſchäfts zu erblicken und ſich entſchließt, ſeinem Standes- und Berufsgenoſſen zu einem Schutz- und Trutzbündniß auf gemeinſchaftlichen Gewinn und Verluſt ſtatt der italieniſchen Kaufmannshand, die ehrliche teutſche Bruderhand zu reichen; — dann werden große Handelsgeſellſchaften entſtehen und allein im Stande ſein,

dem Handel die auswärtigen Absatzquellen wieder zu öffnen, dem teutschen Handel die Meere zu erschließen und sie mit den Flaggen einer mächtigen, Achtung gebietenden teutschen Handelsmarine zu beleben. Wer aber wird es bezweifeln, daß der einzelne teutsche Kaufmann kaum ein eigenthümliches Schiff, geschweige denn, und wäre er auch noch so reich, eine Handelsflotte ins Leben rufen könne; verbinden sich aber die Hülfsmittel, die werbenden Kapitale von nur [illegible] teutschen Kaufleuten zu demselben Zwecke; wer zweifelt noch, daß es ihnen in kurzem möglich wäre, sich nach allen Welttheilen, auf allen Meeren die gesichertsten Handelsstraßen zu eröffnen und die auswärts angelegten Waarendepots durch eigne Direkzion, und Beaufsichtigung unter den sichersten Garantien zu erhalten?

Daß dies Alles für den weiter sehenden Geschäftsmann keine schwärmerischen, in der Wirklichkeit unerreichbaren Traumgebilde sind, beweist schon die staunenswerthe Größe und Geschäftsausdehnung des **östreichischen Lloyd**, obwohl derselbe gegen das, was einer allgemeinen teutschen Handelsgesellschaft zu erreichen möglich, nur wie der Zwerg gegen den thurmhohen Riesen erscheint. Was Alles auf dem kaufmännischen Gebiete dem Sozialismus bereits möglich geworden ist, beweisen uns evident die schon bestehenden Assekuranzgesellschaften. Während früher der Schiffseigner oder der dasselbe für seine Rechnung befrachtende Kaufmann mit Angst und Sorgen das Herannahen jedes Sturmes erblicken und befürchten mußte, im nächsten Augenblicke durch Untergang des Schiffes zum Bettler zu werden, hat es jetzt der Sozialismus durch seine Versicherungsgesellschaften dahin gebracht, daß der Schiffseigner wie der Kaufmann sorglos sein und von den Elementen nicht mehr vernichtet werden kann. Was aber dem Sozialismus auf der einen Seite möglich geworden ist, warum sollte es demselben hier unmöglich sein, das Staunenswerthe, das Riesgeahnte auszurichten, sobald es dem teutschen Kaufmann nur erst gefallen haben wird, einen ziemlichen Theil seiner Engherzigkeit, seines kaufmännischen, zur Gewohnheit

gewordenen Schlendrians abzulegen. Der einſichtsvolle, denkende Kaufmann, der mehr iſt als eine bloße Ein- und Verkaufsmaſchine, kann die jetzige Stellung des Handels und der Induſtrie zur allmälig eingetretenen Umgeſtaltung des Weltverkehrs und der geſellſchaftlichen Ordnung der Dinge unmöglich länger verkennen; er muß ſich, bei richtiger Beurtheilung der Weltbegebenheiten ſchon längſt darüber klar geworden ſein, daß, wie die politiſchen Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft einer gänzlichen Umgeſtaltung entgegengehen, wie hier die alten Grundmauern, auf denen Staat und Kirche in ihrer zeitherigen Form geruht haben, wankend und unhaltbar geworden ſind, wie auf dieſem Felde alle Begebenheiten unwillkürlich dem Sozialismus in die Hände arbeiten und über kurz oder lang in ihm ihre allein mögliche Grundlage erblicken werden, daß ebenſo auch Handel und Induſtrie ihre allein ſichere Baſis im Sozialismus zu finden haben.

Ueber die innere organiſche Geſtaltung ſolcher Handelsgeſellſchaften uns weiter zu verbreiten, iſt hier nicht der Ort, aber ſoviel bemerken wir, daß, haben ſich einmal mehrere ſolcher Geſellſchaften auf den beiden oberſten Grundſätzen der Gemeinſchaftlichkeit und Gegenſeitigkeit, wie wir die letzteren oben beleuchteten, zu wahren Großhandlungen im Sinne der Jetztzeit gebildet und werden dieſe einzelnen Geſellſchaften ſich noch durch ein allgemeines Band zu einem einzigen großen Ganzen vereinigen, dann dürfen wir auch nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß ſie ihre gemeinſame Aufgabe, die des Welthandels, richtig begreifen und durchführen werden. Wenn aber auch in Abſicht der Kaufmannsſchaft bereits ſolche Geſellſchaften exiſtirt haben, welche gleichwohl dieſes Ziel nicht erreicht, vielmehr ein ſchmähliches Ende genommen haben (wir erinnern nur beiſpielsweiſe an die Elbamerikaniſche Kompagnie, an die Rheiniſch-Weſtindiſche Compagnie und andere); ſo gilt auch von ihnen daſſelbe, was wir oben über einige zu Grunde gegangene gewerbliche Geſellſchaften bereits geſagt haben. Sie hatten ſich theils

die Grenzen ihres Zieles zu eng gezogen, theils den Zweck ihres Strebens verkannt, zur Ausführung die unrichtigen Mittel gewählt, vornehmlich aber der gesellschaftlichen Einrichtung eine ganz falsche Grundlage gegeben. Beweisen doch zahlreiche andere Gesellschaften, daß, sobald nur der gesellschaftliche Organismus richtig begriffen und durchgeführt wurde, es der Gesellschaft dann nie an einem glücklichen Fortgang, an segensreicher Wirksamkeit gefehlt hat.

Wir erinnerten schon eben an den glücklichen Erfolg des östreichischen Lloyd und zahlreicher Versicherungsgesellschaften und wollen nur der Englisch-Ostindischen Kompagnie und der großen Folgen, welche dieselbe für den überseeischen Handel Englands gehabt hat, kürzlich gedenken, um zu beweisen, daß Engherzigkeit, fehlerhafte Organisazion und verkehrtes Angreifen stets die alleinigen Ursachen der unglücklichen Folgen jener untergegangenen Gesellschaften gewesen sind. Möge sich also Teutschlands Handels- und Gewerbsstand seiner wahren Macht und Größe recht bald klar bewußt werden und sich jener alten Fabel mit den Reißbündeln, welche sich, verbunden, durch die größte Kraftanstrengung nicht zerbrechen ließen, sobald man aber die Bündel gelöst und die einzelnen Reißstäbchen herausgenommen, letztere vereinzelt von einem Knaben sämmtlich leicht zerbrochen und vernichtet werden konnten, — recht lebhaft erinnern und daraus noch einmal die Lehre ziehen: wie wenig der Mensch, einzeln dastehend, vermag, aber wie ihm eine unbesiegbare Kraft innewohnt, so lange er innig verbunden mit seinen Mitmenschen nach gemeinschaftlichem Ziele strebt.

Auf diesem Wege wird, muß das Ziel erreicht werden, welches wir in der Ueberschrift angedeutet haben. Wenn uns aber der Raum dieser Blätter nicht verstattete, uns weiter über dieses Thema zu verbreiten und so tief in die Masse des sich darbietenden Stoffes einzudringen, als wir es thun zu können selbst gewünscht hätten, so sei es uns vergönnt,

darauf hinzuweiſen, daß wir beabſichtigen, in einer beſonderen Schrift unter dem Titel:

Wie iſt dem teutſchen Handel und Gewerbe wahrhaft zu helfen und der überhand nehmenden Verarmung entgegenzuarbeiten?

uns über die praktiſche Ausführbarkeit unſerer Vorſchläge und über die innere Organiſazion ſolcher Handels- und Gewerbsgeſellſchaften theils über die Möglichkeit einer feſten allgemeinen Verbindung derſelben zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen weiter zu verbreiten.

Damit man aber unſern Vorſchlägen nicht entgegenhalte: es ſei wohl ein Leichtes, gute Rathſchläge zu ertheilen, zwiſchen Rath und That aber noch ein gewaltiger Zwiſchenraum, ſo möge hier noch die Bemerkung einen Platz finden: daß Verfaſſer dieſes mit mehreren achtungswerthen Männern bereits im Begriffe ſteht, in Leipzig, im Herzen des teutſchen Handels und Gewerbfleißes, wenigſtens mit einer ſolchen Geſellſchaft, wie wir ſie oben vorſchlugen, ſogleich den praktiſchen Anfang zu machen. Es iſt dies eine

Konjunktur-Aſſekuranzkompagnie,

welche den Zweck hat durch Aufbringung eines ausreichenden Aktienkapitals die Induſtrieſcheine der gleichzeitig in's Leben zu rufenden

Teutſchen Handels- und Induſtrie-Anſtalt zu Leipzig

zu garantiren und dadurch der letztern die Möglichkeit zu verſchaffen, ohne große Baarvorräthe der teutſchen Induſtrie und dem Handel mit den Erzeugniſſen teutſchen Gewerbfleißes in möglichſt ausgedehnter Weiſe unter die Arme zu greifen.

Wir können aber den Wunſch nicht unterdrücken, daß auch dieſe Blätter dazu beitragen mögen, dieſer Doppelgeſellſchaft eine recht zahlreiche Theilnahme zuzuwenden.

Heimweh und Auswanderung.

Skizze von

Friedrich Gerſtäcker.

Vor Jahren, und noch nicht einmal vor ſo gar langen Jahren, war eine Reiſe von mehr als zwanzig Meilen ein Gegenſtand, der nicht allein jede nur erdenkliche Vorbereitung erforderte, ſondern den Reiſenden ſelbſt faſt wie einen tollkühnen Wagehals erſcheinen ließ, der ſein eigenes Leben und die Ruhe ſeiner Verwandten und Freunde keinen Deut hoch achtete, ſondern nur, ein zweiter Robinſon Cruſoe, Luſt habe, ſeine Tage unter Wilden und Cannibalen zu beſchließen. Damals ſtanden noch wohlbeleibte Wirthe mit den dicken, gemüthlichen Geſichtern in der Thür ihrer Gaſthäuſer, und unter den an ſtarken eiſernen Stäben hin- und herknarrenden Contersey von rothen Drachen oder noch röthreren Potentaten, ſahen die alte, wohlbekannte Landkutſche halbe Stunden lang bedächtig auf der ausgefahrenen Straße heranraſſeln, und berechneten ſchon im Voraus, für wie viel Gäſte die hochlägerigen, ſchneeweiß überzogenen Betten hergerichtet, wie viel Paar Pantoffel zum Wärmen an den Ofen geſtellt werden müßten.

Jetzt dagegen ziſchen und ſchnauben keuchende Locomotiven ihre eiſerne Bahn entlang — die Drachen und Potentaten ſind (beide jedoch nur von den Wirthshausſchilden) verſchwunden und haben franzöſirten Hotels « de Leipsic — de Katzenellenbogen etc. » Platz gemacht, und langbeinige, dünnleibige Wirthe und Kellner ſtürzen, mit ganzen Armladungen voll

Erfriſchungen, von Coupee zu Coupee, um die nie mehr ein kehrenden Paſſagiere zu veranlaſſen, ihr Geld im Fluge zu verzehren.

Der Ocean hält mit dem feſten Lande Schritt; ſonſt nannte man eine Fahrt von Hamburg nach Helgoland eine „Seereiſe“, jetzt heißen die, zwiſchen Newyork und Liverpool „ſpielenden“, ungeheueren Packetdampfſchiffe „Fährboote“, und Pianofortes und brüſſeler Spitzen werden nach Gegenden hingeſchafft, in denen noch vor kurzer Zeit Schellen und Glasperlen als Wunderwerke der Kunſt galten.

Der Menſch ſelbſt, bleibt denn natürlich nicht hinter dem Fortſchritt der Länder zurück — der enge Kreis, der ſonſt den Hausvater an die Scholle bannte die er bewohnte, wird ihm jetzt zu eng, und wenn er die Seinen nicht verlaſſen kann, ei nun, ſo nimmt er ſie mit zu anderen Zonen. Ein mit dem Vaterland Zerfallener — ein „Weltſchmerzdurchtobter“ dachte früher nur ſelten daran, die alten Ketten und Verhältniſſe, die ihn bisher gebunden, abzuſchütteln und auf neuem Boden, von der neuen, lebensfriſchen Keimkraft einer anderen Welt durchglüht, ein ebenſo neues, ein ebenſo friſches Leben zu beginnen — das Wort „Europamüde“ ſtand noch in keinem deutſchen Wörterbuch. Jetzt ziehen Tauſende von ruhigen Landleuten, die bis dahin von Schiffen keine anderen kannten als Weberſchiffe, und das Waſſer, außer dem Hausgebrauch, nur noch zum Mühlentreiben verwendbar hielten, mit ſchwellenden Segeln über brauſende Wogen hin, einer neuen, fernegelegenen Heimath zu und befinden ſich auch dort ſchon nach ganz kurzem Aufenthalte ſo wohl, ſo bekannt, als ob ſie zwiſchen lauter Negern und Mulatten aufgewachſen wären, und von früheſter Kindheit an nichts Anderes gegeſſen hätten, als Maisbrod und Ananas.

Deutſchland, das ſonſt ſo ruhige, gemüthliche Deutſchland, iſt auf Reiſen gegangen; Michel hat Schlafrock und Pantoffeln ausgezogen, und am Ganges, Nil und Niger, am Amazonenſtrom wie am Miſſiſippi verlangt er von dem aufs

Aeußerſte erſtaunten Echo, ihm „Ei du lieber Auguſtin", und „ſchöner grüner Jungfernkranz" nachzuſingen.

Betritt nun der Deutſche amerikaniſchen Grund und Boden, und iſt ihm ſelbſt die Sprache fremd, die er von lauter fremden Menſchen ſprechen hört, dann erfaßt ihn gewöhnlich zum erſten Mal jenes Gefühl gänzlicher Verlaſſenheit, was er ſelbſt bei dem Abſchied aus der Heimath — als er den letzten blauen Streifen des Vaterlandes in nebliger Ferne ſchwinden ſah, noch nicht empfand. Damals, in ganz neuer, fremdartiger Umgebung, wo Scene nach Scene wechſelte und jede nachfolgende immer wieder friſcheres, lebendigeres Intereſſe bot — noch dazu von lauter Landsleuten umgeben, die nur über Sachen ſprachen, die ihm ſelbſt bekannt, mit denen er ſelbſt vertraut war, fühlte er, glaubte er noch nicht, daß der letzte Faden zerriſſen ſei, der ihn an vaterländiſche Erde band — er war nur eben unterwegs und das Meer, in deſſen wundervolle Bläue er jetzt hineinſtarrte, umfluthete ja auch den heimiſchen Strand.

So vergrößerte ſich nach und nach die Entfernung, ohne daß er im Stande war, einen Maaßſtab anzulegen, wie er von Stunde zu Stunde alles Das weiter zurückließ, an dem bis jetzt ſein ganzes Herz gehangen, und das ihm durch Liebe und Gewohnheit heilig geworden war.

Der erſte Schritt auf fremder Erde zerſtört den Wahn — von ſeinen Reiſegefährten trennt ihn gewöhnlich bald irgend ein anderer Plan, trennen ihn andere Intereſſen, andere Anſichten — er verliert ſie in dem ihn umtoſenden Gedränge aus den Augen und erſt dann — erſt in dem Augenblick ſteigt mit einem Schlage die ganze ſtarre Wahrheit vor ihm auf: du biſt im fernen, fremden Land allein.

In der Zeit ſchließt er ſich an Jeden an der deutſch ſpricht — in der Zeit glaubt er einem Jeden, der ihm verſichert, daß er es gut und ehrlich mit ihm meine — ach ſeine ganze Seele hängt ja an dem Glauben. Nur zu häufig fällt er aber auch dann gerade in die Hände liſtiger Spekulanten,

die, in der amerikaniſchen Schule geſtählt, jeden fremden Einwanderer, komme er nun aus der eigenen Heimath oder wo anders her, wie einen Schwamm betrachten, den ſie ſo lange drücken und kneten, als noch ein Tropfen Waſſer in ihm enthalten iſt, und erſt dann, nachdem ſie ſich ihres Erfolgs vergewiſſert haben, wie ein abgenutztes Handwerkszeug bei Seite werfen.

Der alſo Mißtrauchte ſieht ſich ſo von Jedem, dem er mit treuem Herzen vertraute, hintergangen und verſpottet, und jetzt ſtürmen urplötzlich all die tauſend und tauſend gehörten und für Märchen gehaltenen Geſchichten auf ihn ein, durch die er in der alten Heimath vor ſolchen Freunden gewarnt worden war. Er gleicht jetzt dem Knaben, der ſich, ſchon unter Waſſer, noch deutlich daran erinnert, daß ihm Jemand geſagt hätte, das Eis würde nicht halten. Er iſt aber einmal durchgebrochen, und nur ſtarkes, kräftiges Ringen kann und wird ihn wieder an die Oberfläche bringen.

Nun ſind es allerdings großentheils Deutſche, die in den Seeſtädten Amerikas einzig und allein darauf auszugehen ſcheinen, ihre Landsleute durch falſche Verkäufe, Landſpeculationen oder ſonſtige Betrügereien zu hintergehen; das hat aber hauptſächlich darin ſeinen Grund, daß der Amerikaner nur ſehr ſelten deutſch genug verſteht, ſich des eben Eingewanderten Vertrauen zu erwerben und Vortheil aus ihm zu ziehen, ſonſt wäre er der letzte, der ſich ein Gewiſſen daraus machen würde, ein greenhorn *) hinters Licht zu führen.

Der Amerikaner hat überhaupt, beſonders im Handel, wunderliche Begriffe von Ehrlichkeit, und hält Manches für erlaubt, was wir nach unſeren Anſichten unmöglich billigen könnten. Ich brauche da nur an die aus Kien gedrehten Muskat-

*) Greenhorn — ein unüberſetzbares Wort, das der Amerikaner von ſolchen braucht, die in einer neu unternommenen Sache noch gänzlich unbekannt ſind, wie z. B. ein Landbewohner, der Matroſe werden wollte, im Anfang ſtets ein greenhorn genannt werden würde.

nüſſe, an hölzerne in Leinwand eingenähte Schinken, an aus Kartoffeln und rothem Flanell geſtopfte Würſte, und an viele andere Betrügereien zu erinnern, die den Schuldigen vor Gericht allerdings verdammt hätten, denen aber der Amerikaner ſelbſt ſeine volle Bewunderung zollt und einen ſolchen Pfiffikus höchſtens einen „deuced smart fellow", einen „verwünſcht ſchlauen Burſchen" nennt.

Nun iſt es aber nicht allein das Vertrauen gegen Andere, vor dem ſich der neu eingewanderte Deutſche beſonders zu hüten hat, ſondern auch das in ſich ſelbſt, was ihm nicht ſelten noch größeren Schaden thut als das erſte, denn jenes koſtet ihm gewöhnlich nur Geld und er gewinnt dafür Erfahrung, das andere aber koſtet ihm ſeine Zeit und die kann ihm Nichts wieder erſetzen.

Ich möchte hier übrigens nicht mißverſtanden werden, denn ich will keineswegs damit ſagen, daß der Europäer nicht auf ſeine eigenen Kräfte, auf ſeine eigene Ausdauer und Beharrlichkeit vertrauen ſolle. Nein im Gegentheil, ein ſolches Vertrauen iſt ſogar unumgänglich nöthig, er würde ſonſt untergehen in Zweifel und Unentſchloſſenheit; er ſoll ſich aber nicht einbilden, daß er nach Amerika gekommen iſt, um die Eingeborenen durch ſeine eigene Geſchicklichkeit in Erſtaunen zu ſetzen — er ſoll nicht, ohne vorher zu prüfen, ſeine Manier zu arbeiten für die beſſere, ſeine Werkzeuge für die einzigen guten halten — er ſoll ſeine eigenen Fähigkeiten nicht zu hoch anſchlagen und ſelbſt da noch lernen, wo er ſich ſchon vielleicht für geſchickter und klüger als Die hielt, mit denen er zuſammentraf.

Der Amerikaner iſt viel praktiſcher als der Deutſche — er hat ſich aber auch nicht aus dem alten Schlamm, aus geiſtigem und körperlichem Zwang erſt herauszuarbeiten gebraucht, wie wir das noch jetzt mit Händen und Füßen, ja oft auf dem Bauche liegend, im Begriff ſind zu thun. Er hat das Joch, was ihn zu drücken erſt anfing, abgeſchleudert und nun, ein freier Staat, die freie Bahn friſch und fröhlich

verfolgt. Nicht durch Zunft oder anderen Zwang niedergehalten, von allen Ländern der Welt die Repräsentanten in seiner Mitte, konnte er prüfen und wählen und der Erfolg hat bewiesen, wie er nicht blind war gegen das Bessere.

Daher geschieht es denn gewöhnlich, daß sich besonders der deutsche Handwerker im Anfang gar nicht in die Behandlungsart seines eigenen Gewerbes hineinfinden kann und selbst der *Meister* zu seinem nicht geringen Erstaunen noch lernen muß. Hier in Deutschland kommt es besonders *darauf* an, daß eine Sache gut und dauerhaft gearbeitet sei; der Vater will ein Stück, das er für sich selber machen läßt, auch noch auf den Sohn vererben, *dort* hingegen soll nur Alles *schnell* und in *Masse* fertig werden, und der Amerikaner wird daher stets den schnellen Arbeiter dem guten vorziehen. Schuhmacher z. B., die zwei bis drei Paar Schuhe in einem Tage machen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten. — Hie und da, in großen Städten, findet man Anschläge, wo „schwarze Wäsche" in *einer* Stunde gewaschen, getrocknet und geplättet wird — Häuser schreinen über Nacht aus dem Boden zu steigen, ganze Städte wachsen in wenigen Monaten heran und ein ewiges Drängen und Treiben schüttelt die Amerikaner, selbst aus einem Staat in den anderen, aus einem Geschäft in das andere. Der Lebenszweck ist *durch* die Welt zu kommen, und *womöglich* ehrlich, das *wie* ist aber auf jeden Fall sonst Nebensache. Was also hier in Deutschland einem Menschen zur Schande gereichen, oder über das der Philister wenigstens sehr stark den Kopf schütteln würde, das öftere sogenannte „Umsatteln", das wird dort nicht allein für natürlich, sondern sogar für lobenswerth gehalten, weil es beweist, wie der unstät von Einem zum Anderen Wechselnde das für ihn Passende zu finden sucht, und man ist überzeugt, er wird, *wenn* er es findet, nicht langsam in der Benutzung desselben sein.

Daß Einer heute Zimmermann, morgen Straßenarbeiter, übermorgen Doctor, nachher Landmann, Maler, Schuster,

Matroſe, Apotheker, Händler u. ſ. w. iſt, fällt Keinem auf, und gerade dieſe unbegrenzte Arbeitsfreiheit hat Amerika ſeinen ungeheuern Aufſchwung gegeben. Dort treibt ein Jeder nicht etwa Das, wozu ihn die Laune ſeiner Aeltern oder ſeiner Geburt verdammte, ſondern Das, was ſeinen eigenen Neigungen und Fähigkeiten entſpricht, und iſt daher auch im Stande, es zu einer Vollkommenheit zu bringen, zu der er ſich noch mehr durch unbegrenzte Concurrenz getrieben ſieht. Das ſollte aber auch den Einwanderer vor einem Fehler warnen, in den er nur zu oft von allem Anfang an fällt — daß er nämlich Daſſelbe dort treiben will und es durchſetzen zu müſſen glaubt, was er hier im alten Vaterlande getrieben. Es iſt gerade ſo, als ob er nun auch noch immer in das alte Wirthshaus gehen wollte, in das er ſeit Jahren gegangen; ja lieber Gott, das liegt tauſende von Meilen hinter ihm, und eine neue Welt iſt's, die ihn umgiebt, eine neue Welt iſt's alſo auch, der er ſich anpaſſen, der alte Adam iſt's, den er mit dem alten Schlafrock ausziehen muß.

Dazu kommt noch, daß viele Gewerke in Nordamerika gar keine Kundſchaft haben, ſo z. B. würden Weber, wenn ſie es dort durchſetzen wollten, vor dem Webſtuhl ihr Brod zu verdienen, verhungern müſſen — was gewebt wird, geſchieht auf Maſchinen oder von Frauen — Spitzenklöppler dürften ebenſowenig daran denken, ihr Geſchäft in Amerika zu treiben — Hufſchmiede müßten ſich den ſteinigen Norden oder gebirgige Strecken ſuchen, da im Süden kein Menſch daran denkt, ein Pferd beſchlagen zu laſſen u. ſ. w. Michel muß alſo, wenn er einmal überhaupt eine ſo große Reiſe angetreten hat, total aus ſich herausgehen und ein ganz anderer Menſch werden.

Der Arme aber, der hier nur Sklave und Knecht war, der hier wie ein Pferd arbeitete, um zu leben, und für einen Tag Krankheit zwei Tage hungern mußte, um die Sache wieder ins alte Gleis, d. h. auf ſein früher reducirtes Nichts zu bringen, wird dort auf einmal finden, daß er mehr als ein bloßer

Zahn in einem Maſchinenrad iſt, daß er auch noch Menſchenrechte hat, die dort gelten und anerkannt werden. Er braucht auch nicht mit Thränen auf ſeine Kinder zu blicken, weil er im Geiſt voraus ſieht, welch fürchterliches Leben ſie durch lange endloſe Jahre dahin zu ſchleppen haben; denn gerade die Kinder ſind es, die nachher tauſendfältig ernten, was die Aeltern, vielleicht immer noch unter Sorgen und Entbehrungen, geſäet haben. Für den Armen, der arbeiten will, iſt daher Amerika noch ein Land der Verheißung und alle die, die es gut mit den Unglücklichen meinen, ſollten der Auswanderung derſelben nicht allein nicht im Wege ſein, ſondern ſie eher und ſo viel als möglich unterſtützen helfen.

Daß dort Alle gedeihen, daß es dort Allen gut gehen ſoll — wer könnte das verbürgen — ſchon ihre ganze Erziehung hier — die Abhängigkeit, in der ſie von Jugend auf gelebt, läßt ſie dort anfänglich in einer Freiheit umhertaumeln, die ſie nicht verſtehen, deren Werth ſie noch nicht begreifen können. Allerdings ſagen ſie es ſich wohl oft, recht oft laut und in Gedanken vor: „Hier ſind wir Alle gleich — hier trennt uns kein Unterſchied des Ranges mehr", aber vor jedem gut:n Rock bücken ſie ſich, weil ſie den verwünſcht ſchwachſinnigen Gedanken noch nicht abſchütteln können, daß in einem beſſern Stück Tuch auch nothwendig ein beſſeres Stück Fleiſch ſtecken müſſe, als ſie ſelbſt unter ihrer wollenen Jacke tragen. Das verliert ſich aber nach und nach, ſie lernen ihren eigenen Werth erkennen und der deutſche Farmer iſt durch ſeine Arbeitſamkeit und offene Ehrlichkeit der geachtetſte Bürger der Staaten.

Anders, aber nicht etwa beſſer ſteht es dafür mit Denen, die in den Städten kleben bleiben und nun dem Endzweck der Amerikaner huldigen und Geld, nur immer Geld zu verdienen ſuchen, während ihnen das wie dabei als eine nicht zu beachtende Nebenſache erſcheint.

Du kannſt im Großen nichts verrichten,
Und fängſt es nun im Kleinen an.

Zu dem Großen fehlen ihnen die Mittel, fehlt ihnen der Geiſt — von klein auf krämern ſie ſich nach und nach hinauf. — Stege, die der Amerikaner ihres Schmutzes wegen nicht einſchlagen will, benutzen ſie mit Freuden, und haben ſie endlich ihr Ziel erreicht — iſt es ihnen gelungen ein kleines Vermögen zu erwerben, das ſie unabhängig daſtehen läßt, dann kriecht aus der Puppe der gemeinen Raupe ein Zwitterlindwurm von Amerikaner und Deutſchem hervor — ein Weſen, das nur engliſch radebrecht, und von ſeinen Landsleuten mit vornehmen Naſenrümpfen ſagt — it is only a Dutchman — (es iſt nur ein Deutſcher) und zwar Dutchman noch im allerverächtlichſten Sinn gebraucht.

Die Galle läuft einem ordentlichen Kerl über, wenn er ſolch Pack ſieht, und dann fühlt, daß Jene nur ihre eigene Gemeinheit vor einer ſo reichlich verdienten Züchtigung ſchützt.

Auch unter dieſen giebt es allerdings eine beſſere Klaſſe, aber ſie iſt ſelten — der gebildete Deutſche zieht es — — wunderlicher Weiſe — faſt ſtets vor, ſich lieber durch Handarbeit eine Zeitlang fortzuhelfen, bis er Sprache und Sitten des Landes erlernt hat, und wenn er dann mit dem Lande ſelbſt vertraut wird, wenn er die Achſe findet, um die ſich Alles dreht, und ſich nun ſelber fragt: Weshalb biſt Du denn eigentlich nach Amerika gekommen? weshalb haſt Du Freunde und Verwandte, weshalb Alles Das verlaſſen, was Dir einſt lieb und theuer war? dann geſteht er ſich wohl meiſtens ſelber ein: es war jener, vielleicht noch unbewußte Drang nach Freiheit — ein Gefühl, das wenn auch ungeweckt in ſeiner Bruſt geſchlummert, und hinein zieht er nun in den freien, fröhlichen Wald, und als freier Farmer der Vereinigten Staaten verdient er ſich ſein Brod, zwar im Schweiße ſeines Angeſichts, aber er ſteht auch ſelbſtſtändig und unabhängig da, ein ſouverainer Fürſt auf ſeinem eignen kleinen Fürſtenthum.

Zwei Krankheiten ſind es übrigens, denen der Deutſche — denen überhaupt der Auswanderer nach Amerika faſt ſtets

anheimfällt — zwei Krankheiten, die, eigentlich sehr von einander verschieden, doch auch wieder einzelne Aehnlichkeit mit einander haben — sie heißen: Seekrankheit und Heimweh.

Die Seekrankheit betrifft allerdings nur hauptsächlich den Körper, das Heimweh dagegen den Geist; das heißt: die eine kommt aus dem Magen, die andere aus dem Herzen — beide sind aber die fast unausbleiblichen Folgen einer transatlantischen Fahrt und ähneln sich auch darin, daß sie manchmal ihr Opfer nur im Anfang, nur in den ersten Tagen mit beiden Fäusten anpacken und recht ordentlich, so recht aus Leibeskräften durchschütteln, es aber dafür auch später ungeschoren lassen — oder — was viel, viel schlimmer ist, leise auftreten und bei jeder neuen Woge, bei jedem etwas stürmischen Meer, wieder- und immer wiederkehren und Herz und Magen gleich stark zur Verzweiflung bringen. Beides sind Krankheiten, die kein Arzt zu curiren im Stande ist, die aber beide, die eine durch jedes feste Land, die andere nur durch den heimischen Boden, augenblicklich gehoben werden, und sonderbarer Weise sich auch nach wiederholter Ursache, d. h. nach wiederholter Seereise oder Trennung vom Vaterland, selten und nur in außerordentlichen Fällen zum zweiten Male einstellen. Zwar hat man für das Heimweh allerlei probate Mittel empfohlen, wie z. B. stete Aufregung, ein rastloses Suchen von Geschäften, Reisen, überhaupt Zerstreuung, und das hilft auch für die Zeit vielleicht, in der wir uns zerstreuen — Augenblicke der Ruhe müssen aber kommen und dann — ach selbst die Erinnerung an die ist schmerzlich.

Auch für die Seekrankheit hat man in neuerer Zeit etwas — ein Vomitiv gleich zu Anfang genommen, — als von ausgezeichneter Wirkung empfohlen, das ist aber etwa eben so, als ob mich beim Arbeiten das Wagenrasseln auf der Straße störte und ich mir nun ein paar nimmer rastende Trommelschläger vor die Thüre bestellte, damit ich jenes nicht mehr höre.

Nein, Heimweh wie Seekrankheit will austoben und beiden muß man daher ſeinen ruhigen Lauf auch ruhig laſſen.

Nun wollen freilich Einige behaupten, das Eine ſchütze zugleich vor dem Andern, denn wer die Seekrankheit einmal recht ordentlich gehabt, der bekomme nie das Heimweh, oder verlange wenigſtens nie heimzukehren, weil er ſonſt auch jener wieder zum Opfer fiele. Dem iſt jedoch nicht ſo, das Heimweh kann ſogar viel eher als eine fortgeſetzte, als eine moraliſche Seekrankheit betrachtet werden. Es iſt die Seele, die auf dem ſturmgepeitſchten fremden, ungewohnten Lebensmeer erkrankt und ſich nun, obgleich der Körper durch jede mögliche Anſtrengung, durch Beinespreitzen und verzweifeltes Balanciren ſein Aeußerſtes thut dagegen anzukämpfen — nur immer und immer zurückſehnt nach dem feſten Land, nach dem Vaterland.

Einen Beweis hierzu liefert ebenfalls wenigſtens der beſſere Theil der Deutſchen in Nord-Amerika. Dieſer nämlich, obgleich vielleicht früher mit den Wörtern Preuße, Baier, Oeſtreicher, Sachſe ꝛc., vollkommen einverſtanden, macht jetzt plötzlich keinen Unterſchied mehr zwiſchen dem Rhein und der Donau — er frägt nicht mehr den Deutſchen, aus welchem Lande kommſt Du? das weiß er, das iſt Deutſchland, nein, aus welcher Gegend, und ſelbſt die Frage geſchieht nur um vielleicht einen bekannten Ort genannt zu hören und ſich an den lieben, ach lange entbehrten Lauten zu erfreuen. — Daher ſchreiben ſich auch die, faſt in allen amerikaniſchen Städten entſtehenden Geſellſchaften zur Bildung eines einigen Deutſchlands in Amerika — Michel verſucht ganz urplötzlich in einem total fremden Lande etwas, an das er zu Hauſe, wo es doch eigentlich hingehörte, mit keiner Sterbensſylbe gedacht hatte und ärgert ſich dann, daß er ſo wenig „Gemeinſinn", wie er es nennt, daß er ſo wenig Anklang unter ſeinen Landsleuten findet.

Alle dieſe Verſuche ſind ebenfalls nur ein Heimweh, das ſich auf ſolche Art ſeine, tief im Herzen wurzelnde

Bahn bricht — es iſt das Andenken an liebe, früher ſo glücklich verlebte Stunden. Der Ausgewanderte will ſich dadurch gewiſſermaßen glauben machen, er lebe noch in den alten, jetzt ſo ſchmerzlich vermißten Kreiſen, und all das Fremde, Ungemüthliche, was ihn umgebe, ſei nur die harte, bittere und keineswegs zum ſüßen Kern gehörige Schale, wie wir ja wohl vor den hereinbrechenden Winterſtürmen Blumen und Blüthen mit in das wohnliche Zimmer flüchten und dieſe hegen und pflegen, daß ſie uns noch recht lange den lieben Sommer erhalten ſollen. Eine Weile geht das auch — die Keime ſind noch friſch und kräftig, und wenn gleich draußen der eiſige Nord das gelbe verwelkte Laub von den Zweigen reißt, ſo trotzen die warm gehaltenen Pflanzen lange und glücklich dem ſtarren Vernichter. Nach und nach aber welken ſie auch — die Zeit übt ihr Recht — der Winter greift durch jedes zufällig geöffnete Fenſter, durch jede Ritze und Spalte herein, nach den armen Kindern einer anderen Sonne, und legt ſie erbarmungslos in ihr dunkles Grab. Doch eines bleibt — eines iſt, das der Hitze wie Kälte, der erſtickenden Stubenluft wie dem vernichtenden Norde trotzt, das ſich mit immer wieder neuen Schößlingen an Herz und Seele rankt und klammert, das friſch und fröhlich keimt, wenn auch draußen die ganze Natur erſtarrt, — wenn Alles unter weißer Leichendecke todt und begraben liegt, und das iſt der Epheu — die Erinnerung an die Heimath, wenn auch die Heimath ſelbſt, ach längſt für uns geſtorben ſcheint. In ſeinen lebensfriſchen Blättern ſehen wir uns eine ganze neue Frühlingswelt erſtehen — aus ihm bauen wir uns Lauben und Grotten — ihn flechten wir um unſere Sitze und zu ihm aufblickend trägt uns ſein freundliches Grün zu der Zeit zurück, wo wir draußen im ſchattigen Wald mit den heißen Wangen den Thau von den Zweigen ſtrichen, wo wir in der Heimath Das fanden, was uns jetzt nur noch, ein ſchwaches Bild ihrer ſelbſt, geblieben.

Es iſt eine eigene Sache um das Heimweh, und ein

dem vaterländiſchen Boden entriſſener Menſch iſt ebenfalls wie ein aus der Erde, die ihn erzeugte, genommener Baum; er ſtirbt vielleicht nicht ab im fremden Lande — die Wurzeln ſchlagen wieder aus, aber die feinen, zarten Theile derſelben ſind doch noch im alten Bett zurückgeblieben — die tauſend kleinen, unbedeutenden Faſern wurden verletzt und getrennt, und wenn ſie auch zu dem Leben des Baumes ſelbſt nicht unbedingt erforderlich waren, ſo thun ſie ihm doch recht weh, und ihr Verluſt ſchmerzt noch lange nach.

Iſt es aber zur Erhaltung des ganzen Baumes nöthig, daß er in anderen Grund und Boden komme, dann ſind eben dieſe Faſern nur Nebendinge, auf die man nicht Rückſicht nehmen darf und kann — es that ja auch (heißt das vor der Erfindung des Schwefeläthers) weh, ſich einen Zahn ausnehmen zu laſſen, und doch unterzog man ſich dem Schmerz, um künftig Ruhe zu haben und ſich wohler zu befinden. So leben wir denn ebenfalls jetzt in einer Zeit, wo die Bevölkerung einzelner Länder mit Dem was ſie ſelbſt erzeugen kann, in keinem Verhältniß mehr ſteht, und entweder muß ein Theil, nach Vorbild der Bienen ſchwärmen, oder der ganze Stock Noth und Mangel leiden.

Früher geſchah das erſtere durch ſich ſelbſt; die Völkerwanderungen bedurften eben keiner weiteren Anregung als der Ueberzeugung, daß der bisherige Aufenthaltsort für einen Stamm zu eng ward und die, überdieß nicht an die Scholle gebundenen Nomadenvölker zogen aus, in irgend einer anderen Himmelsrichtung ein beſſeres, ihrer großen Zahl mehr zuſagendes Land zu finden. Jetzt aber fehlen jene ungeheueren, wenig bevölkerten und in der Nähe gelegenen Strecken; es werden daher Mittel erfordert, um einen uns nicht mehr ernährenden Wohnplatz zu verändern, die der Arme nicht beſitzt; gleichwohl nimmt die Noth mit jedem Tage zu und mit allen gereichten Gaben iſt immer kein Ende derſelben zu erſehen, keine dauernde Hülfe zu erzwecken — es iſt immer nur ein einzelnes Mahl, dem Hungrigen gereicht, und

der morgende Tag wird ihn eben wieder ſo verſchmachtend finden als der geſtrige ihn fand. Daher ſollte denn auch der Staat, wenn er es wirklich gut mit den Armen meint, wenn er ihrer Noth wirklich abhelfen, und ſie nicht nur für den Augenblick durch eine Galgenfriſt beſchwichtigen will, die Auswanderung unterſtützen und leiten. Unterſtützen, ſoweit das in ſeinen Kräften ſteht, und nicht fürchten, daß die geſunden Arbeiter alle fortgehen und nur Greiſe und Krüppel zurückbleiben — denn wäre das wirklich der Fall, ſo könnte man dann noch immer die wenigen mit dem zehnten Theil deſſen thätig unterſtützen, was jetzt auch an die arbeitsfähigen, und zwar nur zur augenblicklichen Stillung ihres Hungers verwendet wird, ohne daß es ihre Leiden lindert, ſondern ſie bloß am Leben erhält.

Aber auch leiten ſollte der Staat die Auswanderung und zwar durch tüchtige Männer, die, vom Staate beauftragt, die Auswanderer nicht allein hinüber zu führen hätten in ihre neue Heimath, ſondern die auch dort an Ort und Stelle die Gegenden ausſuchen und alles Nöthige einleiten müßten, um ihnen wenigſtens einen Anfang möglich zu machen, um ihnen die Gelegenheit zu geben, daß ſie beweiſen können, wie es ihnen wirklich Ernſt iſt ſelbſtſtändig durch die Welt zu kommen.

Dieſe vom Staat Beauftragten ſollten aber nicht, wie das bis jetzt ſtets der Fall geweſen, Männer ſein, die, ſelbſt unbekannt mit Amerika, hinübergehen, dort vielleicht ein halbes Jahr leben, flüchtige Erkundigungen einziehen und dann glauben, ſie kennten das Land genug, um ein richtiges Urtheil darüber fällen zu können; ſolche Leute haben ſchon unendliches Unheil über arme Auswanderer gebracht, die ihren Worten, ihrer Führung unbedingt vertrauten und dann zu ſpät einſahen, wie ſie von Menſchen geleitet waren, denen ſelbſt kaum die obere Rinde der dortigen Verhältniſſe bekannt geworden. Allerdings weiß ich welche Schwierigkeiten es hat, Deutſche zu einem gemeinſchaftlichen Zuſammenleben zu be-

wegen; ja ich halte es ſogar, außer unter dem ſtrengſten religiöſen Zwang, für eine poſitive Unmöglichkeit. Das darf aber auch gar nicht der Zweck einer Ueberſiedelung von Armen ſein, der Staat hat genug gethan wenn er ſie hinüber ſchafft, und dort dafür ſorgt, daß ſie wenigſtens im Anfang einen Wirkungskreis für ihre Thätigkeit bekommen — was nur durch Ankauf einer ſelbſtſtändigen Strecke Landes geſchehen kann. Für das weitere Fortbeſtehen ihres Zuſammenlebens wäre es verlorene Mühe ſorgen zu wollen — es findet dann ſpäter ein Jeder ſchon ſeine eigene Bahn, und wer nicht Luſt hat das ihm angewieſene Land zu bebauen, der mag es verlaſſen und irgendwo anders Beſchäftigung ſuchen. Das Land muß ihm nur im Anfang als Aufenthaltsort gegeben werden, daß er nicht gerade in der Zeit, wo er weder Sprache noch Sitten kennt, ein Bettler die Staaten durchſtreift, und ſowohl für ſich ſelbſt ein eben ſo elendes Leben fortſetzt, als er es hier geführt, ſondern auch ſeinen andern Landsleuten unendlichen Schaden zufügt, indem er ſie durch ſich ſelbſt in den Augen der Amerikaner herabwürdigt.

Das Alles iſt jedoch nur durch Leute möglich zu machen, die Amerika nicht allein vom Bord eines Dampfſchiffes aus, oder durch das Coupeefenſter eines Bahnzuges kennen gelernt, ſondern, die ſich ſelbſt eine genaue Kenntniß der dortigen Verhältniſſe an Ort und Stelle verſchafft haben. Ebenſowenig wäre es aber auch anzurathen, dortigen Anſiedlern die Wählung eines Platzes zu überlaſſen; dieſe werden nie im Intereſſe der Ueberſiedler, ſondern ſtets in ihrem eigenen Intereſſe handeln und zwar die neue Colonie ſo viel als möglich in ihre Nähe, wenn nicht gar auf ihr eigenes Land zu bringen ſuchen, um einen ſicheren und bequemen Abſatz für ihre Produkte zu finden. Das Alles wird durch einen dabei nicht ſelbſt Betheiligten vermieden, dann aber bietet auch der weite Weſten der Vereinigten Staaten, ja ſelbſt Oregon einen ungeheueren Abzugscanal für jene Unglücklichen, die hier hungern müſſen, während dort Brod wächſt ſie zu ſättigen,

die den Quell kennen, der ſie vor dem Verſchmachten retten würde, ihn aber nicht zu erreichen vermögen, weil ihre Kräfte erſchöpft, ihre Glieder erſchlafft ſind. Jetzt werden ſie nur durch dürftige Spenden, dürftig am Leben gehalten — eine kräftige Hülfe aber, die das Uebel bei der Wurzel faßte und herausriſſe, würde nicht allein Denen einen freieren Blick in die Zukunft geſtatten, die jetzt durch das Unglück ihrer Mitmenſchen jede Freude verbittert ſehen, und immer nur gedrängt und getrieben werden zu helfen und zu unterſtützen, ſondern auch für die, Die es ſelbſt betrifft, von ſegensreichſter Wirkung ſein.

Nur durch die Auswanderung kann eine wirkliche und nachhaltende Linderung der jetzigen Noth ermöglicht werden.

Das deutſche Volkslied.

Von

Heinrich Wuttke.

Wenn im Gewühle der Menſchen, im Aufeinanderſtoß der kämpfenden Kräfte, vor dem Triumpfe der Niedrigkeit das Herz verdüſtert und der Sinn umnachtet wird, flüchten wir uns in die heiligen Räume der Dichtkunſt. Nahen wir uns den hohen Dichtern, reichen ſie uns ihre Hand. Sophokles und Shakſpeare zeigen uns wieder den Menſchen in ſeiner Schönheit und markigen Gewalt, ruhigen Gleichmuth lehrt uns Göthe und die glühende Strebkraft haucht von neuem in unſere Adern der mächtige Schiller. Abgeklärt und geſtärkt werfen wir uns abermals in den Strudel hinein, eingedenk der Pflicht des Lebens. Rückerts tiefſinnige Weisheit, Anakreons anmuthiges Getändel, ſelbſt eines Beranger und Hafis trunkene Ausgelaſſenheit, wie der die Wunden ſeines Gemüthes aufreißende Heine, unterſtützen uns in ſeinen täuſchungsvollen Mühen. Ihre Werke ergreifend rufen wir dieſe großen Männer an und ſie ſtehen uns Rede. Nicht eine Perſon, eine ganze Nation laſſen wir zu uns ſprechen, ſobald wir uns in das Volkslied verſenken. Die Dichtung eines Volkes iſt das Sichausſprechen ſeines Geiſtes, in dieſe Bibel trägt es das ein, wovon es ſtark und nachhaltig bewegt wurde, und der erſchütterte Menſch ſpricht wahr.

Die Behauptung dürfte ſchwerlich übertrieben ſein, daß die Entwickelung und das Gepräge des deutſchen Volkes gar

ſehr durch den Widerſtreit zwiſchen Volkspoeſie und Meiſterdichtung bedingt worden ſei. Seit der Feſtſetzung des Chriſtenthumes in den deutſchen Gauen bekämpfte die Geiſtlichkeit das uralte Lied des Volkes; ſie verdammte und verfolgte ſeine gangbaren Weiſen, weil ſie aus der Heidenzeit ſtammend heidniſche Vorſtellungen nährten. Ihr Bemühen zielte dahin, den volksthümlichen Geſang durch eine vielgeprieſene Kunſtpoeſie zu verdrängen. Nur im Zerſtören war ſie ſo ziemlich glücklich. So viel für das Volk gedichtet wurde, es drang in dieſes doch nicht recht ein. Als darauf nach mehrhundertjähriger Arbeit die chriſtlichen Ideen mit dem deutſchen Weſen ſich inniger verſchmolzen hatten, blühte die Kunſt in den vornehmen Kreiſen der Ritter auf. Jene großen herrlichen Gedichte wurden geſchaffen, welche immer ein Stolz Deutſchlands bleiben werden. Sie ſind, wenigſtens nach ihrer Faſſung, das Werk fein gebildeter Männer, welche mehrentheils in einer Art Hofſprache dichteten und nach einer Künſtlichkeit der Form trachteten, die uns oft durch ihre Vollendung in Staunen ſetzt. Wie indeß bis in die ſpäte Zeit des Mittelalters hinein, die verſchiedenen Klaſſen der weltlichen Geſellſchaft bei der Armuth und Einfachheit des äußeren Lebens lange nicht ſo weit von einander abſtanden, als nachmals, ſo löſte ſich dieſe zierliche Ritterpoeſie auch anfangs aus dem gemeinſamen Hintergrund des Volkslebens noch nicht ganz ab, ſondern blieb mit vielen Zügen und Wendungen in ihm ſtehen. Der volksthümliche Charakter der Nibelungen iſt gar nicht zu verkennen, wogegen die Minnelieder einen andern eigenthümlichen Ton anſchlagen. Die bewußte künſtleriſche Ausbildung und der höfiſche Styl überwog zunehmend. Dem Schwunge folgte Nüchternheit. Sowie ein Mittelſtand in den gewerbfleißigen Städten ſich emporhob, ſchloß ſich an das künſtliche Minnelied die Meiſterſängerei, die in plattem Reimeſchmieden ſich bald verlief, nach den Ordnungen der Tabulatur. Da indeß natürlicherweiſe daß Künſtleriſche und natürlich Volksthümliche ſich berührte, ſo durchkreuzte einan-

der beides auch vielfach und während in den Kunſtton oft mals die Volksmanier einſchlich, ſchleift auch das Minnelied ſich in den Volksgeſang über. Mehr Raum gewann das Volksmäßige wieder in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo überhaupt das deutſche Leben zu einer mannichfaltigeren Entwickelung gelangte, und es behauptet ihn glücklich im funfzehnten. Waren allmählig die Lieder von den alten Helden verklungen, ſo gaben jetzt die ſempacher Schlacht, die Kämpfe der Ditmarſchen und ſo manche andere Vorgänge der Zeit neuen reichlichen Stoff zum Singen, Kriegs- und Soldatenlieder kamen auf, bis der gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hereinbrechende maſſenhafte Verfall der deutſchen Nation auch dem Volksliede Säfte und Blut entzog. Mehrere Menſchenalter herrſchte das Intereſſe des Glaubens ſo ſtark vor, daß die noch vorhandene poetiſche Kraft ſich faſt einzig in geiſtlichen Liedern verbrauchte. Der freien volksmäßigen Dichtung ſtand Jahrhunderte hindurch die Gelehrſamkeit im Wege, welche ausländiſche Bildung nach Deutſchland herüberholte, alles Einheimiſche zu Boden trat und nur für den Bücherſaal und die Schulſtube arbeitete. Verächtlich blickten die Schreiber und die Lehrer auf die Ungezwungenheit und die Einfachheit des Volksliedes herunter, die ſie Rohheit ſchalten. Die Schulmänner machten nun auch in ihrer Weiſe Verſuche, die Dichtkunſt zu heben, lange ohne ſonderliches Glück, bis endlich bei dem Wiederaufleben Europas im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts wirklich aus der Gelehrſamkeit eine neue Blüthe emporſchoß, die in der Schiller-Goetheſchen Zeit ſich auf das prachtvollſte aufthat. Dem Einwirken der feinen Dichtung, welches um ſo bedeutender ward, je mehr ſie ſich veredelte, den ſtrengen Geboten der Kirche und dem Einfluſſe des Schulunterrichtes, vornämlich aber der unbeſiegbaren Macht der Schrift und des Druckes erlag das natürliche Lied. Das Gedächtniß der großen alten Heldenſagen war immittelſt längſt im Volke erloſchen und auch der aus

früherer Zeit aufbewahrte freie lyrische Gesang wich und weicht immer mehr der modernen Bildung und Litteratur.

So haben wir denn ein Volkslied von Leuten gemacht, die oft nicht schreiben und lesen konnten, noch wußten, was ein Vers sei, ein Ueberströmen dessen, wovon ihr Herz voll war, unzertrennlich vom Gesange, von Mund zu Mund sich fortpflanzend, sich selbst überlassen, zum Aufzeichnen niemals bestimmt und ihm gegenüber eine Kunstpoesie, das Werk gelehrter Männer, die da emsig benutzten und häufig ängstlich nachbildeten, was andere in Sinn und Sitte verschiedene Völker geschaffen und überliefert hatten, die sich in vornehmer gewählter Rede und recht künstlicher Versform wohlgefällig ergingen — theils das Erzeugniß wahren dichterischen Ergusses hochbegabter Männer, theils aber auch blos ein künstliches Machwerk. Diese letztere, auf's Lesen und Deklamiren vorzugsweise berechnet, wurde sorgsam niedergeschrieben und mit Eifer in den Klöstern, an den Fürstenhöfen, bei den Zusammenkünften der Zunftgenossen und endlich von den Gelehrtenvereinen gepflegt, weiter verbreitet und nach den verschiedensten Umgestaltungen beinahe zum Gemeingute erhoben. Bei den gebildeteren Klassen fand die Gelehrtenpoesie, wie wir sagten, Eingang, schlug Wurzeln und trug ihre Früchte; auf die niederen Kreise wurde, wie der Name Volk, auch das Volkslied beschränkt. Jene hatte in Büchern meist nur ein künstliches scheinbares Dasein, diese lebte und blühte im Sange und verhallte dann. Beide blieben sich gerade so fremd, wie diese Klassen der Gesellschaft selbst.

Bevor indeß die Klänge des Volksliedes verstummen, trugen Gelehrte Sorge sie wenigstens im Schriftthume zu erhalten. Bereits im Jahre 1773 schrieb Herder in einigen fliegenden Blättern „von deutscher Art und Kunst": „Sie glauben, daß auch wir Deutschen wohl mehr solche Gedichte hätten, als ich mit der schottischen Romanze angeführt; ich

glaube nicht allein, ſondern ich weiß es. In mehr als einer Provinz ſind mir Volkslieder, Provinziallieder, Bauernlieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus und Naivetät und Stärke der Sprache vielen derſelben gewiß nichts nachgeben würden; nur wer iſt, der ſie ſammle? der ſich um ſie bekümmere? ſich um Lieder des Volks bekümmere? auf Straßen und Gaſſen und Fiſchmärkten? im ungelehrten Rundgeſange des Landvolks? um Lieder, die oft nicht ſkandirt und oft ſchlecht gereimt ſind? Wer wollte ſie ſammeln — wer für unſre Kritiker, die ja ſo gut Sylben zählen und ſkandiren können, drucken laſſen? Lieber leſen wir doch nur zum Zeitvertreib unſre neuern ſchöngedruckten Dichter. Laß die Franzoſen ihre alten Chanſons ſammeln, laß Engländer ihre alte Songs und Balladen und Romanzen in prächtigen Bänden herausgeben — der Reſt der ältern, der wahren Volksſtücke mag mit der ſogenannten täglich verbreiteten Kultur ganz untergehen, wie ſchon ſolche Schätze untergegangen ſind, wir haben ja Metaphyſik und Dogmatiken und Akten — und träumen ruhig hin. Und doch, glauben Sie nur, daß wenn wir noch in unſern Provinzialliedern, jeder in ſeiner Provinz nachſuchten, wir vielleicht noch Stücke zuſammenbrächten, vielleicht die Hälfte der percyſchen Sammlung von Reliques, oder die derſelben beinahe an Werth gleichkämen" und 1778 machte Herder ſelbſt den Anfang die Stimmen der Völker herauszugeben.

Doch iſt es kaum ein Menſchenalter, ſeit Achim von Arnim und Brentano Aufmerkſamkeit und Gunſt der verſtoßenen Schweſter zugewendet haben. Des „Knaben Wunderhorn" 1806 ging der romantiſchen Stimmung voran und erregte heftige Streite der Schriftſteller, weil beide Herausgeber das Entſtellte überarbeitet haben, aber die gefällige Form, die ſie zu treffen gewußt hatten, regte an. Der in dieſer Zeit der Unterdrückung des Deutſchthums auf's höchſte ſteigende Eifer für das alte Schriftthum unſeres Volkes, richtete ſich nun auch auf die Erhaltung der Volkslieder. Eine große

Zahl ſehr achtungswerther Forſcher ſammelte ſie von jetzt an mit der ängſtlichſten Gewiſſenhaftigkeit: ein Docen, Büſching und von der Hagen, Zarnack, Erk, Kretzſchmer und viele andere. Der Volkstribun Görres ſchloß die aus den Handſchriften der heidelberger Bibliothek genommenen „altdeutſchen Volks- und Meiſterlieder" 1817 dem Wunderhorne an und Meinert gab in demſelbigen Jahre in der Folgie alte deutſche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens heraus; Heinrich Hoffmann von Fallersleben ſammelte die holländiſchen Volkslieder (Horae belgicae P. II'. 1833.) und die ſchleſiſchen (1842). „Ein Hundert Deutſche Hiſtoriſche Volkslieder" brachte Leonard von Soltau zuſammen und eine vollſtändige Sammlung der vorzüglichen Volkslieder der Deutſchen von der Mitte des fünfzehnten bis in die erſte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verſuchte 1834 der Freiherr Friedrich Karl von Erlach in fünf Bänden, indem er die volksthümlichen Dichtungen berühmter Kunſtdichter in ſeine Zuſammenſtellung mit aufnahm. Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder gab endlich Ludwig Uhland 1844 getreu ohne Umſetzung der veralteten Sprechform heraus; ſo daß jetzt ein reicher Vorrath vor uns ausgebreitet liegt.

Ihr die ihr hochmüthig auf Alles, was im Munde des Volkes lebt, herabſeht, betrachtet nur dieſe Fülle originaler Schöpfungen, dieſen Schatz echter Poeſie und begeiſtert Euch an ihm, wenn ihr es noch könnt. Stört Euch hier etwa Zwang und Manier der Schule? Wie die Blume des Feldes ſprießt das Lied auf, meidet in ſeiner Einfachheit beſcheiden die Zuſammenſtellung mit den Tulpen und Georginen, mit den Roſen und Hortenſien, die in dem reichen Blumengarten deutſcher Poeſie ſo üppig prangen, aber es will doch, daß auch an ihm das Auge ſich labe. Da iſt ein poetiſcher Gedanke, den ein namenloſer Dichter, wenn Luſt oder Leid ſeine Bruſt bewegte, faßt und ſingt, ſo gut er kann. Der

Nachbar hört ſein Lied und ſingt es ihm nach. Der Geſang ſchleift und rundet es raſch ab und völlig ungehindert, weil es nicht in ſeiner einmal geſchaffenen Form von der gebieteriſchen Schrift bewahrt wird. Jahrhunderte lang erhält es ſich im Munde, wandert vom Vater zum Sohne, von Land zu Land, geht aus einer Sprachart in die andere über. Wer Beruf in ſich fühlt, dichtet hinzu, verwandte Gedanken werden daran geſchoben und was ſtört, was irgend an Beſonderheiten geknüpft war, deren Beziehung zum Leben verſchwand, wird abgeſtoßen, und am Ende iſt es, wie es iſt, von der *geſammten* poetiſchen Kraft des Volkes erſchaffen.

Dieſes Lied alſo, vom Landmann und der Spinnerin, vom Reiter und Landsknecht, vom Handwerksburſchen auf den Wanderungen in der Fremde und an der Werkſtatt ſeiner Heimath geſungen, ſpiegelt des Volkes Sinnesweiſe nach ihrer edleren Seite und Alles, womit der gemeine Mann ſich gern beſchäftigt, ſcharf und klar ab. Den Gedankenkreis des Volkes überſchreitet es nicht. Der Liebhaber ethnographiſcher Studien nehme den Spaten und grabe hier: er darf reiche Ausbeute hoffen. Nur was Vielen etwas geben konnte, ward ergriffen und erhalten, die beſondere Eigenthümlichkeit der einzelnen Perſon, die in der niedergeſchriebenen Kunſtpoeſie hervortritt, fand im Herzen der übrigen kein Echo und mußte ſterben, wie alles Einzelne vergeht; das Allgemeine hingegen, das mehr Typiſche, entwickelte ſich im Munde der Leute lebend in Umwandlungen, Zuſätzen, Auslaſſungen, Ausführungen weiter fort von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Wer ſang's zuerſt? Ihre Namen ſind erloſchen. Setzt der gelehrte Dichter ſeine Benennung dem Werke vor, denn eben er iſt es ja, der *dieſe* Gedanken, der *dieſe* Anſchauungen hegt, ſo verſchwindet im Volksliede der Verfaſſer, höchſtens tritt er in einer Nachrede heraus und dann bezeichnet er ſich gemeiniglich nur nach ſeinem Stande und allenfalls auch nach dem Orte, wo er es ſang und zuweilen fügt er hinzu, daß er von Selbſterlebtem erzählt hat, daß es ihm gut

oder böſe in der Welt erging und gern rühmt er ſich ſeines Erfolges im Leben und im Liede. Da machen wir mit dichtenden freien Reitern und Landsknechten, mit dem Zeltner und ſeinem Knechte zu Dannenburg und mit Geſellen von allen Handwerken Bekanntſchaft. Einmal heißt es am Schluſſe: „das thät eines reichen Bauern Sohn, war gar ein junges Blut", ein andermal iſt er gar „ein grober Bauer" genannt, aber wie ſie geheißen haben, das wiſſen wir nicht, es ſind unbeſtimmte Perſonen. Wozu auch den Urſprung behalten, da doch alle zuſammen es ſich zugerichtet haben? In den hiſtoriſchen Gedichten treten die Dichtenden indeß wohl auch mit ihrem Namen heraus; ſehr ſelten in anderen. Seltau hat (S. LXVII und LXXI) achtzig Dichter nachzuweiſen vermocht, zu denen wir noch neun hinzufügen: den Müller Hans Ziller (Uhland II. 709.), wofern dieſer Name nicht aus dem Reime gedichtet iſt, Michel Müller (Görres 27.), Jörg Breymung in Augsburg (Görres 310 und 317.), Jörg Schilther (Görres 261.), Balthas von Heilprunn (Uhl. I. 398.), Hans Umpertin (Uhl. I. 489.), welcher wie Matheus Zelin von Ulm (Uhl. I. 493.), Lienhart Ott (Uhl. I. 511.) und vielleicht auch der nürnberger Drucker Jörg Buſch (Uhl. II. 692.) im ſechzehnten Jahrhundert lebte. Wir machen wohl kaum einen Fehlſchluß, wenn wir behaupten, daß alle Gedichte, deren Verfaſſer beſagtermaßen ihr Gedächtniß erhalten haben, nur eine ſpärliche Verbreitung unter dem Volke fanden und nicht lange und nicht allgemein genug geſungen wurden.

Die Geſchichte des Volksliedes im beſondern nachzuweiſen, iſt heute noch eine Unmöglichkeit. Uralte Stoffe aus der grauen Heidenzeit her haben ſich bis in die Gegenwart erhalten: freilich hat das umgeſtaltete Bewußtſein immer mehrere von ihnen getödtet und vieles, was es aufbewahrte, nicht mehr verſtanden und darauf zum Theil falſch gedeutet, falſch geſtellt und angewendet, aber dennoch treiben ſich noch

immer gar manche Ueberbleibſel der alten Sagen in den Liedern herum und grade diejenigen, welche dergleichen enthalten, tauchen oft an den entlegenſten Orten in Ober- und in Niederdeutſchland, unter den Flamingen und unter den Schweden zugleich vor. Ihre poetiſche Kraft überdauerte den Wechſel der Zeiten. So wird noch in dieſen Tagen unter den ſchleſiſchen Landleuten das Lied von der ſchönen Hannele geſungen, der Bauerstochter, welche der Waſſermann zu ſich herunterzog und zum Weibe nahm; wie ſchön Hannele drauf unter dem Waſſer Glockenklang hört (den Zuruf der Religion), kehrt ſie aus dem Waſſer zu den Ihrigen zurück und einmal wieder bei ihnen, will Hannele bei ihnen bleiben und den Gatten verlaſſen und nicht mehr ins Waſſer zurück. Da aber ſpricht die Mutterliebe: Vater und Mutter und die ganze Welt giebt ſie auf, um bei ihren Kindern zu ſein. Dieſelbe Ballade, die gewiß ſehr alt iſt, wird in vielen andern deutſchen Gegenden geſungen, namentlich hat ſie im Magdeburgiſchen Erk aufgezeichnet, ſie iſt altholländiſch vorhanden und ging auch zu den lauſitzer Slawen über. Dieſelbe findet ſich bei den Schweden und zwar unter ihnen in einer abweichenden Ausbildung: Stolz Gretchen iſt im ſchwediſchen Liede eine Königstochter und des Bergkönigs Weib, und vergißt nach ihrer Heimkehr zu ihm Himmel und Erde, Bruder und Schweſter, Gott und ſein heiliges Wort, „ihre trauernde Mutter ſie nimmer vergaß.“ In der ſchwediſchen Bearbeitung wird alſo nicht der Mutter Anhänglichkeit an ihre Kinder, ſondern die Liebe des Kindes zu der Mutter verherrlicht. Das Alterthümliche wird im Laufe der Zeiten abgeſchliffen und verlöſcht, oft erhalten ſich nur einzelne Züge, die das Volk bewußtlos wiederholt. Aus dem helleniſchen Alterthume ſind in ſpäterer Zeit einige Stoffe in den Mund der Leute gekommen, bei dieſen iſt die Vermittlung durch Kunſtdichter nachweisbar. Dem ſpartaniſchen Kämpfer Tyrtaios bildete der berühmte Poet Zinckgreff 1622 das „Soldatenlied“ nach und aus dem Athenaios, welcher des Kleobulos zu Lindos abgeſungene Rätſelweiſe auf-

bewahrt hat, ſchöpfte Prätorius ſein „Schwabenlied“: 1670. Beide Dichtungen wurden volksthümlich. Die gewaltige Gährung, in der ſich während des inhaltſchweren funfzehnten Jahrhunderts das deutſche Volk befand, berührte auch den gemeinen Mann und an Zeitbegebenheiten verſuchte ſich ſeine poetiſche Kraft. Den Charakter der Volkslieder der beiden folgenden Jahrhunderte beſtimmt mein geiſtreicher und geliebter Freund Dr. Paur in nachſtehender Weiſe: „Während in den Liedern des funfzehnten Jahrhunderts die unmittelbare Stellung des menſchlichen Gemüthes zu der Natur beſungen wird, wendet ſich in den Liedern des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts das Intereſſe mehr und mehr von der letzteren ab und dem Verhältniſſe der Menſchen und Stände untereinander ſelbſt zu und es herrſcht in ihnen einerſeits die biſſige Heftigkeit einer von Leidenſchaft erregten Zeit, andrerſeits die unverſchleierte Rohheit niedriger Gefühlsäußerungen.“ Die Reiterliedlein und die hiſtoriſchen Geſänge, die im funfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert aufkamen, ſind größtentheils wieder untergegangen. Aus handſchriftlichen Liederbüchern, die Manche im funfzehnten Jahrhunderte anlegten, aus fliegenden Blättern, die im ſechzehnten gedruckt wurden, müſſen ſie hervorgezogen und aufgeſammelt werden. Von der Maſſe getragen erhielt ſich das Volkslied gegen Verbote der Gewaltigen: die Klänge jener Reiterlieder ſind verſtummt, weil ſie allzuſehr den Verhältniſſen angehörten, unter denen ſie entſtanden. Unſer Kriegsweſen iſt ein ganz anderes geworden.

Bei zerſtörtem Leben vergröbert ſich aber auch das Volkslied. Die Lage der niederen Klaſſen verſchlimmerte ſich in den letzten Jahrhunderten, darum gerieth es, ſoweit es nicht in dem Kirchengeſang aufging, in Verfall, und dieſes Verkommen war um ſo ärger, weil ihm die Wucht der Bildung, welche in unſern Zuſtänden immer mehr eine Lebensbedingung geworden iſt, ſchadete. Der Begabtere lernte, ſuchte ſich von dieſer Bildung anzueignen. Der neueren Zeit gehören daher Handwerks- und Soldatenlieder an, die nicht grade

sehr lebenswerth sind. Diese neueren Lieder sind auch häufig, was uns bemerkenswerth scheint, in stark subjektiver Färbung gehalten. In ihnen ist selbst die häßliche Anrede „Sie" eingedrungen. Eine gemeine Bänkelsängerei bemächtigte sich ferner mit Vorliebe der Mordgeschichten, die sie nach Hinrichtungen und an Messen, um ein paar Pfennige zu erbetteln, am Leierkasten ableiert: und auch diese verkümmerten Spielleute verschwinden. Gleichsam zum Ersatze gab indeß die Kunstpoesie von ihrem Reichthume Manches an das untere Volk ab. Die zauberischen Lieder des Reformationszeitalters wurden von ihm aus der Kirche und etwas später leicht nachsingbare Opernarien aus dem Theater geholt, die ersteren in der Stimmung des Ernstes angeschlagen, die andern in der Lustigkeit zu Gassenhauern verdorben. Was sonst noch von der feinen Dichtung in das allgemeine Leben eindrang, wurde zum Volksliede gestempelt: Gedichte von Pfeffel, Gleim, Schubart, Goethe, Schiller, Arndt, Körner, Wilhelm Müller, Uhland, Hoffmann von Fallersleben und anderen. Der letztgenannte erzählte mir, daß er bereits selbst in Süddeutschland von Ackerleuten seine eignen Schöpfungen aus seiner früheren Periode stark umgewandelt habe absingen hören.

Der Weg, auf welchem sie zum Volke gelangen, mag oft durch die Dorfschule gehen. Am allgemeinsten werden sie aber wohl durch die fliegenden Blätter von einem halben oder einem viertel Bogen Oktav verbreitet, welche von Winkeldruckereien ausgehen und auf den Jahrmärkten unter dem Titel: „Neue Lieder", ausgelegt werden und für einen Groschen oder einen halben Groschen feil sind. Die Namen der Dichter fehlten in allen, die ich sah. Da haben wir die Wendung der neueren Zeiten. Der gemeine Mann ergreift so, was in einem Musenalmanache oder dem mit Stahlstichen und Goldschnitt verzierten Taschenbuch für Damen zu lesen stand, jedoch das eigentliche Volkslied ist im Untergehen. Die Volksdichtung theilt ein Schicksal mit der alten Kunstpoesie, für die bald auch niemand mehr Sinn haben wird, als der Ge-

leichte von Beruf und der Poeſi vom Handwerk. Das iſt kein Schade, wie ſehr auch die armen Buchdrucker, die Gedichte verlegen, klagen. Einzig dasjenige, was dem Bedürfniſſe des Augenblicks dient oder was zum Volksliede erhoben werden kann, findet noch Anklang. Das erſtere beſteht nur mit der vorübergehenden Stimmung und fällt bald in Vergeſſenheit. Was die Zukunft fordert, was ſie gewähren wird, iſt klar. Beide Arten der Dichtung werden inniger ſich durchdringen und ihre Verſchmelzung in der gerundeten volksthümlichen Weiſe allein noch gelten. Die Unterſchiede verſchwinden.

Dieſe dürftigen Andeutungen müſſen für's erſte genügen, um einer Charakteriſtik Platz zu laſſen.

Eine Art Versbau bedurfte das Volkslied ſchon darum, weil es geſungen ward, aber vom Regelzwang bleibt es himmelweit entfernt. Nach einfachen rhythmiſchen Geſetzen wurde das Gedicht gebaut, der Reim gehorchte keiner Beſtimmung, gar manchesmal vertritt ihn der bloße Anklang. Die Melodie ſchaffte den Vers: über das Metriſche war das Volk ſich nicht klar und dem Geſange blieb es überlaſſen, die ungleichen Strophen auszugleichen. Während in der Wahl der Beiwörter eine außerordentliche Richtigkeit dem Volksliede eigenthümlich iſt — denn endlich fand doch ein Sänger an die Stelle des matteren das recht treffende — wird der bloße Verskünſtler viel zu tadeln haben. Das kindliche Wohlgefallen am Klange bewirkt die Wiederholung gewiſſer Schlußwörter oder willkürlicher Einſchaltungslaute, der Refrän.

Die Sprache des Volkes iſt natürlicherweiſe ſchlicht und ungekünſtelt, und ſo hält ſeine Dichtung ſich auch von feinbeſtimmten Verknüpfungen, verſchlungenen Satzverbindungen und redneriſchen Figuren frei. Anfänge, wie: „Es wollt", oder mit „Und", ſind ganz gewöhnlich. Die Uebergänge ſind die allereinfachſten, und nicht ſelten hilft ſich der Dichter, in-

dem er naiv fragt: was einer nun that? und oft genug wird das Fortſchreiten zu Anderem gar nicht vermittelt. Grade der Mangel an Geſchmeidigkeit, die damit zuſammenhängende Kürze des Ausſprechens macht jedoch den Styl der Volkslieder oft wunderbar gedrungen und kräftig. In den meiſten Fällen treffen ſie die rechten, ſchlagenden Wörter. Der dichteriſche Ausdruck hat weder Fülle noch Bilderpracht: wozu auch unnöthiger Schmuck? Wohl aber hat ſich allmählig im Volksliede eine eigne Dichterſprache ausgebildet, ebenſo wie in den Dichterſchulen. Wir gewahren nämlich gewiſſe Lieblingsreden und beſtimmte häufig wiederkehrende Vorſtellungen. Eine Zahl feſtſtehender Phraſen wurde ausgeprägt, deren jeder Dichter ſich ſofort zur Verzierung ſeiner Gedanken bemächtigte, die er dem ſchon Gangbaren abborgte. Solcher Art ſind die Beiwörter in: „das rothe" Gold, der „kalte" Wein, der „himmelblaue" Schein, der „grüne" Wald, das „tiefe" Thal, der „junge" Knabe, der „ſtolze" Schreiber[1], ſind An-

[1] Dr. Miſes (d. i. Profeſſor Zechner) ſagt: „Es ſcheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Bereiche der Poeſie gar nicht braucht, denn ein Schuſter, Schneider und Gelehrter würden, wo ſie ſich nur darin blicken laſſen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fiſcher, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger faſt mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in der Natur und an der Natur arbeiten, gern geſehen ſind, alle Stubenhocker dagegen, welche, ſei es nun Leder, Lappen oder Been zuſchneiden, von der Poeſie verachtet und gehänſelt werden. Die Dichtkunſt will Geſtalten von anſchaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben iſt aber nicht an ihm, ſondern in ihm ſpürbar. Er erſcheint äußerlich nur als ein fauler Müßiggänger mit Frack und Weſte wie andere Stadtleute. Ein Bänkelſänger iſt daher viel poetiſcher als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt." (Deutſche Lyrik und Wilhelm Müller, Dreihafen 1838 I. 177 ff.) und Karl Meſenkranz (Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter 1839, S. 341) giebt an, daß der Schreiber in den Volksliedern meiſt als der arme, dürftige Schlucker vorgeſtellt werde, über den es Spott regnet. So viel Treffendes in den Bemerkungen des erſten Kritikers liegt, ſo unwahr iſt das Vorgeben des zweiten. Schon das Beiwort: der ſtolze Schreiber, allenfalls auch (wiewohl ſeltener) der hübſche Schreiber, bezeugt das

reden wie: „Du Hübſche, Du Feine", Zeitbeſtimmungen wie: am dritten Tag, nach ſieben Jahren, und manche andere, die der geneigte Leſer im Folgenden leicht herauserkennen wird. Auffällig bleibt uns die Vorliebe für die Verkleinerungswörter. Unſer Lied ſagt gern: das Jungfräulein, das Händel, ſogar Flinkelein. Vom Aeußerlichen haben wir wohl Hinreichendes angemerkt, um nun gleich das Wichtigere, den Inhalt, in Betracht zu nehmen.

Auch hier wollen wir uns zuerſt ſeinen Unterſchied von der Kunſtdichtung klar machen. Unſere großen Dichter ſchuf

---

Gegentheil. Zwar beruft Neſenkranz ſich auf ein Gedicht: „das Mädchen will den Schreiber Konrad zu ſich ins Bett laſſen, wenn er ſich dazu bequemt, in einem Korbe von ihr aufgezogen zu werden: als ſie ihn aber bis an das Dach geſchleift hat, läßt ſie ihn ganz unbarmherzig wieder fallen" — Dieſer Schwank von „Hainrico Konrade dem Schreiber im Korb" bezieht ſich jedoch ganz ſichtlich auf einen wirklichen Vorgang, es heißt: der Schreiber gab einen Gulden drum, daß man das Liedlein nimmer ſung, und dann liebt es das Volkslied, wenn der geſeppt wird, der eines Andern Frau nachſtellt. Dem Konrad gelüſtet es nach Ehebruch, denn die Frau antwortet: „kumm ſchier hernieder, wenn ſich mein Herr legt nieder." Der Spott trifft alſo nicht den Stand, ſondern eine beſtimmte Perſon, die ſich lächerlich gemacht hatte. Sonſt aber treten im Volksliede, Uhland I, 90, ein Reiter, ein Edelmann, „der dritte ein ſtolzer Schreiber" auf und der Schreiber bekommt das Mädel, und auch in andern (Uhland I, 228; Erlach III, 118) iſt der Schreiber der Glückliche: Ganz im Gegentheile ſagen die ſtolzen Schreiber (Uhland II, 697): „eh man ihn Schreiber heißt, ſo thut's den Fräulein gfallen und liebt ihn allermeiſt" und ſingen: „ein Schreiber will ich bleiben, ein Schreiber will ich ſein."

„Vor'm Schreiber muß ſich biegen,
Oft mancher ſtolze Held,
Und in ein Winkel ſchmiegen,
Wiewohl es ihm mißfällt."

Sie haben Recht, denn wie es im alten Liede heißt (ſ. mein Univerſitätsgebrauch I, 119):

„Schreiber und Studenten
Sind der Welt Regenten.
Sie ſein edel oder nicht,
So ſind ſie von Gott darzu gericht.

ſen in der bewußten Auffaſſung der die Menſchenwelt bewegenden Ideen. Gereift durch Lernen, Nachſinnen und Streben, Herren ihrer innern Erlebniſſe, erfaßten ſie den Widerſtreit zwiſchen Stoff und Geiſt, zwiſchen Gut und Böſe, wagten ſie ſich an die Räthſel des Lebens und trachteten ſie nach der Vergeiſtigung des Natürlichen. In ihren Gebilden erkennen wir alſo das raſtloſe Streben nach Läuterung und eine unendliche Mannigfaltigkeit freier Standpunkte, verſchiedenartiger Weltanſchauungen. Das Volkslied hingegen bewegt ſich in dem geſchloſſenen Kreiſe der natürlichen Lebensbetrachtung, ſeine namenloſen Dichter theilten den beſchränkten Vorſtellungskreis des Naturlebens, den ſie nur höchſt ſelten überſchreiten. Die Schöpfungen eines Voltaire oder Byron, eines Matthiſon oder Manſo oder Herder, eines Schiller, eines Heine ſtehen alſo mit ihm im ſchroffſten Gegenſatze. Die Kunſtdichtung wurzelt in ſinniger Beſchaulichkeit, das Volkslied aber in der ſinnlichen Wahrnehmung.

Das Volk dichtet ſein Leben in ſeinen Geſängen um. Seine einfachen Verhältniſſe ſind es alſo, die ſein Lied ausfüllen. Auf den erſten Blick gewahrt man, daß Menſchen, die viel in der freien Natur leben, es ſangen. Die Sommerluft, der Wettſtreit des Winters mit dem Sommer wird zu ſeinem Gegenſtand. Es erzählt uns, daß „wieder kommt der Maien, darauf ſollen wir uns freuen," daß der kühle Thau die Hafel ſo ſchön grün macht. Das Wohlgefallen an den Vögeln, und auch an den Bäumen und Blumen giebt ſich lebhaft kund. Der Guckuck „mit ſeinem Schreien macht fröhlich jederman." Frau Nachtgall, „die ſo wonniglich ſang" und die kleinen Waldvögelein ſpielen in ihm eine große Rolle und die Hochzeit der Vögel iſt ein beliebter Stoff. „Gar lieblich anzuſchauen die ſchönen Blümlein ſtehen," und wie es die eine „Vergiß mein nicht" und die andere „Je länger je lieber" nennt, ſo ſpricht es von dem edlen Kraut Wegwarten und Wohlgemuth und ſetzt ihnen ſo Manches gleich. „Ein Blümlein, das heißt Meiden" und „So komm Geduld, du

edles Kraut und hilf mir überwinden". Die Natur ſteht mit den Menſchen in inniger Beziehung: vor der ſchönen Hannele neigt ſich das Laub und das grüne Gras, ſie richtet wohl an ihn ihre warnende Stimme: es iſt, als ob ſie das Sittliche vertrete. Die Heide und der Tanz auf ihr beſchäftigen die Sänger des Liedes ſehr, „was ſoll mir denn mein feines Lieb — heißt es in einem — wenn es nicht tanzen kann? und die erſte Begegnung mit der Geliebten wird etwa folgendermaßen geſchildert: „es wollt ein Mädchen tanzen geh'n, ſucht Roſen auf der Heide", oder das Jungfräulein ſteht im Roſengarten und „ſang von heller Stimme, daß es im Garten erſchall, die Vöglein in den Lüften gaben den Widerhall".

Aber zu gleicher Zeit trachtet das Volk, ſich in ſeiner Einbildung über die Beſchränktheit ſeines Lebens und Treibens zu erheben und ſeinem ärmlichen Daſein zu entrücken, indem es ſich Zauberbilder eines Glückes vorgaukelt, welches zwar oft in innerer Befriedigung, doch meiſt hauptſächlich in des irdiſchen Beſitzthums Fülle beſteht. In vielen ſeiner Lieder erſcheint Alles prachtvoll und ſtattlich, Fürſten und Prinzen, Ritter und Edelfräulein treten auf, lieben und werben. Sie kleiden ſich in Sammt und Seide und laben ſich an Wein und Wildpret und tragen Kränze von Perlen und Gold. Die Königstochter hat auf ihrem Haupte die goldene Krone, ein hingemordetes Mädchen bekommt von Gold den Sarg, und ſogar ein Geiglein iſt einmal von Silber und Gold. Nicht auf ſeine Kupferpfennige ſind ſeine Wünſche gerichtet: rothes Gold führt es beſtändig im Munde. Ebenſo wie unſere guten Deutſchen, ſahen die Romäer in ihren Liedern die Klepphten von Gold ſtrahlen, alle Pferde haben ſilberne Hufe, alle Zäume ſind mit Perlen beſetzt. Die Mädchen und die Knaben haben vor andern Beiwörtern des Lobes die Bezeichnung: fein. Das Volk will nicht ſeine eigenen niedrigen Zuſtände wieder vorgeführt bekommen, will in ſeinem träumeriſchen Hange Fremdes, Neues, will ſich aus ſeiner Gedrücktheit in die vornehmen Kreiſe erheben, möchte über Glanz

und Feſtesſchmuck ſeine bäuriſche Jacke und Manier vergeſſen. Es ſpricht aus, warum es die Reichen beneidet. Das iſt die erſte, rohſte Weiſe der Lebensauffaſſung und in ihr ſteht noch heute die Menge der Menſchen. Erſt volle Reife des Geiſtes führt zu der Rückkehr in die Einfachheit und Einfalt, und nur der Auserwählte, dem die Binde von den Augen gelöſt iſt, erkennt's, daß es da beſſer ſteht, wo ſtatt Weines Waſſer getrunken wird.

Grade wie in der Ausſchmückung das Volk die Alltäglichkeit zurückſchiebt und ſich Höherem gleich ſtellen möchte, will es nicht in ſeiner Mundart dichten, ſondern zieht ihr das reine Schriftdeutſch vor. „Das Volk ſingt in Schleſien, ſagt Hoffmann von Fallersleben, wie überall in Deutſchland mit wenigen Ausnahmen hochdeutſch. Das Volk iſt viel poetiſcher als diejenigen Poeten, die in einer beſtimmten Mundart Verſe machen und wenn ſie alle platten Volksausdrücke, alle verderbenen und ungeſchlachten Eigenthümlichkeiten der Mundart angebracht haben, glauben können: das ſeien die eigentlichen, wahren Volkslieder.“ Unter dreihundert Volksliedern, die er in Schleſien aus dem Munde von Grasemädchen und Bauerburſchen ſammelte, ſind nur fünf in der ſchleſiſchen Mundart gehalten und dieſe fünf haben ſämmtlich einen burlesken Inhalt.

Wie dieſe blumenduftenden Lieder des Maies den Frühling des Lebens ſchmücken, betrachten wir zuerſt, bevor wir auf die Geſänge hören, welche an das kahle, trockne Wirken der männlichen Jahre ſich knüpfen.

Die mächtigſte Empfindung des Menſchen, die Liebe, iſt der Inhalt der meiſten Lieder und unſtreitig ſind unter den verſchiedenen Gedichten des Volkes die Liebeslieder die gelungenſten, die beſten. Und wie dieſe kleinen Gedichtchen nicht am Schreibtiſch gemacht wurden, ſondern aus dem bewegten Herzen wirklich herausſtrömten, ſind ſie auch nicht kalt,

gedrechſelt und freſtig. Wie ſeelenvoll tönen dieſe einfachen, innigen Verſicherungen. Wo das Gefühl ſpricht, findet ſich kein Pomp und Wortprunk, keine Ueberſpannung, kein Aufhäufen von überſchwenglichen Betheuerungen wie ſie unſere girrenden Ritter, unſere Romanhelden und modernen Etwiſten lieben, die ihr ſchwächliches Gefühl aufputzten. Die Sprache der Natur iſt einfach, die Wahrheit iſt ſchmucklos, durchſichtig und hell wie der Diamant. Wir wiederholen es, der herzliche Ausdruck gefällt uns an dieſen Gedichten. Der Liebende ſagt etwa: „Ich mein' meines Buhlen Güte, darnach ſteht mein Gemüthe, zu ihr ſteht all' mein Sinn", „ich könnt ihr nicht holder werden" — kann er mehr ſagen? „Thu mir Dein Herz aufſchließen, ſchließ mich Herzlieb darein."

Da iſt alſo das braune Mädel, jung und ſchön, wie ſich von ſelbſt verſteht, hat gelbes Haar und eine ſchneeweiße Hand. Er nennt ſie kurzweg: „Du rother Mund", „ſie gleicht wohl einem Roſenſtock, ſie trägt auch einen rothen Rock", „oft ſie ſehen, thut den Augen wohl." Den jungen Knaben oder edlen Ritter braucht man nicht erſt zu beſchreiben, iſt's ja doch beim Manne nicht die Geſtalt, welche wiegt. Er begegnet ihr, wie er in den Wald geht oder auf der Wieſe, wo ſie Blumen brechen will, oder als er einhergeritten kommt. Ohne Umſchweife frägt er dreiſt, ob ſie mit ihm gehen will: „Liebſt Du mich, ſo lieb' ich Dich, Röslein auf der Haiden", und die meiſten Mädchen des Volksliedes ſind gar nicht ſpröde. Unbefangen, ohne Ziererei folgen ſie gern. Der Liebende iſt freilich zuweilen recht ſchüchtern: „Ich hab ſie lieb von ganzem Herzen, ich durfte ihr kein freundliches Wort zuſprechen, ich fürcht, ſie möcht mir's für übel han." „Ich kam zu ihr getreten, wie manch' gut Geſell mehr thut, ich wollt ſie han gebeten, ich bot ihr meinen Gruß; ich ward zu einem Stummen, vor Schaam, da ſtund ich roth, bei allen meinen Tagen leid' ich nie größer Noth." Ihm geht's wie er's verdient. Sie ſagt ihm: „kehr Dich wieder um und geh' Du wieder heim!" aber am Ende giebt ſie ihm doch mit ihrem

reihen Munde den Segen. Freilich, „wer einen lieben Buhlen hat, der thu gar manchen Affengang.“ Dann heißt es: „wer gefallen will, der muß herzen viel.“

Nun ſind ſie bald einig und er giebt ſeinem herzigen Herzen ein Goldfingerlein. „Was ſchickt ſie mir denn wieder? Von Perlen ein Kränzelein: Sieh da, du feiner Ritter, dabei gedenk du mein.“ Mitunter ſchenkt der Bewerber auch Ring und Kranz und bekommt dafür einen Ring und dieſen Ring an ſeiner Hand gäb' er nicht um das deutſche Land. Einer freilich muß klagen: „Ich hab der Lieben alſo lang gedient, was gab ſie mir zu Lohn? Ein' Kranz von Haberſtroh.“

Jetzt möchten ſie immer beiſammen ſein.

Einer ſagt:

„Und wenn ich lieg und ſchlafe,
So kommt ſeins Lieb fürhin,
Und wenn ich dann erwache,
So kehret ſie wieder dahin.
O weh meines Herzens ein' große Noth!
Viel lieber wollt ich ſterben,
Viel lieber wär ich todt.“

Ein Anderer:

„Des Abends, wenn ich zu Bette will gehn,
Mein feines Lieb nicht bei mir hab,
So trauert mein Herz, ſo trauert all' mein Gemüthe
Des Morgens, wenn ich früh aufſteh,
Zu meinem lieben Buhlen ich geh,
So kommt mein Lieb und wünſcht mir guten Morgen
Guten Morgen, guten Morgen, mein feines Lieb.
Ich hab Dich von Grund meines Herzens lieb,
Ich hab' Dich von Grund meines Herzens auserkoren.“

Hernach gehen ſie mit einander zu Tanze:

„Wo zwei Herzensliebe
An einem Tanze gehn,
Sie laſſen ihr' Aeuglein ſchießen,
Sie ſehen einander an,
Sie gedenken in ihren Sinnen:
Und hätt ich Dir nahe bei.“

Vielleicht müſſen ſie ſich aber noch einmal trennen und das bringt das junge Herz aus Freuden in Leid. Sie will ihn nicht fortlaſſen und hebt zu weinen an: „Gedenk daran, du junger Knab, laß mich nicht lang alleine, kehr wieder bald!“ und er klagt ſchmerzvollen Herzens: „Ach, Scheiden, das thut weh.“ Aber er ruft ihr vielleicht auch warnend zu:

„Weichſt Du von mir, rächt's Gott an Dir,
Wiewohl man findt noch ſchöne Kind,
Lieb ich Dich über ſie alle.
Noch treuer Gott iſt jetzund mein Bott,
Du wollſt nicht von mir weichen.“

Ueberall erfriſcht uns das ächt Natürliche. Nur mit der roſigen Jugend tändelt das Lied. Treten mehrere Bewerber heran, ſo wird's gewiß der jüngſte ſein, den ſie bevorzugt, und wenn ein alter Mann ein junges Weib hat, ſo grollt der unmuthige Sänger, und während das friſche Weibchen ſeufzt, daß die liebe lange Nacht nimmermehr kein End' nicht haben will, poltert ſein Zorn: „Man ſoll einen ſolchen alten Mann mit einem eiſern Flegel zu der hintern Thür 'nauß ſchlan.“ Das Sittliche fühlt das Volk richtiger als ſeine Geſetzgeber. Nimmermehr ſollte ein Mädchen den Mann freien, der ihr Vater ſein könnte. „Das iſt ein phyſiologiſcher Skandal, ſagt Lévy, traité d'hygiène, aber das bürgerliche Geſetz nimmt ihn in Schutz und die Geſellſchaft vermag nur, ihn mit Spott und Verachtung zu ſtrafen.“ Wir fühlen das Alle im entgegengeſetzten Falle, wenn ein junger Mann ein altes Weib heirathet, doch iſt es im Grunde das nämliche. Ein ſchleſiſches Liedchen aus der glätzer Grafſchaft endet mit der guten Lehre:

Ihr jungen Mädel, hütet euch ſehr,
Daß euch ein alter Mann nicht beſchwer.
Liebet nicht das Geld!
Nehm lieber eine jede den, der ihr gefällt.

Für junge Männer braucht's nicht erſt eines ſolchen Rathſchlags.

Es kennt beinahe nur die glückliche Liebe. Scheint es

doch faſt, als wiſſe das Volkslied nichts von Verirrungen des Herzens und von unbeglücktem Sehnen. Nur wo mehrere Nebenbuhler kommen, müſſen die andern natürlich leidig ausgehen, aber das ſind dann auch die, welche am wenigſten ſtark liebten. Die Mädchen erſcheinen in ihm, wie ſchon geſagt, nicht als kalt und ſpröde — dürfen wir vielleicht daraus ſchließen, daß ſie es eigentlich auch nicht ſind und nur an Verbildung leiden, wo ſie ſich ſo zeigen? Einer ſingt wohl, daß ihn ſein Lieb verabſchiedet hat, „wie mag ich fröhlich ſein?“ aber ſeine fröhliche Weiſe kündigt uns ſchon an, daß ihn zuletzt ſein Lieb umfangen hält. Wo das Mädchen ſich eine Weile weigert, ihrem Bewerber hold zu ſein, ſtammt dies Sträuben meiſt aus einer Launigkeit, welche das Liedchen beweglicher und munterer geſtaltet. Untreue macht eher noch Leid und Pein, aber auch ſie iſt ſelten und der Verletzte nimmt ſie auffällig leicht. Wir haben in der Uhlandſchen und in der Görresſchen Sammlung zwei Klagen über Untreue, eine von einem Mädchen, die andere vom Manne. Das Mädchen klagt Gott ihre Noth, ſie ſei verwundet bis in den Tod, aber bald ergießt ſie ſich in Schmähungen: „Art, die läßt von Arte nicht, Unkraut will aus dem Garten nicht“, und zuletzt ermuntert ſie ſich wieder ſelbſt: „Ich hab einen Apfel, war hübſch und roth, doch war ein Wurm darinne, fahr hin, fahr hin, mein Apfel roth, du mußt mir aus dem Sinne.“ Der Reitersmann iſt gleich von vorn an beruhigter im Gefühl ſeiner männlichen Kraft: „Haſt Du einen andern lieber als mich, das acht' ich wahrlich kleine' — laß fahren, laß fahren, was nit bleiben will, man find't der ſchönen Jungfräulin mehre.“ Ein Betrogener warnt die jungen Knaben, in guter Hut zu ſein, daß ſie die Liebe nicht zwinge: „Glaubt nicht den ſchönen Jungfrauen zu viel, was heut iſt lieb, iſt morgen leid“, und tröſtet ſich ſelbſt recht verſtändig: „Dein Untreu macht, daß ich Dein nicht acht.“ Anders die Ballade. Kaum, daß auf Hunderte von Liedern, die Liebes Luſt malen, einige wenige Liebes Leid ausſprechen; iſt die Liebe unglücklich, ſo

geſchieht's wegen der Ungunſt des äußern Schickſals, welches das liebende Paar zerſchmettert, alsdann aber geht der Geſang in den Balladenton über.

Was man gewiß nicht vermuthen ſollte, wenn man ſo ſieht, wie die „gebildeten" Menſchen es treiben und bedenkt, in welchen Schichten das Volkslied ſich erhielt, das findet ſich in ihm, ſittlicher Adel. Ohne vieles Bedenken ſprechen wir die Behauptung aus, daß das deutſche Volkslied von einem höheren Geiſte durchdrungen iſt und einen tieferen moraliſchen Gehalt beſitzt, als ſich bei den allermeiſten zeigt, die als Dichter vor das Volk hinzutreten wagten. Von rein chriſtlichen und kirchlichen Vorſtellungen iſt zwar in den weltlichen Liedern verhältnißmäßig äußerſt wenig (etwa in Todesnöthen wird Maria angerufen), das iſt aber auch wahrlich kein Schade. Die natürliche Gutmüthigkeit und Sittlichkeit führen das Wort. Daher werden in den erzählenden Gedichten, wo es nur angehen will, gute fromme Wünſche dazwiſchen geſchoben. Wird ein Herr genannt, heißt es z. B.: „Gott friſt' dem edlen Fürſten ſein Leben." Die Verirrung des ſchwachen Menſchen wird mit dem Auge der Nachſicht liebevoll beurtheilt. Das Lied von Ritter Danhäuſer, der aus Verzweiflung zur Frau Venus, der Teufelin, zurückkehrt, ſchließt:

Der Sünder mag ſein ſo groß er will,
Kann Gottes Gnad erlangen.

Lüge und Betrug hat das Lied offenbar nicht gern. Wenn der falſche Wirth vom armen Reitersknaben „betrogen" wird, ſo iſt dieſer Betrug ſehr unſchuldig; denn da er ihn nicht ziehen laſſen will vor abgezahlter Zeche, ſteckt die Frau Wirthin dem guten Schlucker mit ihrer ſchneeweißen Hand die rothen Gulden zu, ſo daß der Wirth mit ſeinem eignen Gelde bezahlt wird. Und wenn der buhlende Schreiber dem niederländiſchen Mädchen empfiehlt, ihrem zornigen Mütterlein etwas vorzureden, antwortet ſie ihm:

„Ei ſoll ich denn nun lügen?
Es ſteht mir übel an.

Viel lieber wollt' ich sprechen,
Der Schreiber wär' mein Mann."

So sind auch die Empfindungen rein. Die Liebe ist keusch und natürlich, gleich sehr von empfindelnder Schwärmerei wie lästerner Lüderlichkeit entfernt. Es sind gesunde Menschen von Fleisch und Blut, die in Zuchten und Ehren lieben. Der Sänger, der sieben Wünsche hat, wünscht sich zwar zu dritt „schöne Jungfrauen und rheinischen Wein", aber als letzten Wunsch blos, „daß jeder bei seiner Liebsten wär' und ich bei der meinen." Der Verschmähte hegt in seinem Herzen keinen Groll. Der Bauernknecht, der statt der Rosen den Kranz von Nesselkraut trägt, ruft ihr, von der er ihn hat, nach:

„Merket's hab ich mein schönes Lieb,
Das reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh.
Gesegn' Dich Gott, mein hoher Muht'
Ich sehe Dich nimmer me."

Aus der Aechtheit folgt die Beständigkeit. Im „Feinslieb von Flandern"[1] sagt der Sänger:

„Mein Feinslieb ist von Flandern
Und hat ein' wankeln Muth,
Sie giebt ein' um den andern,
Das thut die Länge nit gut.
Doch bin ich stets
Ihr aller wohlgemuth,
Ich wünsch ihr alles gut."

Die Wandelbarkeit rächt sich auch, das Aufgeben der Liebe zieht nach sich das Aufgeben des Lebens. So im Gedicht: „Der Ritter und die Maid"; da heißt es:

Es spielt ein Ritter mit einer Maid,
Sie spielten alle beide,
Und als der helle Morgen anbrach,
Da hub sie an zu weinen.

„Weine nicht, weine nicht, braunes Mägdelein,
Dein' Ehr will ich Dir zahlen,

[1] Flandern ist deutscher Boden. Merkt auf, ihr Publicisten! Seit uns die Nordseeküste fehlt, ist Deutschland schwach.

Ich will Dir geben ein' Reiterknecht,
Dazu dreihundert Thaler."

„„Den Reiterknecht, den mag ich nicht,
Will lieber den Herren ſelber,
Krieg' ich den Herren ſelber nicht,
So klag ich's meiner Mutter.""

Sie ſtirbt, dem Ritter träumt's ſchwer und bang; er ſattelt ſein Roß, reitet Tag und Nacht und kommt nach Augsburg', als ſie zu Grabe getragen wird; da zieht er heraus ſein blankes Schwert und ſticht ſich's in ſein Herz: „Hab' ich Dir geben Angſt und Pein, ſo will ich leiden Schmerzen." Man legt ihn zu ihr in den Sarg und nach drei Vierteljahren ſproſſen aus ihrem Grabe drei Lilien hervor. Auf dem Grabe Liebender wachſen weiße Blumen; es blühte nach dem uralten Glauben der Heidenzeit die entweichende Seele als Blume. Selbſt der Ungetreue, der mit eigner Hand ſein Erbarmen ſtehendes Mädchen tödtet, legt ſich dann leiſe auf ſie hin und ſtirbt an ihrem Herzen. Gleichſam Warnungsbeiſpiele ſind die Fehltritte der armen betrogenen Mädchen, die ſich mit einem glänzenden Herren einließen: es iſt der ungleiche Stand, der die Verirrung mit verſchuldet. Denn ſonſt berichtigt wohl der junge Geſelle, der das Mädchen in Verſuchung brachte, ihre Rede: „die Engel an dem Throne werden dem Käpplein lohnen, daß ich Mägdlein von Euch kam", dahin:

„Daß ich euch Mägdlein ließe,
Das thät mein' große Zucht.
Das Herz in meinem Leibe
Fürchtet eurer Ehre
Und euer fromm Gemüth."

Das Lied urtheilt:

Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den find't ſie nie mehr wieder.

Und ſein gewöhnlicher ſtehender Schlußwunſch iſt: „Gott behüt' allen Jungfrauen ihre Ehr'." In dieſer Menge von Gedichten kaum ein paar an's Lüſterne ſtreifende Stellen!

---

[1] In Schleſien zuſammen: nach Hirſchberg.

Wir möchten die Probe mit einer gleichen Zahl von Versen unserer namhaften Dichter nicht machen. Woher erklärt sich diese Erscheinung, da doch gewiß der einzelne Bauer und Kriegsgesell an Feinheit des Gefühls hinter dem gebildeten Dichter der Städte zurücksteht? Daher meinen wir, weil eben nicht ein Bauer der Dichter des Liedes war, sondern der ganze „ungebildete" Stand. Da ward denn vom gesunden Gefühle des einen oder des andern Empfängers das Unwahre, Unlautere, Unächte abgestoßen, einmal herausgelassen, kam es nicht so leicht wieder herein; hinzugefügter Schmutz aber konnte sich nicht erhalten. Jeder reine Mund, aus dem das Lied schallte, veredelte auch das Lied. In den Volksbüchern, die in der Schrift erstarrt waren, finden wir darum des Zotenhaften und Ecken nicht wenig, wovon das Volkslied durch die Art seiner allmähligen Ausbildung gereinigt wurde. Zwar sind sicher und gewiß viele Gesänge Hervorbringungen des freien natürlichen Dichtertalentes, entstanden während des mühseligen Tagewerkes, im freudigen Ergusse der überwallenden Empfindungen des Herzens oder aus dem Bedürfnisse einer schöpferischen Einbildungskraft, so daß nichts sich hinzuthun oder abnehmen läßt ohne Beschädigung des Gedichtes, aber die allermeisten sind ohne Zweifel erst durch die Menge derer, die's mit Lust nachsangen, durch die Wogen der Rede in langer Zeit geformt. Darum sind die alten Gedichte die idealeren, die besseren, und was noch jung ist tritt oft eckig, grob und roh auf. Ganz dieselbe Bemerkung macht Fauriel in seinem berühmten Werke über die Gesänge der Neugriechen. Er sagt: „Von welcher Gattung von Liedern man immer reden mag, so ist gewiß, daß die ältesten in der Regel die schönsten, originellsten und gewichtigsten sind. Wie soll man sich dieses erklären? ich gestehe es, ich vermag es nicht." Unsere Leser werden, hoffen wir, die Frage beantworten.

So spiegelt denn das Liebeslied die derbe Treuherzigkeit, die tiefe Gemüthlichkeit, die ideale Auffassung der Deutschen,

dieſes Volkes von Denkern, ab. Vergleiche man nur mit den deutſchen Volksliedern die Sammlungen der ſlawiſchen (etwa in der wendiſchen Sammlung von Leopold Haupt und Schmaler oder der ruſſiſchen Balaleika) und man wird neben vielen Uebereinſtimmungen doch auch große Unterſchiede wahrnehmen, die auf die Verſchiedenheit des Volksgeiſtes hinweiſen, deſſen Ausflüſſe ja nur dieſe Liederchen ſind. Bei den deutſchen iſt immer, ſelbſt in der Luſtigkeit ein gewiſſer Ernſt, eine durchgehende Schwere, in den ſlawiſchen herrſcht eine unverwüſtliche Heiterkeit, in manchen wieder tiefe Melancholie. Der Slawe erſcheint in ihnen leicht und auch leichtſinnig, zum raſchen Lebensgenuſſe aufgelegt und des Erlebten nicht weiter gedenkend. Die Liebe der Deutſchen hat ihre Wurzel mehr in einem geiſtigen Bedürfen und äußert ſich in Achtung, Zartheit und beſtändiger Anhänglichkeit, ſeine Liebeslieder ſchöpfen, wie Görres ſagt, ein ganzes Herz bis zum Grunde aus, die Liebe der Slawen zeigt ihren Boden vorwiegend in der Sinnlichkeit. Was grämt ſich der Slawe groß über die Untreue, was ſoll ſie ſchaden, ihm oder ihr, giebt's doch der ſchönen Kinder genug, er denkt ſelbſt nicht an Beſtändigkeit, flattert von einer zur andern, ja, er hat nach gebüßter Luſt wohl gar Spott gegen ſein Opfer.

Die Balladen, die eines Liebespaares Geſchick erzählen, verdienen daſſelbe hohe Lob und reichen in eine weite Vergangenheit zurück. Das Schlechte findet im Untergange ſein Gericht, treue Liebe wird belohnt. Da wird z. B. in Oberwie in Niederdeutſchland, flämiſch und ſchwediſch von der Jungfrau geſungen, die ein Ritter lockte, der ſchon elf Fräulein getödtet hat, die, wie er ſie auch umbringen will, ihn mit ſeinem eignen Schwerte erſchlägt. Auf ihres Vaters Tiſch ſetzt ſie dann beim Mahle das Haupt des Entführers. Die unſichtbare Welt ſpielt in den ächt deutſchen Sagen in das Menſchen Schickſal hinein: das giebt etwas Schauriges. In

dieſer Ballade vom Jungfrauenmörder warnt eine Waldtaube das mit ſchön Ulrich davon eilende Rautendelein und zuletzt hört ihren Hülfeſchrei aus dem Walde ihr Bruder in ſeinem Schloß. Mit rührender Stärke hebt das Volkslied die Anhänglichkeit unter Bruder und Schweſter hervor und mächtiger, tiefer als die Aelternliebe erſcheint in nicht wenigen Liedern, es iſt dies ein auffallender Zug, die Liebe der Geſchwiſter: wo der falſche Vater ſeinen Knaben zur Hinrichtung führt, erlöſt ihn ſeine treue Schweſter:

„„Und deinen Bruder, den kriegſt du nicht,
Er muß jetzt hangen am Galgengericht.
Und wenn du dich ziehſt nackend aus
Und dreimal um den Galgen laufſt —““
Und wie das letzte Wort geſchah,
Die Kleider ſchon alle unten war'n.

Die fremde Hiſtorie von Hero und Leander finden wir unter den deutſchen Balladen wieder; eine böſe Nonne iſt es, welche den Leitſtern des Schwimmers, die Kerze an ihrem Fenſter, und damit des Liebenden Leben auslöſcht. Wo nicht eine wunderbare Rettung oder eine glückliche Vereinigung den Schluß krönt, tödtet ſich gewöhnlich das überlebende Mädchen vor Liebesſchmerz, einigemale wird ſie Nonne. Sonſt mögen die ſchönen Kinder den Schleier durchaus nicht nehmen. In einem Liede, welches nach der Angabe der limburger Chronik 1357 „man ſang und pfiff", heißt es:

„Gott gib ihm ein verderben Jahr,
Der mich macht zu einer Nunnen
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weißen Reck darunter" —

und ein anderes wiederholt am Schluſſe:

„Gott geb' dem Küſter Unglück viel,
Der mich armes Mägdlein
In's Kloſter haben will."

Aber wenn ſie nicht mehr „einem Knaben jung ſeinen Kummer ſtillen" können, begraben ſie ſich aus Betrübniß freiwillig in den heiligen Mauern. Das Volksbuch von Werther's Leiden,

ein Machwerk unſerer Zeit, endet ebenfalls damit, daß Lotte in's Kloſter geht.

Ihr Gang iſt raſch. Nirgends hält ſtörende Breite auf. Denn da die Ballade nur im Gedächtniſſe feſtgehalten wurde, ſank das Unweſentliche unter, die Ausfüllung verſchwand und blos die Hauptriſſe blieben ſtehen. Daher ihr kurzer, ſpringender Ton, der ſie ſo kraftvoll macht, ſo ergreifend. Einzig das Hervorſtechende wird vom Sänger aufgefaßt, ohne Mittelglieder, ohne Vorbereitung ſchreitet die Erzählung von einem zum andern, oft wird nur in einem leiſen Zuge der Grund des Folgenden angedeutet, oft bricht ſie ſo plötzlich und jäh ab, daß du dir den Zuſammenhang aus der eignen Einbildung ergänzen mußt. Die Sprünge, die Abgeriſſenheit der Gedanken, die Schnelligkeit der Bewegung, das Lebendige, Kecke ſind Hauptvorzüge des Volksliedes vor der Kunſtpoeſie. Der Balladenſtyl iſt überhaupt dem Volksliede beinahe durchgehends eigen bis auf die neuen Zeiten, wo das Leſen in der Schule die Naivität des Ausdrucks zerſtört hat.

Wie gering indeß die Beherrſchung der Welt trotz dieſer ſcheinbaren Beherrſchung des Stoffes unter der ſingenden Klaſſe war und iſt, das zeigt uns die ſogenannte Objektivität ſeines Erzählens. Lediglich die Erſcheinung wird vom Dichter erfaßt: die äußere Handlung, welche ſich dem Geſichte bietet, das Wort, welches das Ohr hört, der Erfolg wird bemerkt und die Aufeinanderfolge der Ereigniſſe dürr und ungelenkig, faſt wie in der Puppenkomödia angegeben: die Empfindung der Handelnden bleibt unbeachtet, kein Erſtaunen, keine Freude, kein Schmerz wird berichtet, was der Dichter *erzählt*, *ſieht* er. Darum rückt alles in die Gegenwart und wir gewahren es, als geſchäh's in der Nähe. Eben darum iſt es ganz gewöhnlich daß die Ballade in's Dramatiſche übertritt. Eine Staffage wird häufig hingeſetzt, einzig die Handlung wird dann vorgeführt, die Perſonen treten heraus und wechſeln Reden. Unverkennbar zeigt ſich darin ein Hinüber- und Herüberſchwanken zwiſchen Epos und Drama.

Der Dichter ſetzt voraus, daß wir mit ihm ſehen und alſo auch fühlen. Das Gefühl iſt in die Worte und Reden der handelnden Perſonen, in den Ton, mit dem ſie ſprechen, gewiſſermaßen hineingeſteckt, aber nicht losgelöſt. Der Dichtende ſelbſt aber giebt ſeine Empfindung und ſein Urtheil höchſtens durch ein kleines Beiwort kund, wie etwa in der Ballade von der treuen Schweſter:

Es ritt ein Herr zum kühlen Wein
Verſpielt' ſein einziges Söhnelein.

Und wie er nun nach Hauſe kam,
Sein einz'ger Sohn ihm entgegen kam.

„Ach Vater, lieber Vater mein,
Was bringt ihr mir vom kühlen Wein"?
— — — — — — —
— — — — — — —
Es mocht ihn keiner greifen an,
Sein falſcher Vater griff ihn ſelber an.

Es mocht ihn keiner führen hinaus,
Sein falſcher Vater führt ihn ſelber hinaus."

Nach Wegnehmung der nachdrucksvoll hervorgehobenen Beiwörter finden wir blos das Geſchehende hingeſtellt. Das in Wortefaſſen der Gefühle, wenn dieſe nicht die der Liebe ſind, das nähere Einlaſſen auf ſie, fällt noch allzuſchwer; ſie kund zu geben bleibt bequemer der Sangweiſe überlaſſen und ſo mag es ſcheinen, als ziele das Volkslied nicht im mindeſten auf die Erweckung der Theilnahme und geleſen klingt es mitunter hart. Dem iſt aber nicht ſo. Man wolle aber auch nicht Kunſt ſuchen, wo Schwäche iſt. Die Wirkung der Gefühle iſt handgreiflich und ſchnell faßbar, das Gefühl ſelbſt iſt ſchwer zu ergreifen, ſchwer in ſeinen Färbungen und Schattirungen auszudrücken: nur der zergliedernde Verſtand und die Selbſtbeobachtung baut dazu die Brücke. Condorcet bemerkt von dem erſten Proſaiſten, den Frankreich hatte, vom Dichter der Zaire und des Tankred, daß ſeine erſten Liebesbriefe kalt und freſtig waren. Um zu fühlen braucht's nur ein Herz,

um das Gefühl wahr zu schildern, muß man sich zugleich über dasselbe hinausgeschwungen haben. Darum sagt das Liebeslied auch ganz kurz: ich liebe, ich begehre dich und denke nur an dich, läßt sich aber auf Schilderungen wenig ein. Auch in diesem Stücke unterscheidet sich das Volkslied so wesentlich von der betrachtenden Kunstpoesie, die in Schillers Hymnus an die Freude einen Höhepunkt erreicht. Die Meisterdichter schildern uns das traurige Antlitz, die aus den Augen rollenden Thränen, das wirre Haar und den Gram in den Zügen, schauen durch die verschlossene Brust hinein auf das stürmische Fluthen der Gedanken des Wehs, in den Kampf der Leidenschaften: dergleichen trifft man in den Volksliedern gar nicht. Aus demselben Grunde, von dem Mangel an zergliederndem Betrachten und innerlicher Verarbeitung erklärt sich auch die Schwäche der Beschreibungen im Volksliede, ihre Kürze sowie die häufige Anwendung der eingebürgerten Beiwörter. Das Nächste und Gröbste, Gefühl oder That schlechtweg, faßt der gemeine Mann frisch und mit scharfem Auge auf: auszumalen, zu schildern unterläßt er klüglich; darum ist sein Lied etwas skizzenhaft, nicht farbenreich und sogar arm an Bildern. Die ausführende Schilderung des Einzelnen und das zierliche Füllwerk ist die Sache des einzelnen Kunstdichters, die Stärke eines Virgilius und Goethe[1].

---

[1] Im Augenblicke, wo diese Blätter in die Hände der Setzer gegeben werden müssen, macht ein feiner Kunstkenner, der im übrigen anerkennt, daß in dem Gesagten Wahres liege, mir den Einwurf: daß auch im Meisterdichter der Instinkt treibe und daß, was hier über das Volkslied ausgesprochen werde, vom Epos überhaupt gelte und z. B. auf Homeros anwendbar sei. Da ich die Abhandlung nicht mehr umschmelzen noch einen Aufsatz über das deutsche Volkslied in eine Betrachtung der dichtenden Kunst im allgemeinen umwandeln kann, so sei nur in der Kürze und Eile angemerkt, daß alles oben Gesagte cum grano salis zu verstehen ist und daß die Ilias allerdings, gleichwie jedes ächte Epos Volksgesang war. Man muß Völker unterscheiden, deren Bildung auf der Grundlage eines reichen Schriftthumes ruht, von solchen, bei denen dies noch nicht der Fall ist, jene will ich hier kurzweg: die gebil-

Deutlicher als unſer breites Charakteriſiren dürfte das Gleſſiren einer Probe ſowohl das Dramatiſche, als den ſchnellen Gang der Bewegung erläutern. Wir wählen dazu eine Ballade, welche bereits in einem Buche vom Jahre 1573 angezogen und noch heutigen Tages geſungen wird. Sie liegt uns in vier Faſſungen in den Liederſpeichern von Büſching S. 193., Uhland S. 253., Zarnack I. S. 27. und in Hoffmann S. 11. vor; findet ſich auch in andern Sammlungen und wird noch immer auf fliegenden Blättern verbreitet. Wir legen den uhlandſchen Text zu Grunde. Sie beginnt:

1) Es ſteht ein Lind in jenem Thal,
Iſt eben breit und unten ſchmal,
Darauf da ſitzt Frau Nachtigall
Und andere Vöglein von dem Wald.

Hiermit iſt die Staffage, die Kuliſſe gegeben. Die Scene ändert ſich nicht. Ohne weitere Vorbemerkung beginnt ſogleich das Geſpräch. Wir ergänzen aus dem Folgenden, daß unter dieſer Linde ein Liebespaar ſitzt. Der Ritter ſagt:

2) „Sing an, ſing an, Frau Nachtigal,
Du kleines Vögelein vor dem Wald,
Sing an, ſing Du ſchön mein Lieb
Wir beide müſſen uns ſcheiden hie."

3) Er nahm ſein Röſſlein bei dem Zaum
Er führt's wohl unter den Lindenbaum,
Sie half ihm in den Sattel ſo tief.
„„Wann kommſt Du herwieder, Du ſchön Lieb?""

---

deten, nennen. Nur die letzteren haben wahre Epopöen, ſie ſind ihre Bibel, ihr Geſchichtsbuch. Die Dichtung der gebildeten Völker machen diejenigen Schriftwerke aus, die ſich ſelbſt zum Zwecke haben, deren Weſen alſo (wenn ich das Wort mir erlauben darf) Eigenhaftigkeit iſt, und ſie beſteht im Grunde nur aus der lyriſchen und dramatiſchen Gattung. Die Epik hat ſich bei ihnen theils in die proſaiſche Erzählung (Roman, Novelle) verflacht, theils, ſich vervollkommnend, in die Geſchichtſchreibung umgeſetzt. Weder die Henriade noch die Aeneide, weder die Meſſiade noch Miltons verlorenes Paradies ſind wirkliche Epopöen. Sie ſind nicht mehr als Verſuche ſolche zu ſchaffen, verunglückte Anſätze, ſchriftſtelleriſche Arbeiten. Oberon iſt ein Roman in Verſen. Die gewöhnlichen Unterſcheidungen der verſchiedenen Dichtungsarten ſind ſcholaſtiſcher Kram.

Auf ihre Frage antwortet der Ritter:

4) „Wann es gut gegen den Sommer
Will ich herwieder kommen,
Wenn alle Bäumlein tragen Laub
So ſchau auf mich, Du ſchöne Jungfrau."

Weder er noch ſie laſſen ihre Betrübniß laut werden. Das Mädchen richtet nur die nackte Frage an ihren Geliebten, die er ebenſo rund, ohne Umkleidung und Umſchweif beantwortet:

5) „„Wen ſetzt Du mir zu einem Bürgen?""
„Den heiligen Ritter Sankt Jörgen:
So trau ich meinem Bürgen ſo wohl
Daß ich bald wieder kommen ſoll."

Der Ritter reitet nun fort. Ein Jahr verſtreicht. Das Mädchen geht bekümmert zu dem Lindenbaum, wo er ihr den Treuſchwur gab. Dieß alles übergeht das Lied. Es fährt fort mit den klagenden Worten des Mädchens

6) „„Es geht wohl gegen den Sommer —
Mein feins Lieb will nicht kommen!""
Sie ging ſpatzieren vor dem Holz
Begegnet ihr ein Ritterlein ſtolz.

Das Lied verſchweigt uns noch, daß es ihr Geliebter iſt, wie es uns auch nicht ſagt, daß das Mädchen traurig ausſieht, worauf ſich aber des Ritters Anrede bezieht:

7) „Gott grüß euch, Jungfrau reine,
Was macht ihr hier alleine?
Iſt euch eu'r Vater und Mutter ſo gram,
Oder habt ihr heimlich einen Mann?"

Sie antwortet:

8) „„Vater und Mutter iſt mir nicht gram,
Heimlich hab' ich wohl einen Mann.
Dort unter der Linden alſo breit
Da ſchwur er mir einen hohen Eid."

9) „Hat er euch ein' Eid geſchworen,
Wann habt ihr ihn verloren?"
„„Wo iſt es heut' ein ganzes Jahr
Daß ich mein Lieb verloren hab.""

Wir brechen hier ab, und vervollſtändigen die Geſchichte nur noch, indem wir erwähnen, daß der Ritter ſie auf die Probe ſtellt, es ſei heute der neunte Tag, daß ihr Geliebter eine

andere Frau nahm. Sie sagt, kann er mir nicht werden, der Liebste auf dieser Erden, so wünsch' ich ihm viel Glück und Heil, so will ich beweinen mein junges Leben. Darauf nimmt er den Helm ab und giebt sich ihr zu erkennen. In der Modernisirung hat die Ballade verloren, die poetische Ader fließt eben schwächer. In Schlesien wird von den Handwerksgesellen der Anfang jetzt folgendermaßen gesungen:

Es stand eine Lind im tiefen Thal
War oben breit und unten schmal
Darunter zwei Verliebte saßen
Vor Lieb' ihr Leid vergaßen.'
„Mein Kind, wir müssen uns scheiden
Ich muß noch sieben Jahr wandern."

„„Mußt Du auch sieben Jahr wandern
Frei ich mir doch keinen andern." "
Und als um waren die sieben Jahr
Sie meint' ihr Herzliebster käm da.
Sie ging wohl in den Garten
Auf ihren Herzliebsten zu warten,
Sie ging wohl in das grüne Holz.
Da kam ein Reiter geritten stolz u. s. w.

Die Zahl der Balladen ist leider für unsere Wünsche zu klein, während wir an historischen Liedern, die uns meist nur geringes Interesse einflößen, einen recht großen Reichthum besitzen. Wohl mag die Mehrzahl der Balladen gleichfalls aus wirklichen Verhältnissen entsprungen sein — eine pfälzer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts nennt zu einer Romanze die Namen der Personen am Rande und die Ballade vom „Ritter mit dem Tuche" spielte auf der Burg Stargard mit der Tochter des mecklenburgischen Herzogs — allein ihre Beziehung auf bestimmte Personen hat die Zeit verwischt, während Lieder auf berühmte Schlachten und berüchtigte Raubritter in ihrer eigentlichen Bedeutung sich erhalten mußten. Da haben wir Lieder auf den freien fränkischen Reitersmann Albrecht von Rosenburg, der Die von Nürnberg mit 42 Pferden anſprengt, von Herzog Christophs Fehde

mit dem Abenſperger und der Schlacht von Pavia, in der Herr Görg von Frundsberg und die frommen deutſchen Landsknechte gut bis über die Schuh im Blute mußten gehen und in neuntehalb Stunden abgewonnen Land und Leut dem Könige von Frankreich. Solche Lieder, gedichtet von einem Theilnehmer des Ereigniſſes, geſungen auf neuen Zügen aus den rauhen Kehlen der Kriegsgeſellen, ergehen ſich in epiſcher Breite und ſind mit Nebendingen belaſtet, da werden die Streiter gerühmt, ihre Drohungen verkündet, die Bündner aufgezählt, Unzuverläſſige getadelt u. dgl. m. Einige athmen heiße Kampfluſt, die grüne Heide mit Blut zu näſſen und bewegen ſich leicht, aber wie die Mehrzahl nur Begebenheiten abhandelt, die ſich im engen Kreiſe zutrugen und geringfügig waren, ſo erhebt ſich auch der Blick ihrer Sänger nicht über das Kleine und Niedere. Die beſonderen Erinnerungen, die ſie feſthielten, konnten den Boden nicht füglich überſchreiten, dem ſie angehörten. Wer hätte in der Ferne Luſt und Anlaß haben ſollen vom Störtebeck und gode Michel oder vom Schuttenſamer, der zuletzt doch unterlag, oder gar das Klagelied Derer von Troppau[1] zu ſingen? hatte man auswärts doch keine Kenntniß von dieſen Namen. Deshalb blieben die Gedichte auf Zeitbegebenheiten auch roher, wurden vom Geſange nicht in dem Grade abgeſchliffen, gerundet und veredelt wie jene Gedichte von allgemein menſchlichem Inhalte, und zuletzt nach kurzer Friſt vergeſſen. Die Geſammtheit des deutſchen Volkes hatte von keinen Heldenthaten zu ſagen. Von früher Zeit her war die Haltung ſeiner Herrſcher ritterlich aber nicht volksthümlich: was ſeine Kaiſer vollführten, das blieb vom Volksbewußtſein losgelöſt und aus dieſem Grunde fehlte ſelbſt den ſtärkſten Kaiſern trotz aller ihrer Machtfülle die ausharrende Kraft, die Werke glücklich voll-

[1] In Nikolaus Pols Jahrbüchern der Stadt Breslau zum Jahr 1607. (herausgegeben von Kunisch V. 40—44.)

führt. Dieß haben die Schreiber der deutschen Geschichten bis jetzt übersehen.

An die Gesänge auf Ereignisse reihen wir die Lieder der einzelnen Stände auf ihre Beschäftigungen und Verhältnisse. Durchläuft man sie in einem Zuge hintereinander, so geben sie ein lebendiges Bild des Durcheinanders im wirklichen Leben und des Ringens der verschiedenen Klassen der Gesellschaft gegen einander. Auf der Singschule zu Augsburg sprechen in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Bürger ihren Tadel der Bischöfe und Herren aus und der Adel singt damals in seinem Uebermuthe wider die Städter:

„Sie dunkt, es sei nit ihr geleich
Und nennen sich das römisch Reich
Und sind sie doch nur Bauren —
Gelück bestand dem Adel bei
Verbiet den Bauren ihr Geschrei.
Wünsch' ich von ganzem Herzen
Daß sie sich vor dem Adel schmiegen."

Anderwärts heißt es wieder über die Edelleute: „sie werden noch erschlagen von dem gemein' Bauersmann'." Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung und die Bürger rufen Gott an, drein zu sehen in die Bübereien der Krieger, denn „kein Mensch wird loben, daß man die Gottesgaben also mißbrauchen soll". Da schimpft der Geselle auf den unhöflichen Meister und hält der Frau Meisterin das schlechte Essen vor, da hat der Bauer sein Lied gegen den Müller und der Müller hinwiederum schilt auf den Bauern. Die Mägde beneiden die Bauerfrauen, „die haben's gut, die können lange schlafen" und die Landdirne ärgert sich über die Stadtjungfer, die im aufgebergten Flitterstaat auf der breslauer Promenade Parade macht. Der Bauer kritisirt die höheren Stände mit denen er verkehrt, zieht ihre Schattenseite hervor und hechelt sie waidlich durch.

Am vorzüglichsten scheinen uns auch hier wieder diejenigen, die am wenigsten an Besonderheiten haften. Schlagend zeigen uns den veränderten Einfluß der Zeiten die

Kriegerlieder. Die Sorgen des Reiterlebens, der frohe Muth des Kriegers, ſelbſt die wilde Zerſtörungsluſt des Unbändigen, der ſeine Stärke fühlt, ſprechen ſich in alter Zeit in lebhaften Tönen aus. Wie gewaltig klingt, welche Färbung hat das Lied vom Landsknechtsorden, deſſen Dichter wir kennen, den ausgedienten Landsknecht Jörg Graff. Es fängt an:

Gott Gnad dem großmächtigen Kaiſer frumme
Maximilian! bei dem iſt auf kumme
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeiffen und mit Trummen
Landsknecht ſind ſie genannt.
Faſten und Beten laſſen ſie wohl bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönich ſollens treiben.

Wer hört nicht in den Tönen dieſes Soldatenliedes das gewichtige Auftreten der Landsknechtſchaar, wer fühlt nicht die Wucht dieſer deutſchen Phalanx heraus? Ja, das ſind die Streiter des glorreichen Kaiſer Maximilian, die unter ihrem Feldhauptmanne Frundsberg Rom erſtürmen und den Papſt gefangen nehmen, die bei Pavia das franzöſiſche Heer niederſtrecken und König Franz fangen. Ach! es war das letztemal, daß der deutſche Name ruhmvoll glänzte! Nachher kam er in Spott und Verachtung bei den Nachbarn, bis die preuſſiſche Jugend am 2. Mai 1813 ihm wieder Ehre machte. — Das wüthende Toben der Kriegsfurie tönt uns aus dem folgenden Zuſpruch entgegen:

Nimm Dir's zu Muth, tracht nit nach Gut
Laß niemands von Dir erben
Kauf nichts ins Haus, tragt nur heraus
Thu Weib und Kind verderben!
Nimm darnach einen Orden an
Und werd ein freier Kriegsmann
Such Dir einen reichen Herrn
Willt Du das Kriegen lernen
In Hungers Noth ſchlag Hennen tot
Und laß kein' Gans mehr leben
Trag's in's Wirthshaus, rauf ihr die Federn aus u. ſ. w.

oder im Liede:

Fuchswild bin ich, drum ſehn ich mich
So gar in fremde Land

Auf dürrer Haid ſuch ich mein Waid
Darum leit es mir alſo hart
Tag unde Nacht hab ich kein' Ruh
Spät und früh, allzeit es gilt: ich bin Fuchswilt

und wie alle Seiten erklingen, ſo geht dazwiſchen die wehmüthige Klage über die Oede und Unſtätigkeit ihres Looſes:

Und wer ein' lieben Buhlen hat
Der mag wohl fröhlich tanzen
Das hab ich armer Reiter nicht
Muß reiten und rauben,
Stehlen wie ein Dieb.

oder:

Und wann die kleinen Waldvöglein ſingen
Und die Blümlein aus der Erden ſpringen
So freuen ſich alle die Leute
So muß ich armes Reiterlein
Wohl über die Haide reiten.

Die ſpäteren Soldatenlieder haben die Lebensfriſche, die Kriegsluſt und alle Freudigkeit verloren. Schon im ſiebzehnten Jahrhunderte klagt der Soldat über ſeinen ſtrengen, zornigen Hauptmann und im achtzehnten iſt er gar durch Fuchtel und Spießruthen gebrochen und ſein Sinn iſt auf's Deſertiren gerichtet. Die Lieder zeigen, daß der preuſſiſche Soldat die Zertretung ſeiner menſchlichen Eigenheit tiefer fühlte, als die Epolett geſchmückten Büttel glaubten, die ihn zum Sklaven und zum todten Holz entwürdigten. „Ei, das verfluchte Leben, ruft der Gemeine aus, hab' ich ſchon ziemlich ſatt!" Loskommend ſchildert er ſeine ſchwere Noth:

„Ade, du Stadt und deine Gegend.
Wo's nichts als lauter Unglück regnet,
Oft manchem Burſch ſein Untergang
Hier hat man mich drei Jahr' geſchoren
Und zum Soldaten auserkoren,
Da heißt es: Du mußt' Schildwach ſtehn.
Des Abends wird gekommandieret
Des Morgens wird exerzieret
Bald links bald rechts wird aufmarſchiert,
Dann komm ich wieder auf Parade
Da muß man ſtehn ganz ſteif und grade
Daß ſich das Aug' im Kopf nicht rühret."

und ſo geht der Jammer fort. Er hatte wirklich über ſchwere Noth zu klagen. Nur die großen Thaten des ſiebenjährigen Krieges, der Muth und Ruhm ihres Feldherrn und Königs entflammten vorübergehend Einzelne — und man vergaß, daß es ein Bürgerkrieg war. Seidlitziſche Huſaren, die bei Prag mitgeweſen, dichteten das Lied: „Als die Preuſſen marſchirten vor Prag, vor Prag, die ſchöne Stadt" und ſangen: „Wir preuſſiſch Huſaren, wann kriegen wir Geld?" Dieſes zweite Huſarenlied ſchließt:

Wer ſich in preuſſiſchen Dienſt will begeben
Der muß ſein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen!
Er muß ſich nicht fürchten vor Hagel und Wind
Beſtändig verbleiben und bleiben geſchwind.

Erſt in den Franzoſenkriegen, als die einheimiſchen Tyrannen gezüchtigt und die Feſſeln eine Zeit lang abgenommen waren, ändert ſich der Geiſt des Soldatenliedes und aus ihm ſpricht zum erſtenmale die Vaterlandsliebe. „O du Deutſchland, ich muß marſchiren" wird von dem ſtreitenden Volke nicht ohne Innbrunſt geſungen. Mit großem Herzeleid verläßt der junge Soldat Vater und Mutter und beim Abſchied ſagt er zum Liebchen „weinen mußt Du nicht," heiter und muthig geht er in die Schlacht.

Denſelben Vorfall zeigt das Handwerkslied. Wie maleriſch beſchreibt die frühere Zeit das Schmieden:

Wenn itzo die Schmiede zuſammengetroffen
Und angefangen das Eiſen zu klopfen,
Kein ſolch' Geſang kommt auf die Bahn
Wie dieſe Burſche heben an.
Mit Streichen im Dutzend einander ſie trutzen,
Keiner der letzte will ſein.
Sie ſchlagens ein Schlagens und thuns den zwagen,
Der leiſer ſchläget darein.
Mannigfaltig, geſtaltig, gewaltig
Die Hämmer hoch fliegen das Eiſen zu biegen:
Die Zangen erlangen und fangen die Stangen
Und werfen's in die Kohlen, daß klinget, widerſpringet
In mitten der Hitzen, daß gluget, widerſprühet
Und alſo das Eiſen tauglich wird.

Man hört die ſchweren Hämmer fallen. Wie kümmerlich und matt bewegen ſich dagegen Geſellenlieder, die nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges in Umlauf kamen, auf dem Boden der platteſten Wirklichkeit. Dieſe ſind nüchtern und werkeltagsmäßig, klobig und knotig. Höchſtens das belobte Wanderleben hat noch etwas Poetiſches. Die Geſellen preiſen ihr Gewerk an, und es mag noch gehen, wenn ſie Freude an ihrer Arbeit, deren Werth ſie rühmen, ausſprechen. Aber leider giebt ſich am häufigſten die Luſt am Schmauſe, am grobſinnlichen Genuſſe kund. Und grob und ungeſchlacht ſind ſie auch meiſt in der Form. Die friſchen Jägerlieder nehmen wir von dieſem Urtheil aus.

Unter dieſen mannigfachen Ständeliedern finden wir, damit nichts fehle, auch — ein Räuberlied. Es iſt muthmaßlich das einzige ächte, welches unſer Schriftthum beſitzt und da es zum Vergleiche mit dem idealiſchen Banditenliede Schillers auffordert, das ja ein volksthümlicher Geſang geworden iſt, theilen wir es noch mit. Es lautet:

Es iſt doch kein ſchöner Leben
Auf der ganzen weiten Welt,
Als das Straßenräuberleben,
Welches mir gar wohl gefällt,
In den Wäldern herumzuſtreichen,
Reiche Leute zu erreichen.
Was uns fehlt an Geld und Beut'
Bringen uns die Wanderleut.
Kommt ein Mann dahergegangen,
Greifen wir ihn herzhaft an;
Kommt ein Jude, der muß hangen
Und ſein Geld iſt unſer Lohn;
Kommt ein' Kutſche oder Wagen,
Thun wir wenig danach fragen,
Hauen, ſtechen, ſchießen todt —
Iſt das nicht ein ſchönes Brod?
Wenn wir Rad und Galgen ſehen,
Bilden wir uns gänzlich ein,
Daß es einmal muß geſchehen,
Einmal aufgehangen ſein.
Steigen wir vom Weltgetümmel

Auf der Leiter in den Himmel,
Wo der Wind weht aus und ein,
Bis wir abgefaulet ſein.
Laßt den Leib am Galgen hangen,
Denn das iſt der Vögel Speiſ,
O, wie herrlich wird er prangen,
Wenn die Knochen werden weiß!
Wenn andre Leiber in der Erden
Vom Gewürm zerfreſſen werden —
Am Galgen ſchöpft man friſchre Luft,
Als in einer Todtengruft.

Die zu einzelnen häufig wiederkehrenden Handlungen des gewöhnlichen Lebens, an Feſten und gewiſſen Gelegenheiten wiederholten Geſänge (Weihnachts-, Tanz-, Wiegenlieder und derartiges) enthalten des Gelungenen viel, bleiben jedoch hinter den Leiſtungen der Kunſtdichter oft weit zurück. Sie machen gewöhnlich den Eindruck fröhlicher Lebensluſt oder einer aus geiſtiger Gedrücktheit ſich neu erhebenden Friſche. Ihr weſentlicher Inhalt iſt Ermunterung zum heitern Lebensgenuſſe. Obenan ſtehen einige Zechlieder, das Lob des Weines und Zuſprüche zum Trinken enthaltend, unter ihnen das noch heute beim Gelage erklingende:

Den liebſten Buhlen, den ich hab,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein holzens Röcklein an
Und heißt der Muskateller,

gedruckt zuerſt 1573 in München. Sogar ein ungalantes Liedchen auf das Rauchen treffen wir an:

Taback iſt mein Leben,
Dem hab ich mich ergeben, ja ergeben,
Taback iſt meine Luſt,
Und eh' ich ihn würd' laſſen,
Viel lieber wollt' ich laſſen,
So manches Mädchens Kuß.
Geh' mein Mädchen, hole
Geſchwind mir eine Kohle, ja Kohle,
Auf daß mein Pfeifchen brennt.

Den luſtigen, mit denen das geſellige Volk an beſtimmten Feſttagen ſich zu erfreuen pflegte, ſtehen die Pilgerlieder

und die frommen Wallfahrtsgesänge zu Ehren gewisser Heiligen an der Seite.

Die tiefe religiöse Stimmung der Deutschen machte das geistliche Lied volksmäßig. Sein Stoff ist fremdartig, von außen in das Volksbewußtsein hineingetragen. Der Glaube der mittleren Zeiten, daß im Kampfe wider die sinnliche Natur, durch Erduldung von vielem Mühsal und körperlichen Leiden, die Seele sich erhebe, und den Eingang zum himmlischen Reiche gewinne, die biblische und die Heiligenlegende, der Preis dieser wunderthätigen Mächte, die uns auch helfen werden in unsern Nöthen, füllt sie aus und in ihnen herrscht demzufolge, wenn auch nicht immer handgreiflich hervortretend, eine lähmende Düsterkeit. Am vorzüglichsten sind auch hier wieder diejenigen, welche die gangbarsten waren: die Anrufungen der Maria, der Gruß und Dank an die Himmelskönigin. Anfänglich war der christliche Stoff blos Gegenstand der Kunstdichtung, im zwölften Jahrhunderte und in den folgenden Zeiten wurden geistliche Lieder, Leisen vor den Schlachten angestimmt, weil der gute Christ im Namen Gottes streitet. Kyrieeleison erklang's vor dem Zusammenschlage der Schwerter. Als später der kirchliche Zwang mehr abgestreift und der Mensch inne wurde, daß er die Gottheit in seiner Sprache anbeten solle, kehrte sich die Volksdichtung auf das Religiöse. Schon im funfzehnten Jahrhunderte wurden lateinische Kirchenlieder in deutscher Sprache nachgebildet, doch geriethen sie hart und enthielten wenig Poetisches bis die Reformation die Gemüther begeisterte. Luthers Psalmen wurden allgemein verbreitet und heimisch und diesem Rüstzeuge Gottes dichtete der gemeine Handwerksmann nach. Der Kirchengesang war zugleich Volkslied geworden und wurde gesungen bei den Geschäften des bürgerlichen Lebens, früh und Abends. Eine Fluth geistlicher Lieder wurde ausgegossen. Das Buch, in welchem man sie auffing, hieß schlechtweg das „Gesangbuch". Viele drücken die innigste Andacht und den heftigen Abscheu vor dem papistischen Götzendienste aus, andere hatten den be-

ſtimmten Zweck, auf die Meinung einzuwirken behufs der Feſthaltung und Verbreitung der beſeligenden evangeliſchen Lehre: am wärmſten und erhabenſten ſind diejenigen, welche in der Trübſal ſchweren Glaubensdruckes, die Dichter ſelbſt zu ſtärken, entſtanden. Dieſe Stimmung hielt bis tief ins vorige Jahrhundert an, verlor aber allmählig an Schwung und Feuer.

Wenn im Kirchenliede die fromme Geſinnung ſich erbaulich abſpiegelt, ſo macht ſich dagegen im weltlichen die Kurzweil ſuchende Scherzluſt oftmals gar ergötzlich Luft. Das friſche Herz hat Freude am Friſchen, Thatkräftigen und Kecken, ſelbſt am Uebermuthe. Gegenſeitiges Sichüberbieten, komiſche Gegenſätze, überraſchende Räthſel, Spitzfindigkeiten, die eine Spielerei des Scharfſinns ſind, gefallen dem Volke und die Lieder von dieſem Inhalte dürften alt ſein. Mehr aber noch beluſtigt ein munterer Schwank, ein derber Spaß, der Mutterwitz, der aller Fürſicht ein Schnippchen ſchlägt: das leichte Spiel mit ſich und der Welt. Reiner Humor findet ſich indeß doch ſpärlicher, als man vorausſetzen ſollte. Lieder dieſer Gattung ſind das Spottlied auf die Schneiderhochzeit, die Stoßſeufzer der geplagten Ehemänner, wie Großweibel Kleinmännel ſpinnen läßt und indeß zu Tanze läuft, oder von der großen bairiſchen Juppe, an der ein Dutzend Schneider zu ſchleppen hat und die der Marie noch über die Achſel zu ſchmal war, oder wenn der hungrige Wolf mit ſeiner gefangenen Gans tanzt.

Woher rührt es denn nun aber, daß dieſer Liederſchatz im Geruche der Pöbelhaftigkeit ſteht? Gutentheils wohl daher, daß insgemein nur lückenhafte, unverſtändliche und folglich alberne Lieder bekannt ſind, welche natürlich mit unſerer herrlichen Poeſie nicht einmal verglichen werden können. Auslaſſungen geſchahen aus Vergeßlichkeit. Nun waren Lücken entſtanden und wo ſie nicht offen blieben, wurde in ſie Fremdartiges hineingeſetzt; verſchiedene Lieder ſind dergeſtalt in eins zuſammengeworfen und durch die Verſchmelzung von

Nichtzuſammengehörendem der Eindruck zerſtört. Ein ganz anderes Lied, als welches man ſingen hört, wird oft zu Tage gefördert, wenn ein Kritiker mit zehn ſolchen verſtümmelten und von einander abweichenden Texten eines und deſſelben Gedichtes ausgerüſtet, die Auswüchſe abſchneiden und wo ein Sänger das Gehörte vergaß, Glieder wieder anfügen kann: verſteht ſich, daß er von eigener Weisheit *nichts* hinzuthut. Das Volkslied iſt, wie geſagt, im Verfall, im Untergang.

In dieſen Volksgeſängen, in ihrem Inhalt und ihrer Form erkennen wir den gemüthvollen, biederen, arbeitſamen *Deutſchen* wieder, deſſen Perſon ſtets gut und trefflich iſt, der jedoch eben in keinen großartigen Verhältniſſen ſteht, der zwar in der Regel etwas ſchwerfällig bleibt, dem es aber niemals an Nachdruck gebricht, wo er ihn zeigen will. Ein anderer Volk hat andre Lieder. Auf unſerm Boden gedeiht nicht das Ueberwallende, gedeiht nicht die Uebertreibung, iſt die ruhige Beſonnenheit zu Hauſe, der nüchterne Sinn. An gehobenem Gefühle, an feuriger Phantaſie, an Kühnheit des Ausdrucks ſtehen die deutſchen Volkslieder freilich den neugriechiſchen nach, aber der Deutſche führte ja auch kein ſolch kampfbereites Leben und ſchaukelte ſich nicht, gleich dem Griechen, auf der Meereswoge, und das über ihm ſich wölbende Himmelsdach ſteht auch an ſtrahlendem Glanze dem griechiſchen nach. Ein Völkchen wie das jener Türkenbekämpfer, das in der Luſt des Feſtgelages, wann ſie den Becher erhoben, den Trinkſpruch hatte: „auf eine *gute* Kugel!“ (*auf einen raſchen Tod*), ein ſolches mußte auch feurigere Geſänge ſchaffen.

Arme Poeten.

Eine Vorlesung

von

Heinrich Laube.

Ich will Ihnen durch Beispiele darthun, daß auch in literarischen Dingen ein mit gutem Herzen ausgestreutes Korn tausendfältige Früchte tragen kann. Die Wohlthätigkeit, eine Tugend und ein Glück, ist von allen Religionsstiftern mit gleicher Wärme empfohlen worden, von Konfutius wie von Moses, von Christus wie von Muhamed. Die Religionsstifter haben es gewußt, daß man sich im Wohlthun am unmittelbarsten der Gottheit nähern kann, daß im Wohlthun auch dem schwächer begabten Menschen ein unermeßlicher Einfluß auf die Menschheit erreichbar ist. Es ist möglich, ja es liegt in der Geschichte thatsächlich vor uns, daß gering erscheinende Wohlthaten den Grund gelegt haben zu einer heilsamen Umwandelung der ganzen geistigen Welt. Indem ich Ihnen aus unsrer nächsten Vergangenheit einiges Derartige in's Gedächtniß rufen will, hoffe ich, Sie günstig zu stimmen für unsre Idee, für die Idee nämlich, Fürsorge zu treffen auch für arme Literaten. Lassen Sie uns nicht wiederholen, was man allerdings mit einiger Befugniß vielfach behauptet hat und behaupten kann: Das wahre Talent und die tüchtige Zähigkeit werde sich über allen Mangel hinaus, durch alle Schwierigkeiten hindurch geltend machen. Ja, das mag sein, aber wie oft sehen wir denn auch, daß es mit vergällter Seele, mit verbitterter Stimmung am Ziele ankommt und um deßwillen herbe und harsch einwirkt, eben weil es auf seinem Wege nur Unfreundlichkeit, nur gemeinen Kampf

mit gemeinen Hinderniſſen gefunden hat. Wahrlich, wie jener Mann in der Fabel einen glücklichen Menſchen ſuchte, und ihn gefunden zu haben glaubte in einem halbnackten ſorgloſen Hirten des Feldes, ſo ſollten wir nach jenen ſorgenvollen aber auch halbnackten Menſchen des Talentes und der Fähigkeit ſuchen! Wenn es uns nach manchen Fehlgriffen gelingt, nur einen Einzigen zu Gedeihen und Geltung zu bringen, ſo können wir damit viele tauſend Menſchen glücklich gemacht haben.

So lebte in dem kleinen Städtchen Eiſenach unter der Wartburg vor mehr den dreihundert Jahren in ſtiller Zurückgezogenheit eine fromme Matrone. Sie hat nichts Äußerer deutliches gethan, und dennoch lebt ſie heute noch in ſegensvollem Gedächtniſſe der Weltgeſchichte. Wodurch? Sie war wohlthätig gegen einen jungen Menſchen, welchem ſie anſah, es ſei was Rechtes in ihm. Der junge Menſch zog im ſchwarzen Kleidchen mit den ſogenannten Currendſchülern alltäglich in den Straßen Eiſenach's umher, und ſang und betete mit ihnen vor den Häuſern. Er hatte ein grob geſchnittenes blaſſes Antlitz, aber er zeichnete ſich durch ſtille Innigkeit des Gebetes vor ſeinen plärrenden Genoſſen aus, durch ein geſammeltes nachdenkliches Weſen, das ſich weder durch Unbill der Witterung, noch durch die Vorfälle des Straßenlebens zerſtreuen ließ. Es war der kleine Martin Luther, welchem die Matrone ihre Aufmerkſamkeit und ihre Unterſtützung zuwendete.

Die Frauen können uns hier überhaupt ein Vorbild ſein: ihr Herz iſt weicher, ihre Erfahrung hat ſelten ſo grobe Narben wie die unſrige, ihr Sinn, kaum bemerkbare Vorzüge zu errathen, iſt feiner als der unſrige, und ihre Liebe iſt größer, zum Opfer bereitwilliger. Möge dies ein Hauptbeſtandtheil jener ſogenannten Emancipation ſein, daß die Frauen nicht nur gleichberechtigt neben uns, nein, daß ſie uns voraus gehen in der Hilfe für jegliche Armuth, und beſonders in der Entdeckung verborgenen Verdienſtes, leidender Talente und Fähig-

leiten. Auch in Erfurt, dem nächſten Aufenthaltsorte Luthers, war es eine Frau, welche ſich ſeiner Dürftigkeit annahm, und er hat dieſe Witwe von Erfurt bis in ſein ſpätes Alter geſegnet. Dieſen liebreichen Frauenhänden verdanken wir es vielleicht, daß ihm während eines ſturm- und drangvollen Lebens eine jeweilige liebliche Kindlichkeit nie ganz entwich, daß ihm Geſang und Flötenſpiel theuer blieb, und daß er das ſchöne Recht der Prieſterehe, die Innigkeit des Familienlebens und Hausſtandes in dem neuen lutheriſchen Glauben zu vollen Ehren einſetzte.

Und wo fand er nach dieſen Unterſtützungen für hilfsbedürftige Jugend weiteren Schutz? Er fand ihn im Kloſter. Wir haben keine Klöſter mehr, welche für dieſen einen Zweck, für den Zweck, arme Talente zu ſchützen, überaus ſegenreich waren, wir können und mögen nicht wieder um dieſes einen Zweckes willen Klöſter errichten, denn wir mögen nicht um eines Vortheils willen hundert Uebelſtände neu auferbauen, aber wir müſſen eben deshalb auf Ergänzung ſolcher Inſtitute denken, bei deren Sturze auch einiges Gute verſchüttet worden iſt. Vielleicht ſind die zahlreichen Vereine unſrer Zeit ein Weg zu ſolcher Ergänzung. Aber der Weg iſt vielleicht noch lang, das Ziel iſt vielleicht noch weit, und der Sinn zeigt ſich bis jetzt noch befliſſener, äußerliche Bedürfniſſe zu unterſtützen, als dem darbenden Geiſt hilfreich zu werden. Noch alſo muß Jeder in ſeinem Herzen einen Verein für arme Poeten errichten, und gerade hier in Leipzig hat uns die Geſchichte ein nachahmungswerthes Vorbild aufgeſtellt. Hier hat ein Mann gelebt, der in ſeinem Charakter all das vereinigte, was ich empfehlen will, ein Vormund aller armen Poeten, ja ſeiner Zeit ein Meſſias derſelben, in deſſen Namen man betteln könnte für darbendes Talent. Draußen auf dem Johanniskirchhofe liegt der liebevolle Mann begraben. Als er am 13. December 1769, alſo vor 73 Jahren geſtorben war, mußte der Magiſtrat das Wallfahren nach ſeinem Grabe verbieten, ſo überwältigend wirkte der Verluſt

eines Mannes auf die Bewohner der Stadt, so tief hatte er sich eingebürgert in die Achtung und das edlere Bedürfniß der Menschen. Nicht bloß durch das innige Talent, welches der kleine, kränklich aussehende Mann besaß, nicht bloß durch seine anspruchslosen, lieblichen und für eine beginnende Poesie vortrefflichen Gedichte hatte er diese allgemeine Theilnahme erlangt, nein Fürchtegott Gellert — denn von Gellert spreche ich — galt für den Vater jeglichen armen Talentes. Er hatte das Wohlwollen und die Wohlthätigkeit für arme Literaten zu einem religiösen Kultus erhoben, und man sah die Stelle eines Hohenpriesters leer als er gestorben war.

Sie ist auch nie wieder in diesem Maaße besetzt worden. — Klopstock hat in seinem vorgerückten Alter einen Versuch gemacht, die ganze Schriftstellerei staatsmäßig zu organisiren. Es liegt das Bedürfniß in allen edlen Gemüthern, der schriftstellerischen Thätigkeit so viel als möglich von jener Vogelfreiheit zu benehmen, welche Schriftstellern, wie Künstlern und Schauspielern immerdar eigen gewesen ist. Ich glaube auch, diese Vogelfreiheit wird uns in einem gewissen Grade immer eigen bleiben müssen; denn wenn wir nicht mehr geneigt sind, mit leichten Schwingen und auf einige Gefahr hin die Alltagssphäre und Sitte zu verlassen, dann erfüllen wir unsre Bestimmung nicht mehr, und unsre Bestimmung ist: das Wagniß, das tapfere Wagniß, das unerhörte Wagniß. Wir können nicht assekurirt werden — nicht gegen Feuer, nicht gegen Hagelschaden. Es tritt gar oft der Fall ein, daß wir selbst ein Hagelschaden werden müssen, um die Stimmung der Atmosphäre zu ändern, um ein faules, zu Unkraut geneigtes Feld von Faulheit und Unkraut zu befreien. Eine Assekuranz für die Literatur müßte in tödtliche Verlegenheit gerathen, wenn Schiller's Räuber oder Goethe's Faust mit Anspruch auf ihre Prämie erscheinen sollten. Aus solchen inneren Gründen konnten Klopstock's Vorschläge keinen Eingang finden, als er in seiner deutschen Gelehrtenrepublik Staatsstellen für die Literaten errichten wollte, und die per-

ſenlichen Bemühungen des alten Vater Gleim in Halberſtadt, des edlen Jacobi in Düſſeldorf hatten einen viel ſegensreichern Erfolg. Dieſe beiden für Literaten ſo wohlthätigen Männer können uns auch heute noch als Vorbilder dienen in der Art und Weiſe wie ſie ihre Unterſtützungen leiſteten. Sie fragten nicht nach dem äſthetiſchen oder ſonſtigen Glaubensbekenntniſſe des Talentes, welches der Unterſtützung bedürftig war, ſie fragten nur nach der Stärke oder Größe des Talentes, denn ſie hatten die ſehr richtige Einſicht: es entwickelte ſich das Große gar oft, ja gewöhnlich auf Wegen, die kein Menſch vorausbezeichnen kann. Es gereicht Jacobi zu unvergänglichem Ruhme, daß er ſogar eine Richtung, die ihm ſchnurſtracks entgegen war, reichlich unterſtützte. Dies that er an Heinſe, deſſen ſinnlich künſtleriſcher und unchriſtlicher Ardinghello-Geſchmack ihm zuwider war, und den er dennoch, wahrſcheinlich mit nicht geringen Opfern, eine Zeitlang in Italien erhielt. Dieſer freie Standpunkt iſt unerläßlich, wenn es ſich um Hilfe für arme Literaten handelt, er iſt unerläßlich für die Mächtigen der Erde, wenn ſie die Anſprüche ihrer Stellung auf ſolche Pflicht hören, er iſt unerläßlich für Vereine, welche zur Förderung armer Literaten gebildet werden, er iſt unerläßlich für Privatperſonen, denen ein mildes Herz dieſes intereſſanteſte Feld der Wohlthätigkeit anempfiehlt. Fraget nicht, in welcher Form Gott ſich vernehmen laſſe aus einem aufſtrebenden Talente, traget nicht den Geiſt der Parteiung in eine Welt der Zukunft, die kein Menſch berechnen kann, fraget nicht nach Juden oder Chriſten, Gott waltet hoch über all unſern Unterſchieden.

Wie viel zum Beiſpiele haben wir wahrſcheinlich in der Entwickelungsfähigkeit eines kleinen Deſſauer Juden verloren, weil dieſer dürftige Moſes ſeinen dürftigen Körper in Armuth und Entſagung überanſtrengen mußte von Jugend auf. Moſes Mendelsſohn, der von Leſſing ſo innig geliebte Freund, wäre uns vielleicht ein ſchöpferiſcher Nathan geworden, hätte man ſich frühzeitig ſeiner Armuth angenommen und hätte

man dadurch seinem schwachen Körper die zerstörenden Anstrengungen und Entsagungen erspart. Unter den kümmerlichsten Entbehrungen mußte er sich die unzulänglichen Mittel, vermöge welcher man sich Kenntnisse verschaffen kann, erkämpfen, an seinem Hunger mußte er sich's absparen, daß er beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein lateinisches Lexikon kaufen könne, mit zwei Mahlzeiten in der Woche, welche ihm mildthätige Glaubensgenossen gewährten, mußte er sich begnügen. Armuth kommt der Armuth am bereitwilligsten zu Hilfe: ein verfolgter polnischer Jude, verfolgt wegen religiöser Freimüthigkeit, lehrte ihn Mathematik und Disputirkunst, ein anderer armer Bekannter stieg im Vorübergehn eine Zeitlang täglich in die Dachkammer des kleinen Moses hinauf, und gab ihm nothdürftige Anleitung, wie die mühsam errungenen Hilfsmittel, Grammatik und Lexikon, zu benutzen seien. Was Wunder, daß solchergestalt Mendelssohn's schwacher Körper total zerrüttet, und auf der Höhe und Kraft des Lebens unfähig wurde, den vorbereiteten Samen in Frucht und Ernte auszubilden! Als er das Alter kräftiger Manneswirksamkeit erreicht hatte, da rächte sich die hilflos gelassene Armuth der Jugend bitterlich zu unser Aller Schaden: Jetzt konnte der Körper die Nahrung nicht mehr vertragen, welche ihm zur Zeit der körperlichen Entwicklung gefehlt hatte, jetzt war das Nervensystem zerstört, und der Arzt gebot ihm: keinerlei Interesse zu hegen, oder zu pflegen, keinerlei Gedankenthätigkeit sich hinzugeben, am Allerwenigsten etwas zu schreiben. Da trat Jacobi nach Lessing's Tode mit der Behauptung auf, Lessing sei ein Spinozist gewesen, das hieß nach damaliger Ansicht über Spinoza: Lessing sei ein Gotteslängner gewesen. Dies war für Moses mehr als eine Lebensgefahr, er übertrat die ärztliche Vorschrift, er schrieb, er schrieb das Büchlein „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's," er spannte den gebrechlichen Körper, er vollendete das Büchlein, und trug es zitternd zu seinem Verleger und Freunde Voß, und als er heim kam, brach er zusammen, und die überbetene

Lebenskraft verlosch im Tode am 4. Januar 1786. Und nun sagt man noch, es gebe kein großes Talent am alltäglichen Mangel zu Grunde! Der Mangel, welchem Mendelssohn's Jugend preisgegeben war, dieser gemeinste Mangel hat Moses Mendelssohn's beste Kraft gebrochen, hat ihn frühzeitig getödtet.

Ach, bedürfte es wohl großer Kühnheit, oder großen Scharfsinnes, um dasselbe Unglück nachzuweisen bei dem Dichter, welcher unsrer Nation der theuerste geworden ist?! Schiller's Existenz ist durch die Hast der Arbeit, welche ihm der Mangel an Vermögen auflegte, nicht nur feuriger und eindringlicher geworden — welches allerdings ein stehender Vorzug armer Poeten ist — Schiller's Existenz ist leider auch durch jene nothwendige Hast gewaltsam verkürzt worden. Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich dies in all seinen einzelnen Lebensabschnitten nachweisen. Für den Grundgedanken, der uns hier beschäftigt, genügen einige charakteristische Scenen. Es ist bekannt, wie der Verfasser der Räuber, welchem der Herzog von Würtemberg das Druckenlassen ohne vorhergehende höchsteigene herzogliche Censur-Einholung untersagt hatte, aus Stuttgart geflüchtet war nach der Kurpfalz, also nach dem Rhein hinüber. Ein treuer Freund, der Musiker Streicher begleitete ihn, und das ärmliche Fuhrwerk trug außer den jungen Künstlern Streicher's Clavier und zwei leichte Koffer. In dem einen lag das beinahe fertige Manuskript des Fiesko. Auf diesem Manuskripte beruhte Schiller's Aussicht für die nächste Existenz, und als sie nach Mannheim kamen, war es Schiller's erste Sorge, den dortigen Schauspielern Böck, Beck, Beil, Iffland, Meier das Stück vorzulesen. Sie waren lebhaft für ihn eingenommen durch die Räuber, und setzten sich mit günstigem Vorurtheile zu dem lebhaft vorlesenden Dichter. Aber nach dem ersten Akte entfernte sich still der eine, nach dem zweiten Akte der andere Zuhörer, und als Schiller nach dem Schlusse mit Streicher allein war, blieb kein Zweifel übrig, das Stück habe mißfallen, und die

einzige Hoffnung sei vernichtet. Die Schauspieler erklärten wirklich den Fiesko für ein höchst mittelmäßiges Machwerk, und Schiller's Zorn gegen den Unverstand dieser Leute half nichts gegen den nun grausam hereindrohenden Mangel. Dies falsche Urtheil änderte sich nun wohl in einigen Tagen; Meier, der Regisseur, hatte nachträglich das zurückgebliebene Manuskript selbst angesehen, und weiter und weiter darin lesend mit Erstaunen entdeckt, das Stück sei schön und sei nur in Schiller's schwäbischer Mundart und dessen eintönigem pathetischen Vortrage nicht zu erkennen gewesen. Aber die Aufführung und der Ertrag desselben ward doch weit hinausgerückt durch die ängstliche Direction, welche den Dichter ebenein mit Besorgniß anfüllte vor einer möglichen Auslieferung nach Stuttgart. So war denn die Noth bald groß und peinlich. Die armen Freunde machten sich zu Fuße gen Frankfurt auf, da auch Streicher's, für dessen Uebersiedelung nach Hamburg bestimmte Baarschaft sehr gering war, und deshalb eine Fahrgelegenheit nicht erschwungen werden konnte. Schiller war ein schwacher Fußgänger, der Marsch strengte ihn über sein Vermögen an, und in einem Wäldchen zwischen Darmstadt und Frankfurt verließen ihn die Kräfte, Deutschlands Lieblingsdichter sank zu Boden, und blieb verschmachtend liegen. Mit nur geringer Gabe hätte ihm geholfen werden können! Und solche geringe Hilfe versagen wir auch heute noch gar oft, auch nachdem wir gesehen haben, daß sie selbst einem Schiller nöthig und einem Schiller Schmerzen stillend gewesen wäre! wir versagen sie, weil uns das darbende Talent noch immer nicht ehrwürdig genug ist.

Die Freunde wurden auch in Frankfurt der Noth nicht ledig. Die Noth wurde im Gegentheil größer. Schiller hatte in Stuttgart eine Schuld zurückgelassen, für welche sich ein braver Mann bereitwillig verbürgt hatte. Der wackere Bürge war jetzt mit Gefängniß bedroht, und Schiller konnte nicht helfen, und der Gram nagte ihm an der jungen Seele, und Niemand, Niemand bot ihm die Hand, und die Mannheimer

Direction verſagte ihm jeden Vorſchuß auf Fiesko. So ſaß der gepeinigte Dichter in einem Stübchen zu Sachſenhauſen, der Vorſtadt Frankfurts, und — ich muß hier noch einer Qual erwähnen, die nur der Dichter verſtehen wird, und die jeder Andere vielleicht einen Troſt nennen möchte! Schiller nämlich gebar in dieſer Noth ſein drittes Stück, die Luiſe Millerin, wie es Anfangs heißen ſollte, Kabale und Liebe, dem wir heute noch in tauſend Zügen die drückende, verbitternde kleine Welt anſehen, unter deren Eindruck es geboren ward. Jede dichteriſche Schöpfung iſt wie die Geburt des Kindes von Wehen begleitet, und der Troſt, die freudige Genugthuung der Fähigkeit, ſie treten nur in einzelnen Augenblicken zu uns; wie mußten ſie Schiller verſcheucht werden, als zum unmittelbaren Mangel jetzt auch noch die zerſchmetternde Nachricht aus Mannheim kam, die Direktion könne den Fiesko gar nicht brauchen!

Dies war doch ein Gipfel der Noth. Diejenige Thätigkeit, um derentwillen er all ſeine früheren Lebensanſichten und Pflichten hinter ſich geworfen, die jetzt allein in ſo ſchlimmer Lage einigen Troſt geben konnte dadurch, daß ſie ſich als kräftiges Vermögen ankündigte in ihm, dieſe Thätigkeit wurde von außen behandelt wie eine nichtige, die man nicht brauchen könne. O, mögen wir deſſen täglich eingedenk ſein, daß das Talent die furchtbarſten Kriſen zu beſtehen hat, und daß auch dem höchſt berechtigten Talente im zermalmenden Laufe des Alltagslebens die Aufmunterung verſagt wird. Dieſelben Menſchen, welche Schiller damals nicht den kleinen Finger zum Anhalt reichten, dieſelben Menſchen verdankten ihm ſpäter die ſchönſten Weiheſtunden der Erhebung, und vergaßen es völlig, daß ſie Alles gethan hatten, ihn im Keime zu vernichten, und dieſelben Menſchen exiſtiren heute wie damals, wir gehören alle zu ihnen, wir ſind alle in derſelben Gefahr, jeden Augenblick eben ſo kurzſichtig, eben ſo erbarmungslos zu handeln. Es iſt eben leichter, einen ſiegreichen Dichter zu feiern, als einen entſtehenden zu erkennen und zu ſtützen.

Möchten ſich doch Einige von uns die damaligen Zuſtände Schiller's zu dauernden Bildern einprägen in's Gedächtniß: das kleine Stübchen in Sachſenhauſen, ein ſchlechtes Wirthshaus, genannt der Viehhof in Oggersheim, wohin Schiller und Streicher wieder zu Fuß gewandert waren, um dem Mannheimer Theater, dem immer noch einzigen Rettungshafen, wieder näher zu ſein, wo Schiller als Dr. Schmidt überaus dürftig lebte und gegen ſeinen Geſchmack an der Umarbeitung des Fiesko arbeitete. Es gab an dem kleinen Orte und in ſchlechter Kneipe keinerlei Erholung oder Ermunterung, der gute Streicher ſpielte in den langen Winterabenden auf ſeinem Klavier, um den verlaſſenen Dichter zu tröſten, der im Zimmer auf und nieder ging, und während der Pauſen dem Freunde immer wieder geſtehen mußte, all ſeine Phantaſie ſei fortwährend dem neuen Stücke, der Luiſe Millerin zugewendet, und doch ſei nur von einer Umarbeitung des Fiesko zunächſt Hilfe zu erwarten. Dichter wiſſen, was es für eine Qual iſt, ſich dichteriſch mit einem Stoffe beſchäftigen zu müſſen, der uns im Augenblicke nicht intereſſirt, der von einem andern Stoffe verdrängt iſt. Schiller unterzog ſich auch dieſer Qual, die ihm peinlicher war, als der Mangel an Geld und Lebensmitteln: er übergab Fiesko der Mannheimer Direktion von Neuem, und ach, — das Stück ward wiederum zurückgewieſen. Alle qualvolle Arbeit war verſchwendet! Die Lage war ſo niederſchlagend, daß ein weniger energiſches Talent daran zu Grunde gehen konnte. Glücklicherweiſe war Schiller mit einem ſo tüchtigen Bewußtſein ſeines Werthes ausgerüſtet, daß er die Demüthigung ſein Inneres nicht anfechten ließ, und daß er ſich entſchloß, den größeren Gewinn, welchen ein Theatermanuſkript für die Folge verſprach, drein zu geben, um ſich für die nächſte Zukunft zu retten. Er verkaufte den mißhandelten Fiesko zum ſofortigen Druck an den Buchhändler Schwan für elf Louisdor, und machte ſich auf gen Bauerbach, wo Frau von Wolzogen ihm ein Aſyl offen hielt zu ungeſtörtem Dichten und

Trachten. Aber ach, Bauerbach an der fränkiſchen Seite des Thüringer Waldes war ſehr weit von Mannheim und es war ſtrenge Winterzeit. Ohne Mantel, in tiefem Schnee, auf dem langſamen Poſtwagen jener Zeit mußte Schiller die Reiſe machen. Schmerzlich ſchied er von ſeinem guten Streicher, deſſen kleine Baarſchaft er mit verſtreut, den er aus ſeinem Lebensplane herausgeriſſen hatte. Ach, der arme Schiller beſaß nichts, um es gut zu machen, als einen Händedruck und einen herzlichen Abſchiedsblick.

Ich habe mich nie von dem Gedanken trennen können, daß jene Winterreiſe ohne Mantel Schiller's nervös aufgeregtem Körper den giftigen Keim der Krankheit eingepflanzt habe, die ihn ſpäter ſo plötzlich und gewaltſam überfiel, und dem noch nicht ſechs und vierzigjährigen Manne beim zweiten Anfalle Bruſt und Leben ſprengte für dieſe Welt. Ich habe mich nie von dem Gedanken trennen können, daß wir Schiller länger beſeſſen hätten, wenn ihm bei ſeinem Auftreten in Mannheim wohlthätige Hände zu Hilfe gekommen wären. Deshalb möchte ich jene Winterbilder des Schiller'ſchen Lebens in Ihrem Gedächtniſſe immer wieder auffriſchen — vielleicht gedenken wir ihrer einmal zu guter Stunde, wenn eben ein armer Poet verkannt und gering geachtet an uns vorüberſchleicht, ein armer Poet, der zum Schelten zu edel, und zum Betteln zu ſtolz iſt — und wir folgen ihm dann in die abgelegene Wohnung, und ſuchen eine Bekanntſchaft, die uns und dem armen Poeten und vielleicht dem ganzen Vaterlande zum Segen werden kann.

Wie gepeinigt aber auch arme Poeten ſein mögen, ſie ſind doch Poeten! Sie tragen doch einen wunderbaren Reichthum in ſich, den Reichthum einer ſchöpferiſchen Phantaſie. Wie entſetzlich iſt daneben blanke, alltägliche Armuth! Seht hinein in eine Hütte des Erzgebirges, welch ein Zuſtand, welch ein Elend blickt Euch da entgegen, hoffnungslos und tief innerlich hoffnungslos! Da iſt kein andrer Gedanke mehr bekannt als der Gedanke: was werden wir eſſen?! Schon die weitere Frage: was wer-

den wir trinken, womit werden wir uns kleiden? iſt eine Luxusfrage! Iſt das nicht entſetzlich! Das Thier des Waldes iſt beſſer daran, es findet ſeine Nahrung. Und wenn ein übermäßiger Winter ausnahmsweiſe dieſe Nahrung unmöglich macht, ſo ſtirbt der Hirſch eben gedankenlos wie ein Thier ſtirbt. Der arme Menſch aber in jener Hütte hat Krankheit und Tod nicht minder zu fürchten als das traurige Leben, denn er hat als Menſch Angehörige, die er durch Krankheit noch bedrängter, die er durch ſeinen Tod noch elender macht, weil er ihnen zwei Arbeitshände entzieht. Er kann lieben, er kann ſorgen, und das iſt in ſolcher Lage ein ſchrecklicher Vorzug vor dem Thiere des Waldes: er ſtirbt nicht bloß vor Hunger, er ſtirbt in Sorge und Gram, und unſer Hausthier, welches täglich ſeine Nahrung erhält, muß ihm ein Gegenſtand des Neides ſein. Dem Menſchen! Iſt dieſer Arme noch ein Menſch?! Er bewegt maſchinenmäßig ſeine Arme in gleichmäßiger Arbeit, ſo lange die Kräfte es geſtatten, er hungert, er ſchläft — das iſt der Kreislauf ſeiner Thätigkeit. Iſt das ein Menſch? Nur die Sorge welche an ſeinem Herzen nagt macht ihn dazu. Wo iſt die göttliche Fähigkeit des Menſchen, die Phantaſie? Sie iſt Qual geworden. Einmal, zweimal, zehnmal hat er die bittre Täuſchung erkannt, daß ſich eben nur die beſtimmten Groſchen mit der allein möglichen Arbeit erwerben laſſen im günſtigſten Falle, daß nur Abfall möglich iſt, nicht aber Zuwachs, wie kann da Phantaſie beſtehn! Träumerei höchſtens, krankhafte Träumerei, und ſie muß unterdrückt werden, ſie befängt mitunter die Arme und Hände, Gedankenloſigkeit fördert noch am Beſten bei mechaniſcher Arbeit. Wo iſt Verſtand? Wo iſt Gefühl? Sein Elend verſteht der Arme bald, ſeinen Jammer fühlt er immer, Anknüpfung an Weiteres iſt nicht geboten, iſt nicht möglich, Stumpfheit iſt eine Hilfe, warum ſollt' er ſie von ſich ſtoßen? Warum ſollte er nicht Anſprüche des Verſtandes und des Gefühles vergeſſen, die ihn nur noch mehr bedrängt haben als er noch friſcher und rüſtiger war?

Das Herz ſchnürt ſich zuſammen vor ſolchem Bilde, und faſt ſtöhnend ſagen wir nur halblaut: Ja wohl, daneben iſt der arme Poet ein Halbgott. Ihm iſt der innere Flug des Menſchen eine Stärkung, dem armen Handarbeiter iſt er Verzweiflung.

Man iſt gedankenlos, wenn man nicht dem armen Poeten die Hand bietet, man iſt unmenſchlich, wenn man nicht dem armen Manne vom Ueberfluſſe zukommen läßt. Und wer mit gutem Herzen hinein ſieht in ſeinen Lebenskreis, der entdeckt in manchem Winkel immer noch einigen Ueberfluß, auch wenn er ſelbſt nicht reich iſt.

Zur Charakteristik des Sozialismus und Kommunismus nach ihren unterscheidenden Momenten.

Von

Karl Biedermann.

Die gegenwärtige Noth, obschon wenigstens nach der einen ihrer Hauptursachen nur vorübergehender und hoffentlich bald vorübergehender Natur, rückt doch sehr begreiflicher Weise auch den Gedanken an die tiefer liegenden Ursachen solchen Nothstandes und an die Möglichkeit ihrer Beseitigung stärker in den Vordergrund. Einmal aber in das Gebiet dieser Fragen eingetreten, bleibt die Konsequenz des Denkens und Forschens auch nicht bei der Aufsuchung von Palliativmitteln stehen; sie möchte das Übel von Grund aus heilen; sie möchte, statt bloßen Flickwerkes, aus dem Ganzen und Frischen einen Zustand der Dinge schaffen, welchen die Vernunft und das Gefühl als einen wahrhaft gesunden, natürlichen, für den Einzelnen und die Gesellschaft zuträglichen anzuerkennen vermöchte. Und so sind wir, ehe wir uns Dessen versehen, mitten in den Ideen, Wünschen, Plänen der Sozialisten, wohl gar der Kommunisten.

Die meisten Menschen — wenigstens bei uns in Deutschland — erschrecken über die Maßen, wenn sie sich auf sozialistischen oder kommunistischen Gedanken ertappen oder wenn man ihnen sagt (denn sie selbst wissen es gewöhnlich nicht), daß sie solche Gedanken gefaßt, wohl gar ausgesprochen haben. Sie sind dann oft so beschämt und verwirrt, als ob man sie

in ſchlechter Geſellſchaft angetroffen hätte. Natürlich! Sie wiſſen ja nicht anders, als daß die Sozialiſten, vollends gar die Kommuniſten, ſchreckliche Menſchen ſind, die alles Beſtehende über den Haufen werfen, die ganze geſellſchaftliche Ordnung auf den Kopf ſtellen, die Beſitzenden plündern und ihre Güter unter die Beſitzloſen vertheilen, eine Gemeinſamkeit alles Eigenthums, wohl auch der Frauen, einführen und das Familienleben von Grund aus zerſtören wollen.

Andere wieder ſpielen mit dieſen Ideen wie das Kind mit dem ſpitzen Meſſer. Sie prahlen mit dem Namen Kommuniſten, ſie geben vor, alles Ernſtes ſolche zu ſein, ſie ſprechen viel von Gleichheit und Gemeinſamkeit, Brüderlichkeit und Menſchenliebe — aber ſie würden ſich ſehr ſperren, wenn es wirklich ans Theilen oder ans Aufgeben eines Theils ihrer Rechte und Beſitzthümer zum Beſten Anderer gehen ſollte. Solche Maulhelden des Kommunismus giebt es ſelbſt unter den reichen und vornehmen Klaſſen — warum nicht? es iſt ja „pikant," „intereſſant," „modern," von ſolchen Dingen zu reden, den Menſchenfreund und aufgeklärten Vertheidiger der ärmern Klaſſen zu ſpielen, zumal wo es Nichts koſtet und der eigene behagliche Lebensgenuß und Beſitz dabei nicht in Frage geſtellt wird.

Für den wahren Menſchenfreund und aufmerkſamen Beobachter menſchlicher Verhältniſſe ſind dagegen dieſe Fragen des Sozialismus und Kommunismus weder ein Popanz noch aber auch ein Schlagwort des Tages, eine Sache der Mode; für ihn ſind ſie eine Aufgabe ernſten Nachdenkens, leidenſchaftloſen aber hingebenden Intereſſes und unbefangener Prüfung. Er iſt nicht ſo anmaßend, die fantaſiereichen Ideen der Sozialiſten von einem künftigen vollkommneren Zuſtande der Geſellſchaft ſchlechtweg für „Unſinn" zu erklären; aber er iſt auch nicht leichtgläubig genug, um ohne Weiteres ein „neues Evangelium" darin zu erblicken.

Nichts kann wünſchenswerther ſein, als daß recht Viele in ſolch unbefangener, vorurtheilsfreier Weiſe die Grundſätze

und Pläne der Sozialisten und Kommunisten prüfen und zum Gegenstande ihres Nachdenkens machen. Nichts wäre thörichter und gefährlicher, als wenn man diese Prüfung und Verarbeitung sozialistischer Ideen, wenn sie in die Öffentlichkeit treten will, zu beschränken oder ganz zu verhindern suchen wollte. Im Gegentheil sollte man eine öffentliche Besprechung aller dieser Fragen — in der Presse und selbst durchs mündliche Wort in Versammlungen und Vereinen (nur nicht geheimen) — eher fordern, als hemmen, damit sich die noch so sehr verworrenen Begriffe darüber möglichst abklärten, damit die vielseitige öffentliche Debatte das Stichhaltige und Praktische in den sozialistischen Vorschlägen sonderte von dem Unpraktischen, Fantastischen, auch wohl wirklich Gefährlichen.

Hier eine solche Besprechung und Prüfung sozialistischer Ideen im Einzelnen anzustellen, kann meine Absicht nicht sein. Dazu genügt der Raum weniger Blätter nicht. Aber einen Anstoß, eine Aufmunterung und Anleitung möchte ich geben zu solcher Forschung; die allgemeinen Richt- und Zielpunkte möchte ich bezeichnen, innerhalb welcher oder nach welchen hin diese Forschung sich zu bewegen hat. Und ich glaube Dies nicht besser thun zu können, als indem ich die unterscheidenden Momente angebe zwischen dem Sozialismus einerseits, dem Kommunismus andererseits, sodann wieder zwischen zwei verschiedenen Arten dieses Letztern. Damit werden dann zugleich die Hauptgesichtspunkte festgestellt sein, unter denen überhaupt die Frage einer durchgreifenden Reform der Gesellschaft aufgefaßt wird und aufgefaßt werden kann.

Gemeinhin gebraucht man die beiden Worte: Sozialismus und Kommunismus als gleichbedeutend, oder man versteht unter Sozialismus das Allgemeinere, den Gattungsbegriff, nämlich alles Das, was auf eine Grundreform der Gesellschaft hinausläuft, unter Kommunismus eine bestimmte Art dieser Reform. Aber welche? Das weiß man in der Regel nicht zu sagen.

Manche ſtellen auch Sozialismus und Kommunismus einander ohngefähr ſo gegenüber, wie Theorie und Praxis.

Andere begreifen unter dem Namen Sozialismus alle die Syſteme, welche poſitiv, organiſirend verfahren, unter dem des Kommunismus dagegen die, welche ſich blos negativ, zerſtörend oder auflöſend gegen die beſtehenden Geſellſchaftsformen verhalten, ohne eigentlich etwas Neues an deren Stelle zu ſetzen.

Noch Andere endlich denken ſich unter Kommunismus immer nur etwas Rohes, Gewaltthätiges, Etwas, was mit der beſtehenden Ordnung der Dinge ſchlechtweg, wie man zu ſagen pflegt, reine Wirthſchaft machen, nicht einen Stein auf dem andern laſſen möchte, während der Sozialismus doch manierlicher verfahre, Dies und Das gelten laſſe, mehr eine Reform, als eine Revoluzion ſei.

Bisweilen nimmt man auch als Kriterium und Markſtein zwiſchen Sozialismus und Kommunismus Das an: ob ein ſolches Syſtem den Begriff des Eigenthums aufhebe oder gelten laſſe.

Alle dieſe Unterſcheidungen treffen wohl in einzelnen Punkten zu, in andern wieder nicht; im Allgemeinen aber ermangeln ſie einer prinzipiellen Auffaſſung des Gegenſtandes, hängen ſich mehr an äußere Symptome, ſtatt auf das Weſen der Sache einzugehen.

Sie thun auf der einen Seite dem Kommunismus Unrecht, indem ſie ihn als roh, gewaltthätig, zum poſitiven Schaffen und Organiſiren unfähig hinſtellen — auf der andern Seite wieder dem Sozialismus, wenn ſie dieſen für eine bloße Theorie, alſo indirekt für unpraktiſch und ſomit nicht lebensfähig erklären.

Ich will verſuchen, die unterſcheidenden Momente des Sozialismus und des Kommunismus aus dem Weſen Beider, d. h. aus ihrem Zwecke oder ihrer Aufgabe zu entwickeln.

Wenn wir, von andern Punkten vor der Hand abſehend, zunächſt nur die Hauptaufgabe des Sozialismus und

Kommunismus ins Auge faſſen, nämlich die Reform der ökonomiſchen Verhältniſſe der Geſellſchaft, ſo finden wir beide Richtungen nicht allein in Bezug auf dieſen Hauptzweck ſelbſt, ſondern auch in Betreff ſeiner Erreichung in vielen Punkten einverſtanden.

Einverſtanden ſind Sozialiſten und Kommuniſten darüber, daß das gegenwärtig beſtehende Verhältniß zwiſchen Dem, was der Einzelne arbeitet (ſeiner Produkzion), und Dem, was er für ſeinen Verbrauch und Genuß erwirbt (ſeiner Konſumzion), ſehr häufig ein ungleiches, unbilliges, unnatürliches ſei; daß oftmals der Eine viel arbeiten müſſe und dafür Wenig erhalte, der Andere wenig oder gar nicht arbeite und doch Viel verbrauchen, im Genuſſe ſchwelgen könne, wenn nämlich Letzterer zufällig im Beſitze von Gütern oder ſonſtwie ſo geſtellt iſt, daß er einen Theil des Ertrags der Arbeit Anderer an ſich ziehen kann, während der Arbeiter nicht ſelten von dem Ertrage ſeiner Arbeit einen unverhältnißmäßig großen Theil an Jenen abgeben muß.

Einverſtanden ſind ferner Kommuniſten und Sozialiſten über die Urſache dieſes Mißverhältniſſes — die Konkurrenz, wie ſie ſich im Privatverkehr nach jetziger Art entwickelt — alſo auch über die Nothwendigkeit einer Aufhebung dieſer Konkurrenz und einer gänzlichen Umgeſtaltung der beſtehenden Verkehrsverhältniſſe.

Einverſtanden endlich ſind ſie über das Mittel dieſer Umgeſtaltung — ſie finden daſſelbe gleichmäßig darin, daß der Einzelne nicht mehr direkt mit dem Einzelnen verkehren dürfe, ſondern nur durch die Geſellſchaft, daß der Einzelne nicht für den Einzelnen, ſondern für die Geſellſchaft arbeite, und dagegen, was er braucht, ebenfalls nur von der Geſellſchaft, nicht im Umtauſch von einem Andern beziehe.

So weit gehen Sozialismus und Kommunismus vollſtändig den gleichen Weg.

Allein nun entſteht die Frage: wie Viel hat der Einzelne der Geſellſchaft zu leiſten? wie Viel hat er von ihr zu empfangen?

In der Beantwortung dieſer Frage ſcheiden ſich Sozialismus und Kommunismus.

Der Sozialismus will die Leiſtungen des Einzelnen an die Geſellſchaft gegen die Leiſtungen der Geſellſchaft an den Einzelnen oder, mit andern Worten, die Produkzion und die Konſumzion des Einzelnen nach beſtimmten Maßſtäben gegen einander abgewerthet wiſſen. Jeder ſoll ſo Viel erhalten, als er verdient hat, d. h. als dem Maße ſeiner Thätigkeit, ſeiner Leiſtungen für das Allgemeine entſpricht.

Der Sozialismus behält alſo das Verhältniß von Arbeit und Lohn, Leiſtung und Gegenleiſtung aus der jetzt beſtehenden Ordnung der Dinge bei; nur will er dieſes Verhältniß richtiger, gerechter, vernünftiger geſtalten. Im jetzigen Verkehr iſt es oftmals der blinde Zufall oder gar die rohe Gewalt und verjährtes Unrecht, was die Vertheilung der Arbeiten und der Genüſſe regiert, was dem Einen die ſchwere Arbeit, dem Andern den leichten Genuß zuwirft, den Einen zum Herrn der Arbeitskraft von hundert Andern, Dieſe dagegen zu Dienern und Sklaven Jenes macht. Im jetzigen Verkehr zieht oftmals der müheloſe Beſitz den beſten Theil des Gewinnſtes an ſich, während die mühevolle Arbeit nur einen kärglichen Lohn davonträgt; wird oft die luſtige Kunſt, die einem eitlen Sinnenrauſche fröhnt, mit Tauſenden belohnt, während die ſchwielige Hand des Arbeiters, die das Nothwendigſte für die Geſellſchaft bereitet, ihm ſelbſt kaum die nothdürftigſte Exiſtenz zu ſchaffen im Stande iſt. Statt Deſſen will der Sozialismus, vermittelſt der „organiſirten Geſellſchaft," eine gerechte und angemeſſene Vertheilung der Arbeiten und der Genüſſe zuwegebringen, ſei es nun, daß er, wie der St. Simonismus, dieſe Vertheilung ſchlechthin der Weisheit und Gerechtigkeit einzelner, vorzugsweiſe einſichtsvoller und befähigter Männer, als der Leiter der Geſellſchaft, überträgt und es Dieſen anheimſtellt, „Jedem nach ſeiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken" zu geben; — ſei es, daß er das Maß der Vertheil-

lung von einem Gesellschaftsbeschlusse abhängig macht, wie Weitling — oder endlich, daß er spezielle Maßstäbe dafür im Voraus aufstellt, wie der Fourierismus mit seiner genau berechneten Skala der Gewinnstantheile für die drei Faktoren der Intelligenz, der Arbeit und des Kapitals, ferner für die angenehmen und die unangenehmen, die nothwendigen, nützlichen oder blos dem Luxus dienenden Beschäftigungen.

Der Sozialismus geht also überall von der Ansicht aus: daß die Arbeit des Einzelnen der Maßstab sein müsse für seinen Genuß, daß der Einzelne, was er haben und genießen wolle, sich erarbeiten müsse, und daß er, umgekehrt, zur Arbeit nicht gezwungen, sondern nur angetrieben werden könne durch die Aussicht auf Das, was er dafür erhalten soll, nebenbei allenfalls auch noch durch den Reiz der gemeinschaftlichen Arbeit selbst und den Wetteifer mit Andern.

Die Gesellschaft ist in diesem Systeme Nichts als die vermittelnde, regelnde, ausgleichende Macht, welche die Arbeit des Einzelnen mit seinem Genuß und Verbrauch in ein richtiges Verhältniß zu setzen sucht; weiter, als auf diese ausgleichende Rolle und auf gewisse Veranstaltungen für Erleichterung und Förderung der Arbeit durch Gemeinsamkeit, soll sich ihre Einwirkung auf die Thätigkeit der Einzelnen nicht erstrecken; einen Zwang zur Arbeit oder einen bestimmenden Einfluß hinsichtlich der Art und des Maßes ihrer Genüsse soll sie auf dieselben nicht üben. Oder, um in der Sprache der Kommunisten zu reden, im Sozialismus bleibt der Egoismus und Individualismus noch immer die Triebfeder aller Handlungen der Einzelnen; durch die gesellschaftliche Organisazion wird ihm nur die Spitze abgebrochen, womit er sonst nach allen Seiten hin zu verwunden und zu zerstören pflegte; aber eine eigentliche Verwandlung des Egoismus in sein Gegentheil, die soziale Brüderlichkeit, Gemeinsamkeit und Gleichheit, des isolirten Einzellebens in ein vollständiges Gesellschaftsleben, eine gänzliche Hingebung des Einzelnen an das Ganze und Aufgehen im Ganzen findet hier noch nicht

ſtatt; die Idee der Gemeinſamkeit iſt nur erſt halb zu ihrer Verwirklichung gekommen, ſo lange der Einzelne immer wieder nur für ſich und ſeinen Genuß arbeitet, immer wieder mit der Geſellſchaft ängſtlich um den Lohn ſeiner Arbeit feilſcht, Nichts aus reiner Liebe zum Ganzen, Nichts im Eifer für das allgemeine Geſellſchaftsintereſſe thut, ſondern jedesmal kalt berechnend fragt: was erhalte ich dafür?

Der Sozialismus iſt alſo zwar ein Syſtem der Vergeſellſchaftung, der Aſſoziazion, zur Milderung und Ausgleichung der iſolirenden und zerſtörenden Wirkungen des Egoismus, des Privatverkehrs und der Privatwirthſchaft; aber er iſt kein Syſtem der wirklichen, vollkommenen Gemeinſamkeit zur völligen Austilgung aller egoiſtiſchen Richtungen und Neigungen des Menſchen.

Dieſes Letztere dagegen iſt Das, was der Kommunismus anſtrebt.

Zunächſt allerdings unter einer ziemlich rohen Form, nämlich unter der Form der vollſtändigen, ſo zu ſagen mathematiſchen Gleichheit aller Arbeiten und Genüſſe und durch den damit nothwendig verbundenen Zwang gegen die Einzelnen zur Leiſtung eines beſtimmten Quantums Arbeit für die Geſellſchaft. Für Alle gleiche Arbeit und gleiche Genüſſe! Das iſt das Loſungswort jenes roheren Kommunismus, wie ihn in Frankreich Babeuf, Darthes, Buonarotti, Cabet und Andere gepredigt haben — womit ſich denn natürlich auch eine möglichſte Nivellirung aller Menſchen rückſichtlich ihrer Bildung, ihrer Neigungen und Beſchäftigungen, eine Zerſtörung aller vorgeſchrittenen Kulturentwickelung und Zurückführung der Menſchheit auf das einfache Naturleben, und vieles Andere verbindet, was uns hier weniger intereſſirt.

Gründlicher kann man allerdings den Egoismus und Individualismus nicht beſeitigen, als wenn man alle Einzelne, wie die Räder einer Maſchine, durch die Zentralkraft des Geſellſchaftsmechanismus gleichmäßig in Bewegung ſetzt und

ebenſo ſie nach gethaner Arbeit gleichmäßig abfüttert. Wenn man den Einzelnen die Freiheit raubt, ſo muß freilich auch jeder Mißbrauch der Freiheit aufhören, und wenn man die Individualität gänzlich aufhebt, ſo iſt eine Iſolirung oder ein Konflikt der Einzelnen unmöglich. Die Frage bleibt dann nur: ob der Gewinn das Opfer werth ſei, das man dafür bringt? ob eine Gleichheit und Gemeinſamkeit Aller ohne eine Freiheit der Einzelnen, ohne eine freie Entwickelung der Individualitäten Aufgabe der Menſchheit und Zweck einer geſellſchaftlichen Organiſazion ſein könne?

Andere, wie z. B. Weitling, haben dieſe Gleichheit der Arbeiten und Genüſſe nur auf einen Theil dieſer, nämlich auf die erſten Nothwendigkeiten des Lebens eingeſchränkt, für das Übrige aber die Arbeit der freien Neigung und Wahl der Einzelnen anheimgegeben, den Genuß aber als Folge oder Lohn der Arbeit nach beſtimmten Regeln hingeſtellt, alſo die Prinzipien des Kommuniſmus mit denen des Sozialiſmus verbunden.

Von dem allerrohheſten Kommuniſmus, dem ſogenannten Theilungskommuniſmus oder dem Syſtem der gleichen Vertheilung aller Güter unter die Menſchen, ſpreche ich hier nicht, da dieſe Form einer weit frühern Stufe der Geſittung angehört, gegenwärtig aber von keinem einzigen kommuniſtiſchen Syſteme adoptirt wird.

Aber auch jener Gleichheitskommuniſmus kann unmöglich das Rechte ſein, denn er ſetzt an die Stelle der Freiheit der Einzelnen den Zwang und die Deſpotie der Geſellſchaft, an die Stelle einer organiſch gegliederten, eine Mannigfaltigkeit individueller Bildungen in ſich ſchließenden Kulturentwickelung die Barbarei der Unkultur, das ertödtende Einerlei einer abſoluten Nivellirung aller Bildung und Geſittung, den ewigen Stillſtand der Ziviliſazion.

Deshalb hat eine neuere Faſe ſozialiſtiſcher Entwickelung es verſucht, das Richtige in jenem Kommuniſmus ohne deſſen Auswüchſe und Mängel zu erfaſſen und zum Syſteme zu geſtalten: die Gemeinſamkeit herzuſtellen, ohne die Freiheit

zu vernichten, den Egoismus aufzuheben, ohne das Prinzip der Individualität und ihren befruchtenden Einfluß auf den Kulturfortſchritt zu zerſtören.

Dieſer neuere Kommunismus — in Frankreich namentlich von Dezamy vertreten und von den meiſten ſozialiſtiſchen Schriftſtellern in Deutſchland adoptirt — faßt die Aufgabe des Menſchen und der Geſellſchaft folgendermaßen auf:

Der Menſch, ſagt er, ſoll nicht für den Erwerb und Genuß, für ſeinen Genuß, arbeiten; die Thätigkeit des Menſchen darf nicht bloßes Mittel ſein, ſondern Selbſtzweck: ſo will es die Natur, ſo verlangt es das Geſetz der Freiheit, denn frei iſt nur Der, welcher nach innern Antrieben handelt, nicht Der, welcher um eines äußern Zweckes willen Etwas thut. Aufgabe der Geſellſchaft iſt es, jedem ihrer Mitglieder dieſe vollkommene Freiheit, d. h. die Möglichkeit zu verſchaffen, nur aus innerem Triebe, aus freier Neigung zur Arbeit thätig zu ſein, ohne dabei an einen äußern Zweck dieſer Thätigkeit für ſich, an einen dadurch zu erzielenden Erwerb, Beſitz oder Genuß zu denken. Dies iſt nur möglich bei völliger Gemeinſamkeit aller Intereſſen und völliger Abweſenheit irgend welches Zwanges, irgend welcher Beſchränkung für die Einzelnen. Die Geſellſchaft muß jeden Einzelnen mit vollkommenſter Freiheit und Selbſtbeſtimmung nach ſeinen Neigungen und Fähigkeiten arbeiten laſſen, was und wie viel er will; ſie muß darauf vertrauen, daß Jeder ſo Viel und ſo Tüchtiges für das Allgemeine leiſten werde, als Kraft und Befähigung ihm geſtatten; ſie darf den Einzelnen weder mit Zwang zu einer beſtimmten Art der Arbeit und einem beſtimmten Quantum von Leiſtungen anhalten, noch auch indirekt einen ſolchen beſtimmenden Einfluß auf ihn üben wollen durch Verheißung eines gewiſſen Lohnes, durch Abwerthung ſeiner Leiſtungen gegen Das, was die Geſellſchaft ihm zu gewähren habe.

Wie ſoll es nun aber mit den Bedürfniſſen oder der Konſumzion der Einzelnen gehalten werden?

Hier finden wir zweierlei verſchiedene Vorſchläge.

Die Einen wollen in Bezug auf die Konſumzion alle Mitglieder der Geſellſchaft völlig gleichgeſtellt wiſſen: Einer ſoll ſo Viel erhalten als der Andere, unangeſehen, ob er ebenſo Viel gearbeitet habe, oder Mehr, oder Weniger.

Andere gehen noch weiter. Sie ſind der Meinung, daß auch hinſichtlich der Bedürfniſſe die gleiche Freiheit herrſchen müſſe, wie hinſichtlich der Arbeiten; daß Jeder von der Geſellſchaft uneingeſchränkt alles Das erhalten müſſe, was er *braucht*, theils zur Erhaltung und Verſchönerung ſeines Lebens, theils als Mittel ſeiner produktiven, künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen oder auch mechaniſchen, techniſchen Thätigkeit. Auch hier vertrauen ſie der Güte der menſchlichen Natur, daß der Einzelne nicht Mehr nehmen oder fordern werde, als was er wirklich zu *vernünftigen* Lebenszwecken brauche; daß es aber daran niemals fehlen werde, ſind ſie ebenfalls überzeugt, weil, nach ihrer Anſicht, bei völlig freier Entwickelung und Bethätigung aller Fähigkeiten und Kräfte in der Geſellſchaft eine ungleich größere Summe und Mannigfaltigkeit von Verbrauchsgegenſtänden geſchaffen werden würde, als bei der jetzigen unvollkommenen Weiſe gewerblichen Betriebs und Verkehrs.

Nach dieſem Syſteme braucht alſo die Geſellſchaft das Verhältniß von Arbeit und Genuß, Produkzion und Konſumzion in Bezug auf ihre einzelnen Mitglieder nicht durch ihr vermittelndes Eingreifen zu regeln, wie der Sozialismus, ſie braucht ebenſowenig einen Zwang und eine mechaniſche Gleichheit der Arbeiten und der Genüſſe einzuführen, wie der rohe Kommunismus es will; jenes Verhältniß regelt ſich vielmehr ganz von ſelbſt, und zwar nicht etwa blos *äußerlich* und *ſcheinbar*, wie im heutigen Verkehr, wo freilich auch Arbeit und Genuß in ein Wechſelverhältniß treten durch den Umtauſch der Produkte, durch Angebot und Nachfrage, aber eben nur äußerlich und höchſt unvollkommen — nein! es regelt ſich *wirklich* nach *inneren* Geſetzen der menſch-

lichen Natur, auf vernunftgemäße Weiſe, dadurch, daß der Einzelne nur nach ſeinem Bedürfniß arbeitet und ebenſo nach ſeinem Bedürfniß genießt und verbraucht. Wir müſſen nothwendig annehmen, daß jenes und dieſes Bedürfniß in einer innern Harmonie mit einander ſtehen, daß der Einzelne (immer vorausgeſetzt, daß er ſich naturgemäß und frei entwickeln und bewegen könne) nicht etwa bloß Viel genießen, aber Wenig arbeiten, ſondern daß er viel mehr durch ſeine innere Naturbeſtimmung zu möglichſt produktiver Thätigkeit im Arbeiten und zum vernünftigen Maßhalten im Genießen ſich getrieben fühlen werde.

So Viel über die unterſcheidenden Prinzipien des Sozialismus und des Kommunismus! Was den relativen Werth dieſer beiden verſchiedenen Richtungen betrifft, ſo hat der Sozialismus unſtreitig die größere Mäßigung, das engere Anſchließen an die beſtehenden Verhältniſſe und ſomit die nähere Möglichkeit einer praktiſchen Ausführung ſeiner Reformpläne für ſich, wogegen der Kommunismus (ich ſpreche hier nur von der durchgebildeteren Form deſſelben, dem Dezamy'ſchen Kommunismus) den Vorzug größerer Konſequenz und einer mehr prinzipiellen und idealen Durchbildung ſeiner Anſichten in Anſpruch nimmt.

Der Sozialismus paßt ſich den Grundformen der gegenwärtigen Geſellſchaft und den Grundlagen des gegenwärtigen Verkehrs wenigſtens inſoweit an, als er das Wechſelverhältniß und den Umtauſch von Arbeit und Genuß, Produkzion und Konſumzion beſtehen läßt; er erſcheint inſofern als ein bloßes Korrektiv der Mängel und Misbräuche, die ſich in dieſes Verhältniß eingeſchlichen und es geſtört haben.

Der Kommunismus dagegen will eine ganz neue Grundlage für den geſellſchaftlichen Verkehr, die Produkzion und Konſumzion aufſtellen; er ſetzt zur Durchführung ſeiner Ideen eine ganz veränderte Denk- und Handlungsweiſe der Menſchen voraus, als die jetzt beſtehende.

In der Idee hat das Prinzip des Kommunismus etwas

Bestechendes: die Ansicht vom Menschen, auf welche derselbe fußt, scheint so edel und erhaben, daß man sich fast scheut, die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestreiten. Soll man dem Menschen das traurige Armuthszeugniß ausstellen, daß er nur für einen unmittelbaren äußeren Lohn oder Erwerb thätig zu sein vermöge, nicht aus innerer Lust an der Arbeit selbst? daß er bei völliger Freiheit des Arbeitens und des Genießens wenig arbeiten und nur immer genießen werde? Soll man ihm die Fähigkeit der wahren, uneingeschränkten Selbstbestimmung absprechen?

Indessen darf man auf diesen Schein von Idealität auch nicht zu Viel geben. Die Uneigennützigkeit des Handelns und das Freisein desselben von allen äußern Triebfedern ist, bei näherer Betrachtung, denn doch so groß nicht, als es beim ersten Blicke scheint. Der Kommunismus will seinen Anhängern keineswegs Entsagungen aus Rücksichten allgemeiner Bruderliebe oder gar aus aszetischem Haß gegen materielle Genüsse auferlegen, wie manche religiöse Richtungen Dies thun; nein! er verspricht ihnen vielmehr die vollständigste Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse. Die Beziehung der Thätigkeit des Einzelnen auf den Genuß hört also nicht etwa auf, sondern nimmt nur einen Umweg, wird nur aus einer unmittelbaren eine mittelbare. Der Einzelne arbeitet nicht mehr direkt für seinen Genuß, Das ist wahr; aber er arbeitet für die Genüsse und Bedürfnisse der Gesellschaft im Allgemeinen, und unter diesen Genüssen und Bedürfnissen sind seine eigenen mit inbegriffen; er ist sicher, daß seine Neigungen und Bedürfnisse befriedigt werden, auch wenn er selbst nicht direkt dafür thätig ist, ja er wäre dessen hier weit mehr versichert, als bei der jetzigen Art ihrer Befriedigung, da, nach den Voraussetzungen der Kommunisten, Jeder für jede seiner Neigungen die vollständigste und bereiteste Befriedigung aus den Mitteln der Gesellschaft finden soll.

Also, wie gesagt, mit der geträumten Idealität des menschlichen Handelns steht es in der kommunistischen Gesell-

ſchaft ziemlich unſicher aus. Der Menſch ſoll nach wie vor ſein Streben auf die Befriedigung materieller Bedürfniſſe, auf die Verfeinerung und Vervielfältigung der Mittel des Genuſſes richten; er ſoll nicht etwa blos geiſtigen Beſchäftigungen und Neigungen nachhängen — denn was ſollte ſonſt aus der Exiſtenz der Geſellſchaft werden? Die Frage iſt daher nur noch die: Iſt es der menſchlichen Natur angemeſſener, daß die produktive Thätigkeit des Einzelnen von ſeiner Konſumzion getrennt und unabhängig gemacht werde? Das heißt mit andern Worten: Darf man annehmen, daß zwiſchen der Thätigkeit des Einzelnen und ſeiner Neigung zum Genuſſe qualitativ und quantitativ ein ſolches innerliches Wechſelverhältniß, gleichſam eine ſolche präſtabilirte Harmonie beſtehe oder, bei vollkommneren geſellſchaftlichen Einrichtungen, als die gegenwärtigen ſind, ſich entwickeln werde, daß dann eine äußere Abwerthung Beider gegen einander gar nicht mehr nöthig ſei? Iſt es denkbar, daß jeder Einzelne von ſelbſt das rechte Maß ſeiner Konſumzion aus dem gemeinſamen Güterwerthe der Geſellſchaft, und ebenſo die rechte, nothwendige Art der Anwendung ſeiner Kräfte für die Geſellſchaftsintereſſen treffen würde, wenn man jeden äußern Maßſtab und Anhalt hinwegnähme? Würde es möglich ſein, das nothwendige Gleichmaß zwiſchen Erzeugung und Verbrauch, im Einzelnen wie im Ganzen, der Quantität wie der Art nach, innerfort zu erhalten ohne Zwang oder Beſchränkung, lediglich durch das freie Spiel der Neigungen und Fähigkeiten aller Einzelnen?

Ich will dieſe Fragen nicht geradezu verneinen — aber ich möchte ſie auch nicht ſo zuverſichtlich bejahen, wie der Kommunismus Dies thut. Jedenfalls ſetzt deren Bejahung einen Zuſtand der moraliſchen und geiſtigen Bildung bei den Individuen, eine Entwickelung der geſellſchaftlichen Einrichtungen und der Ideen der Gemeinſamkeit voraus, von welcher die gegenwärtige Geſellſchaft noch unendlich weit entfernt iſt und welche ſich nicht, wie die Kommuniſten zu

glauben ſcheinen, durch ein einziges Machtwort oder durch einen plötzlichen Umſchwung der Dinge, gleichſam im Handumdrehen, erreichen läßt.

Die Sache praktiſch betrachtet, ſcheint alſo ſo Viel gewiß, daß, wenn überhaupt eine völlig veränderte Organiſazion der geſellſchaftlichen und Verkehrsverhältniſſe früher oder ſpäter nothwendig werden ſollte (eine Möglichkeit, die ich wenigſtens nicht unbedingt leugnen möchte), dieſe uns zunächſt wohl nur zu einer Geſtaltung der Dinge im Sinne des Sozialismus führen dürfte, d. h. zu einer razionelleren Regelung der Arbeits- und Erwerbsverhältniſſe, jedoch mit Beibehaltung des Grundverhältniſſes ſelbſt, der direkten Beziehung zwiſchen der Produkzion und Konſumzion des Einzelnen, und daß es dann erſt wieder einer weiteren, vielleicht ſehr langen Bildungszeit bedürfen möchte, bevor es der Geſellſchaft möglich werden könnte, auch dieſe Schranke niederzureißen und die letzten Konſequenzen des Freiheitsgedankens, wie der Kommunismus ſie aufſtellt, zu verwirklichen.

Ueber Sitten und Gebräuche in der Oberlauſitz.

Ein Fragment von

Ernſt Willkomm.

Wir Deutſchen ſind und bleiben wunderliche Leute. Einheimiſch in allen Hauptſtädten Europas, vertraut mit den Sitten der Chineſen, mit den religiöſen Gebräuchen der Hindu und den etwaigen Alterthümern der Bewohner Ceylons, kennen wir ſehr häufig nur unvollkommen die kleine Scholle der bebauten Erde, die irgend eins der vielen ſchlotternden Glieder unſeres geſegneten Vaterlandes bildet. Weiſe im Auslande, zeigen wir uns als Thoren in der Heimath, große Gelehrte in der Weltgeſchichte, dürfen wir uns nicht immer gründlicher Kenntniſſe in der Durchforſchung vaterländiſcher Zuſtände rühmen. Wir ſpotten über die geographiſchen Schnitzer der Franzoſen, wenn ſie von fremden Ländern ſprechen, aber wir vergeſſen ganz und gar, daß der Franzoſe in ſeinem Lande weit mehr zu Hauſe iſt, als die meiſten Deutſchen in dem ihrigen.

Auch der gebildete, höfliche, geſchmeidige und galante Sachſe iſt nicht frei von dieſem nationalen Fehler aller Deutſchen. Sein Vaterland, ſo klein es geworden iſt durch die Ungunſt der Zeitumſtände, zählt in ſeinen engen Grenzen doch noch einige Landesſtrecken, über deren Bewohner die ſonderbarſten Vorſtellungen unter der Menge herrſchen. Beſonders übel daran iſt die Oberlauſitz, deren ungünſtige geographiſche Lage ſie in neuerer Zeit, d. h. ſeit Beendigung der Kriege Napoleon's, aus dem belebenden großen Weltverkehr geriſſen hat.

Von dieſem kleinen, an waldumrauſchten Bergen, grünenden fruchtbaren Thälern, an „hohen Burgen", alten Städten und großen Dörfern reichen Ländchen hört man gewöhnlich ſprechen, als läge es ein paar hundert Meilen weit hart an der türkiſchen Grenze, und der nicht eben ſehr ſchmeichelhafte und ſchönklingende Name „Hundetürkei" iſt eine Bezeichnung, die ſich im Schimpf und Scherz der Nichtlauſitzer gern bedient. Welcher Zufall ihr dieſen Ekelnamen gegeben haben mag, weiß ich nicht, dagegen iſt mir ſehr wohl bekannt, daß die Meinung auch unter ſolchen, welche ſich den Gebildeten beizählen, weil ſie in modernem Rocke nach neueſtem Schnitte gehen, allgemein verbreitet iſt, die ganze Lauſitz ſei von Wenden bewohnt. Dies iſt ein arger Irrthum. Allerdings gibt es noch einen Reſt alten ſorbenwendiſchen Stammes mitten unter der ſeit Jahrhunderten urdeutſchen Bevölkerung, dieſer beträgt aber in der ſächſiſchen Oberlauſitz nur etwa den fünften Theil derſelben. Auch leben die heutigen Wenden nicht über die ganze Lauſitz zerſtreut, ſondern drängen ſich auf einen beſtimmten Raum zuſammen, der etwa ein Drittheil des bei Sachſen verbliebenen Landes einnimmt. Größer iſt ihre Anzahl in der Niederlauſitz. Hier durchdringen ſie faſt die ganze deutſche Bevölkerung, unter deren Maſſe ſie jedoch als ein untergeordnetes Element verſchwinden. Von den ehemaligen Sechsſtädten der alten Oberlauſitz liegen noch heutigen Tages drei auf von Wenden beſetztem Gebiet, nämlich Kamenz, Bautzen und Löbau, in den ſüdlicheren drei Städten, Zittau, Görlitz und Lauban kennt man die wendiſche Sprache nicht.

Obwohl gänzlich abgeſchnitten von andern verwandten ſlaviſchen Stämmen, halten ſich die Wenden der Lauſitzen doch in Sprache und Sitte bis auf den heutigen Tag ſtreng geſchieden von den Deutſchen. Sie verkehren unter ſich nur in ihrem ſlaviſchen Idiome, das zu den weichſten, biegſamſten und melodiſchſten ſlaviſchen Dialekten gehört. Nur dem Deutſchen gegenüber ſprechen ſie deutſch. Die Bauart ihrer Häuſer wie deren innere Einrichtung weicht in vielen Dingen

weſentlich ab von der deutſchen, dagegen haben Deutſche und Wenden in manchen Gebräuchen eine ſo überraſchende Aehnlichkeit, ja Gleichförmigkeit, daß man ſich wundern muß, wie bei ſo völliger Ineinanderſchmelzung der Nationalitäten ſich doch noch immer die alte Sprache unverfälſcht hat erhalten können.

Auffallend ſtark iſt im Charakter der Oberlauſitzer die Liebe zum Alten, zu dem vom Vater und Großvater Ererbten ausgeſprochen, und zwar beſchränkt ſich dieſe Liebe zum längſt Vorhandenen, durch die Zeit Gewordenen nicht blos auf Grund und Boden, ſondern auf Alles und Jedes, auf Wichtiges und Unwichtiges, auf bedeutungsvolle ſinnige und leere nichtsſagende Sitten. Es gibt kein Feſt, das nicht in der Lauſitz mit irgend einer bezeichnenden Feierlichkeit begangen würde. Die hohen Kirchenfeſte, viele Marientage, die Markſcheiden der Jahreszeiten u. ſ. w. erfordern das Abhalten mancherlei Ceremonien, deren Entſtehung man eben ſo wenig kennt, als man ihren Sinn zu deuten vermag. Viele verrathen ein ſehr hohes Alterthum und heidniſchen Urſprung. Denkt ſich auch häufig das Volk bei Beobachtung ſolcher Gebräuche gar nichts, ſo mag es ſie doch nicht miſſen, weil ſie ihm bequem oder zur andern Natur geworden ſind, und weil es glaubt, man taſte ein uralt Heiliges an, wenn man das Aufgeben derſelben verlangt. Es hängt mit ſonderbarer zäher Hartnäckigkeit daran und ſelbſt die allerneueſte Zeit, die doch ſo Vieles zu entfernen verſtand, hat über den zähen Sinn der Lauſitzer nur wenig vermocht. Sie ſitzen ſtill in ihren Gebirgsthälern und halten ſich am liebſten den Lärm der Welt und deren Neuerungen ſo weit wie möglich vom Leibe. Dies Beſtreben, von ihren löblichen oder unlöblichen Eigenthümlichkeiten nichts aufzugeben, nicht ein Jota davon der geſchmeidig machenden allgemeinen Weltcultur zu opfern, ſo wie ſich ſchroff abzuſchließen gegen alle übrigen deutſchen Brüder, iſt ächt deutſch und tritt bei den Lauſitzern vielleicht nur deshalb auffallender hervor, weil ſie von ſehr derber Natur und äußerſt kurz angebunden

ſind. Gar häufig kann man hören, daß ſie den Böhmen, dem ſie im allgemeinen nicht gerade abhold ſind, als einen ganz Fremden behandeln, ja es iſt mir ſelbſt mehr wie einmal begegnet, daß ich auf meinen Kreuz- und Querzügen in dieſem Ländchen erſt dann Eingeborene zum Sprechen bewegen konnte, nachdem ich mich als Lauſitzer vollſtändig documentirt hatte. Immer hörte ich dann die Worte gebrauchen: „Das iſt 'was Anderes. So können wir ja ein Wort mit 'nander reden.“ Vorher blieben ſie ſtumm, als wäre ihnen der Mund zugefroren.

Treu ihrem Hange zu möglichſter Abgeſchloſſenheit haben auch die großen Umgeſtaltungen im modernen Staats- und Geſellſchaftsleben auf das lauſitziſche Volk verhältnißmäßig viel weniger aufregenden Einfluß gehabt, wie auf andere Provinzialen. Nur was ihm aufgedrungen wurde, nahm es murrend an, eigentliche warme Betheiligung fand auch das beſſere Neue bei dieſem Völkchen nicht. Die Eiſenbahnen, die nun auch die Grenzen der Lauſitz überſchritten haben, liebt man nicht. Man ſchüttelt den Kopf höchſt bedenklich und iſt wohl hie und da nicht abgeneigt, ſie für eine teufliſche Erfindung zu halten. Die Sache geht ihm „zu flüchtig“, was er gar nicht liebt. Größte Bedachtſamkeit, behäbige Ruhe zieht er bei jeglichem Geſchäft, bei jeder Arbeit vor und allem Wagniß geht er ſtirnrunzelnd aus dem Wege. Ich zweifle daher auch, daß ſich der Ausſpruch eines unſerer politiſchen Wortführer: „die Lauſitz ſei für den Liberalismus erobert worden“, alſobald bewähren wird. Ich müßte meine Landsleute wenig kennen, wenn ſie dieſer Ausſpruch nicht ſollte verdroſſen haben, und ich würde ihrem innerſten Weſen zu nahe treten, wollte ich gutmüthig annehmen, ſie hätten aufrichtige Freude an dem politiſchen Liberalismus der Gegenwart. Es iſt dies eine Täuſchung, die ſich die Liberalen ſelbſtgefällig zurecht gerückt haben. Die Lauſitz war, iſt und wird noch lange Zeit Sachſens Vendee ſein, obwohl ich kaum glaube, daß ſie ſich leicht zu kriegeriſchen Thaten entſchließen würde.

Hält nun der Lauſitzer gern feſt an dem politiſch Be-

ſtehenden, ſo mag er auch in religiöſen und kirchlichen Dingen von Aenderungen oder zeitgemäßer Fortbildung des Dogmas nichts wiſſen. Der Rationalismus findet bei dieſem Völkchen keinen ergiebigen Boden. Der Widerwille gegen jegliche Aenderung des einmal Ueberkommenen hat ſich bei den neueſten Bewegungen auf kirchlichem Gebiet ſehr deutlich gezeigt in der ungemein geringen Theilnahme, welche der Deutſchkatholicismus bei den Katholiken der Oberlauſitz fand. Eine verhältnißmäßig nur ſehr geringe Anzahl ſchloß ſich dieſem neu auftretenden Religionsverbande an; eben ſo wenig Anhänger fand bis jetzt die Partei der Lichtfreunde im Proteſtantismus. Der Lauſitzer iſt als Katholik dem Papſt treu ergeben, als Proteſtant ſtrenger Lutheraner. Luther iſt ihm der größte, verehrungswürdigſte Held der Kirche. Von ihm ſpricht der gemeine Mann ſtets mit hoher Ehrfurcht; auch verſäumt er nie, ihm reſpectvoll den Doctortitel zu geben, ja er kann ſogar ſehr ärgerlich werden, wenn etwa ein ſuperkluger Bürger oder ſonſt ein der feiner gebildeten Welt Angehöriger den Reformator ſchlechthin blos Luther nennt. Dieſer Achtung vor dem Beſtehenden, vor allem durch Alter Ehrwürdigen iſt es denn auch zuzuſchreiben, daß er jeder damit verknüpften Form, jedem Gebrauch ſich gern und eifrig fügt und, ohne dem Prunke zu huldigen, das hergebracht Ceremonielle mit weit größerer Gewiſſenhaftigkeit beobachtet, als dies in andern Landſtrichen geſchieht. Feierliche Handlungen, die halb der Kirche, halb dem Hauſe angehören, zeigen dies in auffallender Weiſe. In ſolchen hat ſich die kirchliche Ceremonie mit volksthümlichen Gebräuchen, die in verjährtem Aberglauben wurzeln, eigenthümlich verſchmolzen und dadurch ein Ganzes gebildet, das wohl als charakteriſtiſches Sittenbild bezeichnet werden darf. Aus einer ganzen Reihe ſolcher in der Lauſitz noch heutigen Tages gäng und gäber Gebräuche, deren ausführliche Schilderung ein nicht unintereſſantes Bild provinziellen Lebens geben würde, will ich hier blos eins, die Taufe, hervorheben und in allen Einzelheiten zu ſchildern verſuchen.

Dem Manne des Volkes iſt die Taufe noch eine überaus heilige Handlung, ein Symbol, deſſen hohe Bedeutſamkeit Niemand in Zweifel ziehen, noch weniger für überflüſſig erklären darf, will er ſich ihm nicht zum Feinde machen. Ein neugeborenes Kind, das ungetauft ſtirbt, hält der gemeine Mann in den meiſten Fällen für ein verlorenes, von dem Himmel des Chriſtenthums ausgeſchloſſenes Geſchöpf. Deshalb läßt er ſich's ſehr angelegen ſein, die Taufhandlung raſch zu erledigen und im Nothfalle verſieht die Hebamme die Stelle des Pfarrers, wenn dieſer nicht ſchnell genug herbeigeholt werden kann, um den neuen Erdenbürger in die chriſtliche Kirchengemeinſchaft aufnehmen zu können. Ueberhaupt gilt ihm der Tauftag mehr als der Geburtstag, den er ſelten beſtimmt anzugeben weiß. Er zählt den eigentlichen Beginn des Lebens erſt von dieſem Tage an und rechnet auch im ſpäteren Leben nur nach dieſem für ihn ſo wichtigen Zeitabſchnitte, wobei grobe Verſtöße gegen die Wahrheit nur zu häufig vorkommen. Beides, Geburt und Taufe nennt er „jung werden", und gibt bei einer etwaigen Frage nach ſeinem Alter ungefähr folgende Antwort. „Anno 17?9 vierzehn Tage vor Oſtern bin ich in N N. jung geworden, mithin war ich am verwichenen Oſtermontage ſo und ſo alt", eine Rechnung, die natürlich immer einige Wochen von der Wahrheit abweicht.

Gewöhnlich findet die Taufe ſchon am dritten oder vierten Tage nach der Geburt ſtatt. Mit ſehr wenigen Ausnahmen, die indeß neuerdings in großen Fabrikdörfern doch bisweilen vorkommen, vertreten immer nur drei Perſonen Pathenſtelle bei dem Täuflinge, bei einem Knaben zwei Männer und ein Frauenzimmer, bei einem Mädchen zwei Frauen und ein Mann. An dieſer Regel hält man ſtreng feſt, ſo daß es kaum der Ermahnung des Pfarrers bedürfte, die ſelten ausbleibt, um jede Abweichung davon zu unterdrücken.

Am Tauftage verſammeln ſich die erwählten Pathen im Hauſe des „Kindelvaters", der ſie, iſt es im Sommer, auf der Flur in weißen Hemdärmeln begrüßt, ihnen wohl auch

ſchon hier einen Krug Bier oder ein Glas Branntwein kredenzt, und ſie dann zur Wöchnerin geleitet. Dieſe empfängt ſie in vollem Staate, wie ihn nun eben die Dorfmode vorſchreibt, auf bequemem Großvaterſtuhle ſitzend, und nimmt die üblichen Glückwünſche, die ſtets in einer hergebrachten Formel beſtehen und das Gedeihen des Kindes, ſo wie den glücklichen Verlauf der Wochen zum Gegenſtande haben, mit ſteifer Würde und ernſter Feierlichkeit an. Der Täufling, bereits in weiße Bettchen geſchnürt, die vielfach mit buntſeidenen Bändern geſchmückt und umwunden und mit ſchön geſticktem weißen Tuche überdeckt ſind, wird den Pathen reihum zur Anſicht und wo möglich Bewunderung gereicht, worauf der nie fehlende Kaffee nebſt reichlichem Gebäck eigener Fabrik aufgetragen wird. Erſt nachdem man dieſen Gottesgaben tapfer zugeſprochen hat, wobei der Kindesvater einladende Worte nicht ſparen darf, bereiten ſich die Pathen zum Aufbruch in die Kirche vor.

Auf dem Wege zur Kirche, desgleichen während der Taufhandlung trägt die weibliche Pathe und, ſind deren zwei, die jüngſte das Kind. Nach vollzogener Taufhandlung beginnt für Pathen und Täufling, nicht ſelten auch für die Aeltern des Kindes, ein wichtiger Act. Die Pathen beſchenken nämlich das Kind, was immer in der Kirche geſchieht, indem ſie zu dieſem Behufe beſonders gedruckte, mit dem Marienbilde verſehene, Briefe der Hebamme einhändigen, die ſie alter Sitte gemäß in das Bettchen oder unter eins der bunten Bänder, mit denen es umwunden iſt, ſchiebt. Dieſe Briefe, immer mit einem paſſenden Bibelſpruch oder Liedervers bedruckt und mit dem Namen des Taufpathen, ſo wie dem Monatstage verſehen, enthalten ein meiſtentheils anſehnliches Geldgeſchenk, und man liebt es vorzugsweiſe alte, ſelten gewordene Münzſorte, wenigſtens aber mehre Geldſtücke dazu zu verwenden, weil man der Hoffnung lebt, es werde einem ſo beſchenkten Kinde niemals an Gelde mangeln. Ein ſolcher Brief heißt, wie auch anderwärts, „Pathenbrief", das Geſchenk „Einge-

binde", und gewiſſenhafte oder wohlhabende Aeltern geben Beides, Brief und Geld, dem Neugeborenen bis zum Tage der Confirmation auf, wo es ihm als Grundſtein ſeines zukünftigen Vermögens unter vermahnenden Worten von Vater und Mutter eingehändigt wird. Hie und da, doch nicht allgemein verbreitet, iſt die Sitte, die Pathenbriefe nicht zu verſiegeln, ſondern ſie blos mit Zwirn und Seide zu umwickeln. Mit dieſem Zwirne pflegt dann, wo der Gebrauch noch herrſcht, die Mutter das erſte Hemd für das Kind zu nähen, den ſeidenen Faden bindet man, zu was Frommen, habe ich nie erfahren können, um die Hände des Kindes. Knaben pflegt man außer dem Gelde auch häufig neunerlei Saamen in den Pathenbrief zu legen, damit es ihnen nie an Segen auf ihren Feldern, nie an Getreide für die Beſtellung derſelben fehlen möge. Mädchen dagegen erhalten einige Leinenkörner nebſt einer Nadel, um ſie zu ermahnen, ſich den Flachsbau angelegen ſein zu laſſen und ſich fleißig im Nähen zu üben.

Auf dem Rückwege aus der Kirche müſſen ſich die Pathen häufig eine ſonderbare Contribution von übermüthigen jungen Leuten, denen ſie an ihren Arbeitsſtellen begegnen, gefallen laſſen. Dieſe pflegen nämlich den Weg durch ein quer vorgezogenes Band zu verſperren, was ſie „verſchnüren" heißen, und das leicht zerreißbare Hinderniß wird nicht eher entfernt, als bis ſie eine kleine Geldſumme erhalten haben.

Bei Rückkunft aus der Kirche in das Haus ſehen Kindervater und Hebamme ſtreng darauf, daß man den Täufling durch dieſelbe Thür wieder in das Haus trage, durch welche man ihn hinausgetragen hat. Es beſteht nämlich der Aberglaube bei Arm und Reich, daß jedes neu getaufte Kind vor Ablauf eines Jahres ſterben müſſe, wenn die angedeutete Vorſichtsmaßregel nicht beobachtet wird. Unmittelbar daran ſchließt ſich ein anderer Gebrauch, der als ein ſymboliſcher eher gelten mag. Sobald nämlich die Taufrathen zurückkommen, werden ſie abermals zur Wöchnerin geführt, wo man ſie diesmal mit Liquör und Gebäck traktirt. Hier nun geſtattet die Hebamme

oder der Kindelvater weder dem Pathen noch einem zum Feſt eſſen geladenen Gaſte durchaus nicht, daß er das dargereichte Glas wegſetze, bevor er es ganz, ſei es nun auf einen Zug oder langſam, geleert hat. Auch ſieht man es gern, wenn dies ſtehend geſchieht. Beides ſoll dazu dienen, dem Täuflinge ein friſches, kräftiges, durch keine Krankheiten geſtörtes Leben zu ſichern.

Bei dem „Tauf-" oder „Kindeleſſen", das Wohlhabende gern reich und ſplendid ausrichten, dürfen Pfarrer und Schullehrer, auf dem Lande die höchſten Behörden, durch deren Erſcheinen bei jedwedem häuslichen und Familienfeſte ſich der Landmann ſtets hoch geehrt fühlt, nicht fehlen. Der Paſtor ſegnet das Mahl durch ein laut geſprochenes Gebet, dem Schulmeiſter dagegen liegt die Pflicht ob, die in reicher Fülle vorhandenen Speiſen vorzuſchneiden. Herumgereicht werden die ſo zerlegten Speiſen nicht, da ein beſcheidener Gaſt dadurch möglicherweiſe aus höflicher Rückſichtnahme verkürzt werden könnte. Aus dieſem Grunde theilt der Kindelvater die Portionen entweder ſelbſt aus oder ſieht doch dabei zum Rechten, und man kann ſich darauf verlaſſen, daß alle Portionen immer ſo ſtattlich ausfallen, daß vollſtändige Bewältigung derſelben unter die abſolut unmöglichen Dinge gehört.

Ein Freund geſetzlicher Ordnung und ſelbſt ſtreng in Handhabung gegebener Befehle, in Aufrechthaltung von ihm ausgegangener Vorſchriften, hält der Bauer und Landmann ſich gern an den Buchſtaben eines Geſetzes. Gebrauch und Geſetz gelten ihm aber gleich, weshalb er es mit dem Gebrauch genau eben ſo macht. Es möchte daher unter die ſeltenſten Vorkommniſſe gehören, daß eine Wöchnerin buchſtäblich länger als ſechs Wochen Wöchnerin bliebe. Kräftige Frauen erklären die Wochenzeit ſchon früher für beendigt und halten nach dieſer Zeit ihren „Kirchengang". Dieſer chriſtliche Gebrauch wird in der Lauſitz auf keinem Dorfe vernachläſſigt, ſelbſt gefallene Mädchen unterwerfen ſich ihm und betrachten dann einen ſo ſchweren Gang wohl als Buße und Strafe für ihren Fehltritt.

Für die ehrbare Wöchnerin iſt es ein Gang der Feier und des Dankes, da der Geiſtliche vor verſammelter Gemeinde der Wiedergeneſenen von der Kanzel herab oder am Altare durch Nennung ihres vollen Namens Erwähnung thut und ein Lob- und Dankgebet für ſie und das Kind ſpricht. Vor Abhaltung dieſes „Kirchenganges" darf die Wöchnerin die Grenzen ihres Hofes nicht verlaſſen, noch weniger das Haus eines Nachbars betreten. An einigen Orten, namentlich unter den Wenden, pflegt man an jedem Sonntage während des Gottesdienſtes dem Kinde das Kleidchen, das es bei der Taufe trug, anzulegen, in den Wochentagen aber dies Kleidungsſtück an eine Senſe oder einen Spinnrocken aufzuhängen, je nachdem es ein Knabe oder ein Mädchen iſt. Auch wird eine Wöchnerin nie die Wohnſtube verlaſſen, ohne ein Geſang- oder Gebetbuch auf die Wiege zu legen, um es ſo dem beſondern Schutze Gottes zu empfehlen oder vor Schaden zu hüten.

Mit dem Dankopfer, welches die Wöchnerin durch den „Kirchengang" der Gottheit darbringt, verknüpft ſich wieder ein materieller Lebensgenuß im Hauſe. Den Pathen wird von Seiten des Kindesvaters ein glänzendes Eſſen ausgerichtet. Dieſer zweite Schmaus heißt „der Rockengang" und verurſacht den Pathen nicht unbeträchtliche Koſten. Wie ſie am Taufe das Kind beſchenken mußten, ſo iſt es herkömmlich, daß jeder Taufpathe beim „Rockengange" der Wöchnerin eine werthvolle Gabe mitbringt.

Noch muß ich zweier Gebräuche gedenken, die zwar nicht allgemein üblich ſind, aber doch noch immer an vielen Orten vorkommen. Die Wöchnerin pflegt nämlich nach der Zurückkunft vom „Kirchengange" den Badewiſch des Kindes ihrem Manne einzuhändigen, der ihn auf die höchſte Spitze des höchſten Kirſchbaumes befeſtigt, damit das Kind als Knabe zu hohen Ehren, als Mädchen zu einer zarten Geſichtsfarbe gelangen möge!

Der zweite Gebrauch hat eine läſtige Seite. Erfährt nämlich der Nachbar vom Nachbar, daß ihm eine Gevatter

ſchaft bevorſtehe, ſo pflegt er dem künftigen Pathen alsbald einen Beſuch zu machen und ſich einen Kaffee oder ein Glas guten Branntwein auszubitten, um ſich die heftige Kolik zu vertreiben, die er angeblich durch vieles Lachen bekommen hat, wozu ihn die Freude über des Nachbars Gevatterſchaft veranlaßte. Dieſe halb erzwungene Kränkung heißt „der Lachkaffee" oder „Lachbranntwein" und arme Leute geben ſich die größte Mühe, die Schnurre möglichſt oft aufzuführen und ſich dadurch umſonſt eine Erquickung zu verſchaffen.

Barbara Ulimann und die Spitzen.

Von

August Diezmann.

Arabesken, graziös und munter,
Schlangen wie aus leichtem Metallnetz,
Und doch brechen, schon ist viele Wunder,
Nur die besten Ahnen nur hervor.

Dein gedenk' ich, Liebst Kind der Hütten,
Das Du manche Mitternacht,
Wenn am Tage Hunger Du gelitten,
Deinen Schmerz hervorgebracht.

Herz in Bergen, Du und Thränen,
Brot vor deine Kinder stellt'n,
Und in Hütten Kummer und Entbehren
Viele Roten hier erhellet.

Ferdinand Freiligrath.

Diamanten, Caschemirshawls und Spitzen, die kostbarsten Schmuckgegenstände, sind seit langer Zeit das Ziel der Wünsche, nach welchem alle Damen streben, das aber nur wenige vom Glück begünstigte erreichen. Die Diamanten sendet uns Asien und Südamerika, die Caschemirshawls liefert Indien und nur die Spitzen sind das Erzeugniß der fleißigen kunstfertigen Hände meistens sehr armer Frauen oder Mädchen unserer europäischen Heimath.

Schon die Griechen und Römer scheinen eine Art Spitzen gekannt zu haben, mit denen sie den Saum ihrer Gewänder schmückten und die lascivine*), wie sie die römischen Damen nannten, bildeten bereits einen wichtigen Theil der eleganten Toilette jener Zeit. Aber erst um die Mitte des

*) Von diesem Wort stammt wahrscheinlich sowohl das englische lace als das nicht mehr gebräuchliche deutsche Zinnige her.

ſechzehnten Jahrhunderts treten die genähten und geklöppelten Spitzen auf, wie wir ſie jetzt noch kennen. Sie wurden zu der erwähnten Zeit in Italien, namentlich in Venedig, verfertigt und von da brachte ſie Maria von Medici 1600 nach Frankreich und — in die Mode. Ebenfalls um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſcheint die Kunſt des Spitzenklöppelns in den Niederlanden erfunden worden zu ſein und in Sachſen lehrte ſie 1561 Barbara Uttmann. Ob ſie in den genannten Ländern gleichzeitig erfunden wurde, oder ob ſie ſich von einem Orte zum andern fortpflanzte, läßt ſich jetzt nicht mehr ermitteln. Die verſchiedenen Sagen über die Entſtehung jener Kunſt, die ſich erhalten haben, widerſprechen einander entweder geradezu oder ſie ſind aus einer und derſelben Quelle gefloſſen oder offenbar einander nachgebildet.

Unbeſtreitbar aber iſt es, daß in Deutſchland und namentlich in Sachſen die Kunſt des Spitzenklöppelns zuerſt durch Barbara von Ettertein ausgeübt, wahrſcheinlich iſt es, daß ſie von ihr erfunden wurde. Das Verdienſt, welches ſie ſich dadurch um den ärmſten Theil des ſächſiſchen Erzgebirges erwarb, iſt ſo groß, daß ſie als die Heilige deſſelben verehrt zu werden verdiente, denn ihre Kunſt hat Millionen in das Land gezogen und vielen Hunderttauſenden das tägliche wenn auch oft kärgliche Brod gegeben. Leider laſſen ſich über ihre Lebensverhältniſſe nur einzelne Notizen auffinden.

Barbara war die Tochter des Fundgrübners Hans Heinrich von Ettertein und wurde im Jahre 1514 geboren. Schon frühzeitig zeichnete ſie ſich durch eine ſeltene Geſchicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten, namentlich in der Verfertigung von Spitzen aus, die man damals, wie es ſcheint, nur mit der Nadel arbeitete, was unſägliche Mühe machte.

Barbara mag oftmals darüber nachgedacht haben, ob nicht die Verſchlingung der verſchiedenen Spitzenfäden auf eine einfachere und deshalb raſchere Weiſe zu bewirken ſein dürfte, und jedenfalls hatte ſie auch ſchon Verſuche der Art gemacht,

als die Liebe ihr die Schwierigkeiten besiegen half, welche sich dem Gelingen entgegenstellten. Ein junger Mann aus der damals berühmten Familie Uttmann, welche durch den Bergbau große Schätze erlangt hatte, sah Barbara, verliebte sich in sie und wurde, als er ihr die Gefühle seines Herzens entdeckte, durch das Geständniß von Gegenliebe beglückt. Die Aeltern der jungen Liebenden hatten gegen die Verbindung derselben nichts einzuwenden und die Zeit der Vermählung wurde festgesetzt. Die Männer trugen zu jener Zeit breite gestickte Hemdkragen und Barbara wünschte ihren Christoph am Hochzeitsfeste mit einem selbstgefertigten Spitzenkragen zu überraschen. Sie sann und grübelte deshalb noch eifriger als sonst über die neue Art der Spitzenbereitung, mit der sie sich schon lange beschäftigt hatte; sie versuchte wohl tausenderlei, steckte Nadeln fest, schlang um dieselben die Faden und endlich brachte sie auf diese Weise glücklich ein Gewebe zu Stande, dem sie wahrscheinlich mit der Nadel die letzte Vollendung gab. So soll die erste deutsche geklöppelte Spitze entstanden sein, welche der Bräutigam der Erfinderin, Christoph Uttmann, an seinem Hochzeitstage als Halskragen trug.

So erzählt die eine Sage die Erfindung des Spitzenklöppelns und mit ihr läßt sich recht wohl die andere vereinigen, nach welcher Barbara in dieser Kunst von einer Magd unterrichtet worden sein soll, die aus Brabant entflohen war und in dem Hause des Herrn von Elterlein eine Zuflucht gefunden hatte. Wohl möglich, daß die Magd in ihrer Heimath von der jedenfalls auch dort neuen Kunst des Klöppelns gehört hatte und der jugendlichen Herrin bei der Arbeit behilflich war.

Ohne Zweifel war das Klöppeln, sowie es Barbara erdacht hatte, noch sehr unvollkommen und mangelhaft, da sie namentlich im Anfange die eigentliche Grundlage des Ganzen, den Klöppelbrief, nicht kannte und die Nadel nur nach dem Augenmaße stecken mußte. Deshalb währte es auch lange, ehe die neue Kunst weitere Verbreitung fand und auch als

ſie mehr ausgebildet worden war, ſcheinen ſich nur reiche und vornehme Damen zum Zeitvertreib damit beſchäftiget zu haben. Ziemlich allgemein ſetzt man die Erfindung des Spitzenklöppelns durch Barbara Uttmann in das Jahr 1561, ohne einen haltbaren Grund dafür angeben zu können; wahrſcheinlich war in jener Zeit die neue Kunſt ſchon in ſo weit vervollkommnet und erleichtert, daß ſie von da an allgemeinen Eingang fand. Dies muß der Fall geweſen ſein, denn als 1568 eine bösartige Krankheit in Annaberg herrſchte, ſollen allein in dieſer Stadt gegen achthundert Spitzenklöpplerinnen geſtorben ſein.

Die im Gebirge allgemein verehrte Erfinderin überlebte ihren Gatten um mehrere Jahre und als ſie 1575 ſtarb, wurde ſie in der Nähe der Wunderlinde auf dem Friedhofe zu Annaberg beerdigt. Ihr Grab deckte lange ein einfacher grauer Sandſtein mit einer Bronzeplatte, auf welcher zu leſen war:

MDLXXV jar den 14. Januarii iſt die erbare und erentugendſame Frau Barbara Uttmann, des ernveſten Herrn Chriſtoph Uttmann's hinterlaſſene Wittfrau in Gott ſeligen entſchlafen, deren Seien Gott der Herr gnad. Ires Alters LXI Jar, hat erlebet LXIV Kinder und Kindeskinder.

Erſt am 17. October 1834 ließ ein edler patriotiſcher Mann, der damalige Poſtmeiſter von Annaberg, Reiche-Eiſenſtuck, die Grabſtätte dieſer Wohlthäterin ſo vieler tauſend Armen durch ein Denkmal bezeichnen, das die einfache Inſchrift trägt:

„Hier ruhet
Barbara Uttmann,
geſt. d. 14. Jan. 1575.

Sie ward durch das im J. 1561 von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Ein thätiger Geiſt, eine ſinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland."

Nach dem Tode der Erfinderin entwickelte und verbrei-

lete ſich ihre Kunſt mehr und mehr, aber erſt im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts und durch — Fremde kamen die Spitzen in den allgemeinen Handel, namentlich durch einen Schotten Cunningham, der um die Verbreitung des Spitzenhandels überhaupt große Verdienſte ſich erworben hat. Auch die Buchhändler bemächtigten ſich der neuen Kunſt und wußten aus ihr Gewinn zu ziehen, denn ſchon 1605 wurden Muſterbücher von Spitzen oder Zinnigen, wie man ſie damals nannte, zum Verkaufe ausgeboten.

Das Spitzenklöppeln ſelbſt läßt ſich mit wenigen Worten beſchreiben. Die Klöpplerin hat ein hartes Kiſſen auf dem Schooße. Das Muſter, in welchem die Spitze gearbeitet werden ſoll, iſt auf einem Stück feſten Papieres, dem Klöppelbriefe, abgezeichnet. Dieſes Papier wird auf das Kiſſen gelegt und mit einer Anzahl Nadeln darauf an Punkten feſt geſteckt, die auf dem Klöppelbriefe angegeben ſind. Ferner hat die Klöpplerin eine Anzahl kleiner Klöppelhölzer oder Spulen, auf welche das Garn gewickelt iſt. Die Arbeit beginnt am obern Ende des Kiſſens, indem man die Faden paarweiſe zuſammenbindet und jedes Paar an eine der Nadeln befeſtiget, die durch den Klöppelbrief in das Klöppelkiſſen geſteckt ſind. Dann werden die Faden in verſchiedener Weiſe, je nachdem das Muſter iſt, um einander geſchlungen, wobei die Klöppelhölzer ſowohl als Handhaben wie als Träger des Materials, die Nadeln aber als Aneten oder Stützpunkte dienen, um welche die Faden geſchlungen werden.

Dies iſt das einfache Verfahren, das ſich aber tauſendfältig je nach dem Muſter modifizirt und um ſo ſchwieriger und mühſamer wird, je complicirter das letztere iſt. Je nach der Feinheit der Faden, der Regelmäßigkeit der Arbeit und der Kunſtfertigkeit, die ſie erfordert, ſteigert ſich natürlich auch der Preis der Spitzen.

Die ächten Spitzen, wie ſie namentlich im Anfange ausſchließlich gefertigt wurden, beſtehen aus feinem leinenen Garne und dieſe nennen die Franzoſen dentelle, während

die Maſchinenſpitzen, die wir weiter unten erwähnen, tulle heißen. Benutzt man Seidenfäden, ſo heißen die dadurch erlangten Spitzen Blonden.

Das Spitzenklöppeln wird vorzugsweiſe in Sachſen und zwar im Obererzgebirge, dann in Belgien und zwar in Brüſſel, Antwerpen, Mecheln, Löwen, Gent; in Frankreich in Valenciennes, Lille, Alençon, Chantilly (bei Paris, durch ſeine Schleier berühmt), in Charleville, Sedan, Dieppe, Havre, Honfleur, Pont-l'Eveque, Feramp, Caen, Bapaume u. ſ. w.; in England, namentlich früher in ſehr großer Ausdehnung, in faſt jedem Dorf und jeder Stadt in Buckinghamſhire, Bedfordſhire, Northamptonſhire ꝛc., ſo wie an verſchiedenen Orten in Italien, Spanien und Portugal betrieben.

Die berühmteſten Spitzenarten ſind:

1) Die Brüſſeler, welche über allen ſtehen. Es giebt zwei Arten: Brüſſeler Grund mit ſechseckigen Maſchen, die in perpendiculärer Reihe durch vier Leinenfaden gebildet werden, und Brüſſeler Drathgrund, von Seide, mit theils geraden, theils bogenförmigen Maſchen. Die Blumen ꝛc. werden beſonders mit der Nadel gearbeitet.

2) Die Mechelner mit ſechseckigen Maſchen von drei Leinenfaden. Das Muſter wird in das Netz mit eingearbeitet.

3) Die Valenciennes mit unregelmäßig ſechseckigen Maſchen von zwei Faden.

4) Alençoner (Blonde genannt).

Dieſe ausgezeichnetſten Spitzen, namentlich die Brüſſeler, Mechelner und Valenciennes, ſucht man an andern Orten ſoviel als möglich nachzuahmen. Um auch in Sachſen die Fertigung der Brüſſeler Spitzen einzuführen, unternahm 1843 der Kaufmann Schreiber in Dresden mit einem Knaben, der ihm als geſchickter Klöppler bekannt war, eine Reiſe nach Holland, Belgien und Frankreich und kehrte nach einigen Monaten zurück. Es wurde darauf 1844 in Oberwieſenthal ein Klöppelſeminar zur Ausbildung von Lehrerinnen eröffnet und es beſchäftigen ſich jetzt etwa 400 Perſonen an verſchiedenen

Orten des Erzgebirges mit der Fertigung von Brüſſeler Spitzen.

Die meiſten Klöpplerinnen in Sachſen liefern baumwollene und einfachere leinene Spitzen. Dieſe Klöpplerinnen ſind es auch, welche durch ihre Arbeit ſo außerordentlich wenig verdienen und von dem Drucke der Zeit immer am härteſten betroffen werden. Leider iſt auch in der Zukunft nie wieder ein Aufſchwung ihres Gewerbes zu hoffen, da ſie mit der Maſchinenarbeit zu concurriren haben, welche zu unglaublich niedrigen Preiſen ſo ſchöne — baumwollene und ſeidene — Spitzen liefert, daß ſie häufig nur von dem geübteſten Kenner von geklöppelten unterſchieden werden können. Jede Mühe, die man aufwendet, um dem Klöppeln von gewöhnlichen Spitzen im Gebirge weiter ein armſeliges Daſein zu friſten, iſt vergeblich; alle, die es mit dem Vaterlande und den armen Klöpplerinen wohlmeinen, ſollten vielmehr ihre ganze Kraft aufbieten, das Klöppeln Brüſſeler und Mechelner Spitzen zu fördern oder neue Induſtriezweige zu wecken. Die nachſtehende kurze Schilderung der Fabrikation der Spitzen durch Maſchinen wird zeigen, daß Menſchenhände mit der Rieſenkraft der Maſchinen und des Dampfes unmöglich wetteifern können.

Um das Jahr 1770 ſoll ein Strumpfwirker Hammond in Nottingham, der die geklöppelten Spitzen an der Haube ſeiner Frau betrachtete, zuerſt auf die Idee gekommen ſein, daß es möglich ſein müſſe, auf dem Webeſtuhle etwas Aehnliches hervorzubringen. Wie ſein erſter Verſuch ausfiel, weiß man nicht genau; wahrſcheinlich regte er mehr die Erfindungskraft anderer an als daß er das Gewünſchte erreichte, denn viele Strumpfwirker aus Nottingham beſchäftigten ſich damals mit gleichen Verſuchen und allmälig kamen Maſchinenſpitzen zum Verkaufe, die ſo wohlfeil waren, daß ſie außerordentlich geſucht wurden. Indeſſen erhielt dieſer neue Induſtriezweig einen kräftigen Aufſchwung erſt als Heathcoat ſeine „Spulmaſchine" erfunden hatte, die ſeitdem ſo vervollkommnet worden iſt, daß ein Stück Tülle (Bobbinnet), welches in

der erſten Zeit mit 110 Thlr. verkauft wurde, jetzt für 2 Thlr. geliefert wird.

Die Beſchreibung einer Bobbinetmaſchine, eines der ſinnreichſten und complicirteſten Inſtrumente, die der Menſch jemals erſonnen hat, iſt hier nicht am Orte. Es genüge die Bemerkung, daß manche dieſer Maſchinen 5 Yards breiten Spitzengrund liefern können und bis gegen 4000 Spulen enthalten, die in verſchiedener Weiſe in Bewegung geſetzt werden.

Iſt ein Stück Spitzengrund (Bobbinet) aus der Maſchine hervorgegangen, ſo wird es zunächſt durch eine beſondere Vorrichtung geſengt, um dadurch die anhängenden kleinen Baumwollenfäden zu entfernen. Das Fabrikat läuft zwiſchen einem Walzenpaare hindurch und wird dabei einer großen Anzahl Gasflämmchen ausgeſetzt, welche die Fäſerchen abſengen ohne den Grund ſelbſt zu ſengen oder zu verbrennen.

Soll der Spitzengrund, den die Maſchine ſelbſt mit Muſtern hervorzubringen im Stande iſt, auch noch Stickereien erhalten, die nur von Menſchenhand zu fertigen ſind, ſo wird mit einer Farbe mittelſt Holzblöcken das Muſter leicht darauf gedruckt, und das Zeugſtück kommt ſo zu den Spitzenſtickerinnen (lace runners), welche das durch den Druck nur angedeutete Muſter mit der Nadel vollſtändig ausführen. Dieſe mühſame Arbeit beſchäftigt eine große Anzahl Frauen und Mädchen, welche aber leider nur einen ſehr geringen Lohn erhalten. Iſt auch dieſe Arbeit vollendet, ſo kommt der Stoff in die Hände der „Ausbeſſerinnen", welche das Stück genau durchſehen und jede mangelhafte Maſche, die entweder aus der Maſchine ſo hervorgegangen oder ſpäter beſchädigt worden iſt, mit Nadel und Faden ſo geſchickt ausbeſſern, daß ein ſehr geübtes Auge dazu gehört, um die Spuren ihrer Thätigkeit zu erkennen.

Der nächſte wichtige Theil der Fabrikation iſt das Bleichen, denn das Zeug, das durch ſo viele Hände gegangen iſt, hat eine dunkele Schmutzfarbe erhalten und dem Bleicher liegt

es ob, ihm das ſchneeige Weiß zu geben, welches die Schönheit des Materials ſo ſehr erhöhet.

(Soll der Stoff ſchwarz ſtatt weiß ſein, ſo wird er nicht gebleicht, ſondern gefärbt.)

Aber auch nachdem die Maſchinenſpitzen gebleicht ſind, eignen ſie ſich noch nicht für den Verkauf; ſie müſſen erſt zugerichtet werden, was in großartigen Anſtalten geſchieht. In gewaltigen Sälen ſind die Rahmen aufgerichtet, die mittelſt einer Schraube zu jeder beliebigen Breite geſtellt werden können und an den Seiten mit Nadeln verſehen ſind. Zuerſt wird der Spitzenſtoff in ein Gummiwaſſer getaucht, dann ausgerungen, durch die Nadeln auf den Rahmen ausgeſpannt und mit Flanell abgerieben, damit die Stärkemaſſe, in welche er getaucht wurde, gleichmäßig vertheilt werde, und endlich in warmen Räumen getrocknet. Von den verſchiedenen Stoffen, deren man ſich bei dem Zurichten bedient, hängt der Grad der Steifheit der Spitzen ab.

Sind die Artikel, welche man in den Handel bringen will, einzelne Gegenſtände, wie Kragen, Schleier ꝛc., ſo werden ſie jetzt erſt von dem ganzen Stücke, in dem ſie immer gearbeitet, geſtickt ꝛc. werden, ausgeſchnitten und nachdem man das Fabrikat zuletzt aufgewickelt und gepreßt hat, iſt es für den Verkauf fertig.

Bobbinetmaſchinen, d. h. Maſchinen, die Spitzengrund, Spitzengrundſtreifen, Kanten ꝛc. liefern, giebt es jetzt ungefähr 3000 in England und 2000 in Frankreich; die erſtern fertigen jährlich über vierzig Millionen Quadrat-Ellen Spitzen und die letzteren wenigſtens 12 Millionen. Während eine geſchickte Klöpplerin nicht mehr als 4 bis 5 Maſchen in einer Minute zu Stande zu bringen vermag, vollendet eine Maſchine gegen 30,000 in derſelben Zeit und dies rechtfertiget gewiß vollkommen die Behauptung, daß das Klöppeln der einfacheren und wohlfeileren Spitzen und Blonden allmälig gänzlich untergehen müſſe.

Deutſche Zeitungen und Zeitſchriften.

Von

Ignaz Kuranda.

..... Und an eine Revue, an eine bloße Zeitſchrift verſchwenden Sie ſo viel Geduld und Zeit und Mühe?

— Und warum nicht? Was iſt eine Zeitſchrift weniger als eine Zeitung?

— Sie müßten fragen: Was iſt eine deutſche Zeitung mehr als eine Zeitſchrift? Mit dieſer Frage hätten Sie allerdings recht; die eine lohnt kaum mehr der Mühe, als die andere. Es iſt kein glänzender Beruf, ein deutſcher Zeitungsſchreiber zu ſein. Ich will der Cenſur gar nicht gedenken. Ich will nicht von dem Aſthma ſprechen, das ihn erſtickt. Aber dasjenige, was man ihm zu ſagen erlaubt, zu wie Vielen kann er es ſagen? Vergleichen Sie doch nur die Zahl der Köpfe, an welche eine deutſche Zeitung ſich wendet, mit der Zahl, zu der ein franzöſiſches oder vollends ein engliſches Journal ſpricht. Kein einziges periodiſches Blatt in Deutſchland zählt 15,000 Abnehmer; nur drei nähern ſich dieſer Ziffer. Aber nehmen wir die Zahl für voll an und vergleichen Sie die 10,000 Abnehmer der Augsburger Allgemeinen mit den 35,000 des Siecle oder gar mit dem 50,000 der Times! Zehntauſend Abnehmer in Mitte einer Nation von 36 Millionen Seelen, in Mitte des leſeſüchtigſten Volkes der Welt! Welch ein Verhältniß! Dabei darf man die bedeutende

Summe der ins Ausland gehenden Exemplare gar nicht in Anschlag bringen. Was soll man aber erst von den Zeitschriften sagen, die nur nach Hunderten zählen. Wie viele deutsche Zeitschriften haben tausend Abnehmer? Zweitausend ist gewiß eine unerhörte Zahl! Ich will Ihnen das Compliment machen, die Wiener Theaterzeitung, die Didascalia und einige andere, mehr locale als deutsche Blätter nicht unter die Zahl der eigentlichen Zeitschriften zu rechnen.

— Und was folgern Sie daraus?

— Nichts Anderes, als daß es eines strebsamen Geistes unwürdig ist, seine Zeit, seine Kräfte an ein Institut zu vergeuden, das keine Gegenwart und noch viel weniger eine Zukunft hat. Ich will zugestehen, daß die politischen Journale allerdings mit jedem Tage in Deutschland an Terrain gewinnen und daß in dem Grade, als das politische Bewußtsein und die Theilnahme am öffentlichen Leben wächst, auch der Kreis der Zeitungspresse sich erweitert. Aber von dieser Eroberung sind die Zeitschriften völlig ausgeschlossen, ja von den wenigen Anhängern, welche sie noch zählen, wird der größte Theil den Zeitungen sich zuwenden, Zeitschriften aber werden binnen Kurzem noch haltloser und verlassener dastehen, als bisher. Oder wollen Sie dies läugnen?

— Vorerst müssen wir uns über den Begriff verständigen. Was nennen Sie Zeitschrift?

— Ich verstehe unter Zeitschriften alle jene Blätter, die mehr der Zeit nachlaufen, als sie heranbilden; jene armen Aehrenleser, welche die einzelnen Körner aufklauben, die der große Fruchtwagen der Zeit fallen ließ, um daraus ein Pfennigbrod zu backen; jene Blätter, die in wöchentlichen oder gar in noch längern Zwischenräumen erscheinen, weil sie weder Material, noch Geist, noch Anziehungskraft haben, den Leser täglich zu fesseln; Blätter, bei denen die Journalform nur Nebensache ist, die eben so gut als Buch, als Broschüre erscheinen könnten, wenn nur ihr Inhalt compact, organisch und

wichtig genug wäre, um als Buch Abſatz zu finden; jene Blätter endlich, die wie eine Gewürzbude ihre zuſammengemiſchte Waare aus allen Theilen der Welt lothweiſe in kleinen Düten verkaufen und denen noch oft ebendrein gerade das Gewürz fehlt.

— Sie ſchildern mit großen Farben und übertreiben wie unſere Schauſpieler, wenn ſie einen Böſewicht zu ſpielen haben. Mit Ihrer Theorie von den Wochenblättern und der zufälligen Journalform brechen Sie auch den Stab über unſere kritiſchen Blätter. Und wahrlich, Niemand wird läugnen, daß die kritiſchen Journale in Deutſchland viel Gutes geſtiftet, manches Talent geweckt und manches von Irrwegen zurückgeführt haben.

— Allen Reſpect vor der Kritik, allen Reſpect vor ſolchen Zeitblättern, die ein beſtimmtes Fach vertreten; ſei es nun Handels- oder Kunſtintereſſen, Mechanik oder Philoſophie. Sind doch die politiſchen Blätter auch nur Fachblätter. Aber dieſe Kraut- und Rübenzeitſchriften, die Gedichte und Geographie, Literatur und Kochkunſt, Novellen und franzöſiſche Calembourgs, Politik und Theaterrecenſionen ohne Ordnung, ohne Zweck durcheinander auftiſchen, weil ſie den einen Beitrag von einem ſchreibſüchtigen Dilettanten gratis erhalten, den andern, weil der Verfaſſer einen klingenden Namen hat, den dritten, weil er ihnen gerade zur Zeit ihrer Manuſcriptnoth eingeſendet wurde, den vierten, weil ſie eben keinen fünften bei der Hand haben. Sehen Sie, das nenne ich Zeitſchriften oder Zeitſchrifterei.

— Sie carrikiren, mein Freund. Was Sie da aufzählen, iſt die ſchwache Seite des Journalweſens überhaupt und paßt eben ſo gut auf die Times, das Journal des Débats und die Allgemeine Zeitung, wie auf das kleinſte Localblättchen. Bei Ihrer Kenntniß des Journalweſens iſt es Ihnen ſicherlich bekannt, daß die größten engliſchen und franzöſiſchen Journale zu jeder Zeit gewiſſe kleine Füllſel vorräthig haben, die „Canards“, „Entrefilets“ ꝛc. heißen und die bereits im Voraus

geſetzt ſind. Dieſe Canards laſſen ſich regelmäßig ſehen, wenn die erwarteten Correſpondenzen oder die Kammerverhandlungen kürzer ausfielen, als der Redacteur glaubte. Das Publikum iſt nun einmal der Anſicht, weil es in der Natur keinen leeren Raum gebe, ſo dürfe auch in dem Journale, auf welches es abonnirt, kein Plätzchen leer bleiben. Wagen Sie es nur einmal, vor den Leſer hinzutreten und ihm zu ſagen: „Lieber Leſer! Auf der dritten und vierten Spalte unſerer heutigen Nummer wirſt Du einen großen weißen Fleck finden, den wir nicht bedrucken ließen. Unſer Mitarbeiter, ſonſt ein geiſtreicher Menſch, hat heute ſeinen Wein bei Tiſche verſchüttet, iſt deshalb verdrüßlich geworden und ſein Artikel iſt ihm mißlungen. Die Pariſer Poſt iſt heute ausgeblieben, die Kammer hat wegen allgemeiner Heiſerkeit keine Sitzung gehalten. Statt nun durch allerlei Häckerling und dummes Zeug, das Deiner Lectüre unwürdig wäre, o hochweiſes und hochgeehrtes Publikum, den Raum zu füllen, haben wir es vorgezogen, ihn als Beweis, wie ſehr wir Dich achten, leer zu laſſen.“ Wagen Sie dies zu thun, wenn nicht Ihr Zeitungsbureau geſtürmt, oder vielmehr, wenn es nicht verödet oder verlaſſen werden ſoll. Was — ſchreit das Publikum — was kümmert uns der Wein Eures Mitarbeiters, was das zerbrochene Rad der Pariſer Poſt, was die Heiſerkeit der Kammer? Wir haben unſer Abonnement für vollgedruckte Blätter bezahlt und nicht für leere. Sehen Sie, in ſolchen kritiſchen Momenten umarmt ein Redacteur jeden Retter, der ihm in den Weg kommt, ſei es die große Seeſchlange oder die Ernennung eines Hofraths, oder die Niederkunft der Fürſtin von Reiß-Fleiß-Weiß, oder eine Correſpondenz aus der Tartarei, aus Krähwinkel, oder aus der Unterwelt. Wenn es nur die 99 Zeilen noch füllt, die er braucht, um ſein Blatt au grand complet herzuſtellen. Sehen Sie, das iſt das Geheimniß vieler Artikel, bei denen man ſich fragt, wie ſie in das oder jenes Blatt kommen, in welches ſie gar nicht gehören. Zu dieſen Toilettenkünſten müſſen ſelbſt die erſten Blätter Europas ihre

Zuflucht nehmen, und Sie machen unſern armen Mitſchriften daraus ein Capitalverbrechen!

— Ihre armen Zeitſchriften! Armuth iſt Tod. Bei Journalen aber zieht die materielle Armuth eben ſo ſicher die geiſtige herbei, als die geiſtige Armuth die materielle.

— Würde ich Sie nicht kennen, ſo würde ich Sie für einen Schauſpieler halten, der in mehrern kleinen Zeitſchriften verſpottet wurde und gegen alle übrigen vom tiefſten Haß erfüllt iſt. Sprechen wir ohne Leidenſchaft und Vorurtheil. Sie erwähnten vorhin die franzöſiſche und engliſche Preſſe als Muſter. Haben die Engländer und Franzoſen etwa nicht auch ihre Wochen- und Zeitſchriften?

— Allerdings; aber vergleichen Sie nur den Inhalt und Sie werden...

— Einſehen, daß der Unterſchied gar nicht ſo groß iſt, als Sie vielleicht glauben, namentlich im Vergleich zu den Franzoſen.

— Deutſchland, mein Freund, hat nur das Unglück, daß man da Alles ſchön findet, was im Auslande geſchieht, und blind gegen das Gute iſt, was die Heimath bietet. Sehen wir erſt davon ab, daß der franzöſiſche Schriftſteller pikanter, während der Deutſche reflectirer, kritiſcher iſt, was gewiß nicht den Zeitſchriften, ſondern der Verſchiedenheit des Nationalgeiſtes zuzuſchreiben iſt, ſehen wir davon ab, ſo ſtehen die deutſchen Zeitſchriften durchaus nicht im Nachtheil. Das Morgenblatt z. B. nur, das älteſte und bekannteſte der deutſchen Zeitſchriften zu citiren — das Morgenblatt hat jedenfalls in der deutſchen Literaturgeſchichte eine viel wichtigere Rolle, als die von den Franzoſenanbetern ſo viel geprieſene Revue de Paris.

— Und die erlanger Correſpondenzen auf der letzten Seite, die meiſt nur das wiederholen, was man in andern Tagesblättern ſchon einige Wochen zuvor geleſen? Eine Krankheit, an der faſt alle deutſchen Zeitſchriften darnieder liegen.

— Behauptete ich denn, daß unſere Zeitſchriften vollkommen ſind? Die Correſpondenzen des Morgenblattes und anderer Blätter könnten allerdings um Vieles kürzer ſein, in ihrem, wie im Intereſſe des Publikums. Aber ganz verbannen wollen wir ſie keineswegs. Was ſind denn dieſe Vierzehntag-Ueberſichten, die Chroniques de la Quinzaine der Pariſer Revuen Anderes, als eine Correſpondenz über Dinge, über welche die Tagesblätter ſeit zwei bis drei Wochen faſt täglich geſprochen haben? Solche Ueberſichten und Zuſammenſtellungen nach Ablauf eines gewiſſen Termins können mit mehr Ruhe und Vollſtändigkeit geſchehen, als in den Journalen, die täglich auf die Wache ziehen und immer unter Gewehr ſtehen müſſen. Bei den deutſchen Verhältniſſen, bei der Zerſplitterung der Stämme und der Intereſſen, bei dem Mangel an Centraliſation ſind ſolche Ueberſichten der intereſſanteſten ſocialen, politiſchen und literariſchen Ereigniſſe faſt eine Nothwendigkeit. Oft erfährt man erſt auf dieſem Wege, was in den verſchiedenen Städten zweiten und dritten Ranges ſich bewegt und vorbereitet, und da die deutſchen Städte ſich nicht von einem dictatoriſchen Centralpunkt beherrſchen laſſen, ſo ſind jene Mittheilungen oft genug von Wichtigkeit.

— Wenn ſie nur mit mehr Geiſt und weniger Kleinigkeitskrämerei gemacht würden! Wenn ſie nur nicht über jeden Comödianten dritten und vierten Ranges mit mehr Gründlichkeit ſprächen, als über die Staatsmänner erſter Ordnung.

— Halten Sie ſich dafür an die Cenſur, die nur Comödianten, Schriftſteller, Künſtler und derlei fahrende Leute der Beſprechung frei giebt. Zudem erlaube ich Ihnen Detailtadel, ſo viel Sie wollen. Behaupte ich denn, daß dieſe Zeitſchriftswelt die beſte ſei? Ich vertheidigte blos, daß ſie nicht die ſchlechteſte iſt. Vor Allem aber muß ich ſie in Schutz nehmen gegen das, was Sie über die gemiſchten Elemente derſelben ſagten, über die Miſchung von Politik, Poeſie, Wiſſenſchaft und Unterhaltungslectüre, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind. Gerade hierin iſt ein

Fortſchritt bemerkbar, ein erfreuliches Abweichen von der früheren Form. Dieſes leidige Zunftweſen, welches ſich in der deutſchen Literatur, wie in den deutſchen Städten ſo tief eingefreſſen, hat lange genug gedauert. Lange genug haben die Schuſter und die Schneider, die Geſchichtſchreiber und die Statiſtiker, die Naturforſcher und die Novelliſten, die Politiker und die Philoſophen, jede ihr eigenes Fähnlein, ihr eigenes Blättlein, ihr eigenes abgeſondertes Quartier gehabt, in dem ſie wohnten. Und welche traurige Folge hat dieſe Iſolirung nicht für den öffentlichen Geiſt in Deutſchland gehabt! Die Deutſchen haben dadurch an Gelehrſamkeit vielleicht andere Völker überflügelt, während ſie an Bildung hinter ihnen zurückgeblieben ſind. Ein deutſcher Gelehrter alten Schnitts kümmerte ſich um poetiſche Literatur eben ſo viel, wie der Bär um einen Blumenſtrauß. Und wie viele dieſer Herren giebt es noch jetzt, die, wenn man ſie früge, wie ihnen dieſe oder jene Aufſehen machende Dichtung gefiele, Euch mit großen Augen anſehen würden, ganz erſtaunt über die Zumuthung, daß ſie von derlei Allotriis Notiz nehmen ſollten. Und warum gerade von einem poetiſchen Erzeugniß? Fragt ſie über irgend eine wichtige politiſche Schrift und ſie werden nicht beſſer Beſcheid wiſſen. Das Schlimmſte dabei iſt, daß die Umſtehenden dieſe Unwiſſenheit ganz in Ordnung, durchaus nicht tadelnswerth finden; es iſt ja nicht ſein Fach! In jenem viel verſchrienen Frankreich aber, wo es allerdings weniger Gelehrſamkeit, aber deſto mehr Bildung giebt, dürfte ſich kein Mann von Erziehung in irgend einer Geſellſchaft ſehen laſſen, der, wenn man ihm von dem neuen Stück von Scribe oder Hugo, von der neuen Broſchüre Germenin's oder Lamennais' ſpräche, antworten wollte: „Darum kümmere ich mich nicht.“ Dieſen Krebsſchaden unſerer deutſchen Geſellſchaft zu heben, iſt eine Aufgabe der Zeitſchriften. Nationen und Länder werden durch Eiſenbahnen und Dampfſchiffe verbunden; ſollen die verſchiedenen Bereiche der Gedankenwelt allein von einander getrennt bleiben? Sehen Sie, hier finden

die Zeitschriften ihre volle Thätigkeit. Sie sollen sich zu den Zeitungen verhalten, wie das Dampfboot zu der Eisenbahn. Diese durchschneidet den Weg so rasch als möglich, sie führt den Geschäftsreisenden und die großen Waarenballen in eiligem Schritt an Ort und Stelle. Das Dampfboot aber folgt dem Strom im Zick-Zack. Es läßt dem Reisenden Zeit, neben dem Nutzen auch des Vergnügens zu pflegen: die herrliche Aussicht, den Wechsel der Gegenden, den Glanz der Ufer zu genießen und die Geschichte der alten Burgen nach zu lesen. Die Zeitschrift braucht nicht Alles zu berichten, was das Tageblatt melden muß, sie schlägt ihren Tisch nicht in solcher Eile auf, sie nöthigt den Gast nicht, in Hast, die halb roben Bissen hinunter zu schlucken. Sie hat Zeit, die Speisen zu wählen, ihren Styl sorgfältig blank zu scheuern. Sie geht auf den Markt und sucht mannichfaltigen Vorrath unter dem Besten, Kräftigsten und Schmackhaftesten aus. Sie verlockt durch geschickte Zubereitung ihre Gäste, Manches zu genießen, von dem sie sich sonst weggewendet hätten. Hier steht neben der Schüssel mit Reiseskizzen und Novellen auch ein Artikel über das Gemeindewesen. Guter Jüngling, bester Herr Genußmensch! Sie kümmern sich zwar in der Regel nicht um solche abstracte Dinge, aber weil es gerade bei der Hand ist, weil Sie es gerade mit in den Kauf bekommen, so lesen Sie es doch, vielleicht wird das allmälig Ihr Interesse fesseln. Hier steht neben einem Artikel über die Handelsverhältnisse zwischen England und dem Zollverein auch ein Bericht über die Kunstausstellung; lieber Herr Müller und Comp., lieber Herr Woll- und Garnhändler, lieber Herr Runkelrübenzuckerfabrikant, sehen Sie sich doch unsere Kunstausstellung an, es kostet Sie ja nichts, Sie haben ja diese Paar Blätter mitbezahlt, vielleicht zerstreut es Sie während der halben Stunde, die noch bis zur Börse Zeit ist. Hier steht neben einer Recension über die neuesten Himmelsbeobachtungen auch eine Beurtheilung des neuen Drama's, das gestern von einem jungen genialen Dichter zur Aufführung kam, lesen Sie sie

doch, hochverehrter Herr Profeſſor. Heute Abend wird ohnehin ein groſser Nebel ſein, Sie werden Ihr Obſervatorium nicht beſteigen, vielleicht erfreuen Sie Ihr himmliſches Herz durch eine Theatervorſtellung, durch etwas unmathematiſche Poeſie. Gnädigſter Herr Graf, hochwohlgeborner Herr Baron! Der Artikel über die arabiſchen Pferde des Fürſten Pückler hat Ihnen gewiſs recht gut gefallen? bitte, leſen Sie doch auch den andern: Ueber die Nothwendigkeit einer gleichförmigen Gerichtsbarkeit und Aufhebung der Patrimonialgerichte. Leſen Sie, vielleicht bleibt etwas an Ihrer edlen Seele kleben. Hier ein allerliebſtes Gedicht, ſchöne Dame, Ihre Nerven ſind ganz angenehm davon aufgeregt, aber leſen Sie doch aus Dankbarkeit auch den darauf folgenden Aufſatz über das Turnweſen und die Nothwendigkeit einer beſſern phyſiſchen Erziehung. Wie hat Ihnen die Diatribe gegen Frankreich gefallen, Herr Miniſter; mögen Ew. Excellenz doch auch die darauf folgende Abhandlung über das Schwurgericht in Augenſchein nehmen und beherzigen, daſs ein ſo nationales Organ gewiſs nur das Nationale wünſcht. — — — Sehen Sie, mein Freund, das iſt das Geſchäft dieſer Kraut- und Rübenblätter, dieſer Gewürzkrämerbuden, wie Sie die Zeitſchriften zu nennen beliebten. Alles, was von Haus aus an unſerer Erziehung vernachläſſigt wurde, findet hier ſeine Ergänzung, ohne Pedanterie, ohne Schulzwang. Man ſagt, die Geſellſchaft und die Frauen müſſen die Bildung eines jungen Mannes vollenden; die Zeitſchriften ſind ſo ehrgeizig, noch um einen Schritt weiter zu gehen, ſie wollen ſelbſt die Bildung des reifern Mannes completiren helfen. Sagen Sie noch, daſs die Leitung eines ſolchen Blattes eines ſtrebſamen Mannes unwürdig ſei?

Und noch eins. Zu den vielen groſsen Nachtheilen, in welchen die deutſche Zeitungspreſſe gegenüber der franzöſiſchen und engliſchen ſteht, gehört auch der, daſs ein deutſches Journal weit eher der Gefahr, miſsverſtanden zu werden, ausgeſetzt iſt, als jedes andere. In England und Frankreich, wo

die politiſchen Syſteme und Parteien ſchärfer und entſchiedener ſich abſcheiden, als bei uns, da wird es dem Leſer eben ſo leicht, die Fahne zu erkennen, welche ein Journal aufgepflanzt hat, als dem Redakteur, ſie unerſchütterlich feſtzuhalten. Betrachten wir nur die pariſer Journale; umgeben von den beſten literariſchen und politiſchen Kräften der Nation, die alle in einer und derſelben Stadt ihren Sitz haben, da braucht ein Blatt von einer beſtimmten Farbe blos ein Programm bekannt zu machen, und Alle, die zu ſeiner Meinung ſich bekennen, reihen ſich ihm an. Man beſpricht und verſtändigt ſich mündlich und giebt dann allen Beiträgen Eine Richtung, Einen Willen, Einen Stempel. Anders in Deutſchland. Abgeſehen davon, daß hier die Parteien weder der Zahl, noch der Meinung nach ſo feſte abgerundete Gruppen bilden, leben die Männer, die wirklich ein und derſelben Meinung angehören, in hundert Ecken zerſtreut. Das Journal, welches dieſelbe Farbe trägt, iſt ſechzig Meilen weit von demjenigen entfernt, der das meiſte Talent und den eifrigſten Willen hätte, es zu unterſtützen. Nicht bei Jedermann iſt die Anregung und der Drang, ſich auszuſprechen, ſo ſtark, um erſt eine lange Einleitungskorreſpondenz mit einer entfernten Redaction zu beginnen —, und ſo gehen oft die beſten und unterrichtetſten Männer nicht nur für ihre Partei, ſondern für die Preſſe überhaupt verloren. Mancher — bei dem die Anregung ſtärker iſt, obſchon er nicht minder die fernen Anknüpfungen läſtig findet, obſchon er nicht minder die vielen Umſtände und das lange Warten auf den Abdruck, der oft als Moutarde après dîner erſcheint, ſcheut — wendet ſich an das ihm zunächſt liegende Journal. Dieſes hat zufällig eine ganz andere Richtung als die, zu welcher er gehört; er muß daher ſeinen Artikel modificiren, accommodiren, caſtriren und cenſuriren. Daraus entſteht gleich ein doppelter Zwieſpalt, ein doppelter Mißbeſtand. Das Journal, welches einen ſolchen Artikel erhält, nimmt, wie er auch modificirt ſein mag, immer doch ein ſeinem Organismus fremdartiges Element auf, das ſein

Publikum ſtutzig und unſicher macht. Der Schriftſteller ſeinerſeits hat nur eine halbe That vollbracht; die beſſere, kräftigere Hälfte iſt ihm in der Feder geblieben.

Geſetzt aber, es gelingt einem Blatte, all ſein Holz aus einem und demſelben Stücke zu ſchneiden, all ſeine Mitarbeiter aus einer und derſelben Farbe zu gewinnen, ſo wird es doch noch immer gewaltig von einem franzöſiſchen Blatte ſich unterſcheiden. Denn dieſe in Weſt und Oſt und Süd und Nord zerſtreuten Mitarbeiter haben, wiewohl politiſch gleichſtrebend, immer noch durch ihre Localbeziehungen, Religionsverſchiedenheit, durch provinciale, dynaſtiſche und wiſſenſchaftliche Sympathien, mannigfache Nuancirungen; alle dieſe Köpfe unter einen Hut zu bringen, iſt eine unmögliche Aufgabe. Der große Vortheil einer mündlichen Beſprechung des Redacteurs mit ſeinen Mitarbeitern, oder, was noch wichtiger iſt, die Verſtändigung der Mitarbeiter unter einander fällt hier weg; bevor man einen Artikel erhält, ändert, zurückſendet und wieder erhält, iſt der rechte Zeitpunkt vorüber. Kein deutſcher Schriftſteller von Bedeutung wird ſich weſentliche Aenderungen in ſeinem Manuſcripte ohne ſeine Einwilligung gefallen laſſen. — Wie ſoll es da möglich ſein, Einen Ton, Eine Richtung in allen Theilen feſtzuhalten? Das iſt es, was unſere Journale zu räthſelhaften Erſcheinungen im Auge des Auslandes macht. Der Nichtdeutſche kann es nicht begreifen, wie in unſeren großen Journalen in einer und derſelben Nummer, aus einer und derſelben Stadt zwei ganz verſchiedene Meinungen oft über einen und denſelben Gegenſtand ausgeſprochen werden. Der Nichtdeutſche? Nein, in Deutſchland ſelbſt giebt es Tauſende, welche dieſer von den äußern Umſtänden gebotenen Nothwendigkeit nicht auf den Grund ſchauen können. Das iſt die Urſache, weshalb ein deutſches Journal weit eher als jedes andere der Gefahr ausgeſetzt iſt, in ſeinen Tendenzen verkannt und mißverſtanden zu werden.

Hier iſt aber wieder ein Punkt, wo die Revuen, Zeitſchriften und Wochenſchriften in einem großen Vortheil gegen

über ihren täglich erſcheinenden Rivalen ſich befinden, ebſchen dieſe alle Vortheile des Augenblicks, der ſchnellern Mittheilung, der größern Verbreitung voraus haben. Die Zeitſchriften, eben weil ſie nicht täglich erſcheinen und den Ereigniſſen des Tages viel langſamer nachfolgen müſſen, ſind ſie auch nicht genöthigt, einen von ihrer Grundmeinung abweichenden Correſpondenten zuzulaſſen, weil etwa in dieſer oder jener Stadt kein anderer zu finden iſt; eben weil ſie nicht vom Augenblicke zehren müſſen, haben ſie Zeit, die Reife der Begebenheiten abzuwarten und ihre Folgen ſicherer zu beurtheilen; ſie können mit ihren Mitarbeitern und Freunden ſich beſſer verſtändigen und nöthigenfalls einen Artikel den Weg hin und zurück machen laſſen, mit einem Worte, ſie haben das große, in unſerer Zeit ſo wichtige Privilegium, Eine Meinung, Eine Richtung verfolgen zu können, die Redaction eines ſolchen Blattes hat die volle Möglichkeit, ihre Ueberzeugung, ihre Tendenz unverrückt feſt halten zu können. Sagen Sie noch, daß die Leitung eines ſolchen Blattes unwürdig eines ernſten Mannes ſei?

Gedichte.

Von

Johannes Nordmann.

I.

Vom Leben.

Legt zurecht des Wortes Garben
Aus den reichſten ſchwerſten Halmen
Für die Armen, welche darben
Und die letzten Ähren ſammeln
Auf dem Feld, dem abgemähten:
Die nicht ernten, wo ſie ſäten,
Oſſen ſingen fromme Pſalmen,
Aber heimlich Flüche ſammeln.

Sättigt mit dem freien Geiſte
Ihre weltvergeſſne Seele
Und ihr Herz, das armverwaiſte,
Daß ſie kräftig ſich erheben
Und ſich gürten ſtark die Lenden,
Um den Frevel abzuwenden,
Daß der ſtarke Muth nicht fehle,
Um ihr Leben frei zu leben.

Frei zu leben ohne Sorgen,
Welche laſtend ſie bedrücken,
Heute glücklich, ſelig morgen!
Teſtet nicht mit ſchönen Worten
Und mit feigen Zukunftsträumen:
Früchte reifen auf den Bäumen,
Um ſie von dem Aſt zu pflücken:
Öffnet weit des Lebens Pforten.

Wer den Fuß geſetzt in's Leben,
Hat ein Anrecht auf die Saaten,
Die ſich überall erheben
Auf der reichen grünen Erde;
Legſt du wärmend deine Hände
Über deines Herdes Brände,
Warum ſoll dein Nachbar eben
Warm nicht ſtehn an ſeinem Herde?

Soll auf faulem Strohbund kauern,
Wenn du träumſt auf weichen Kiſſen,
Jener, und allimmer trauern?
Kleideſt dich in Gold und Seide,
Schwelgſt im Bunde wüſter Zecher,
Füllſt zum Rande deinen Becher,
Und die Armuth ſteht zerriſſen
Vor der Thür, mit ſchwerem Leide!

Jeder möge ſchön geſtalten
Das ihm anvertraute Leben,
Und die ſtrengſte Wache halten,
Daß ſein Kunſtwerk Keiner ſchände,
Daß daran ihm Keiner greife,
Seine Blüthen ab ihm ſtreife:
Zornig muß er ſich erheben
Gegen frevelnd wilde Hände!

Jeder ſoll ſein Leben lieben
Und geſtalten ſchön und prächtig!
Wer es alſo nicht getrieben
Und es feig ſich ließ verderben,
Hat am Felsblock ſich vergangen,
Den er weiß und rein empfangen,
Daß er meißle d'ran bedächtig,
Um die Schönheit zu erwerben.

In dem eignen Leben wüthet
Frevelnd ihr, im fremden Leben,
Das ihr grauſam frech entblüthet,
Wenn den Frühling es verkündigt:
Magd der Lüge iſt die Wahrheit,
Vor dem Trugticht flieht die Klarheit,
Wo es grün hervor will ſtreben,
Hat ſich eure Hand verſündigt!

2.

Frei und freudig!

Frei und freudig! heißt das Wort,
Das auf meinem Schild ich trage,
Und es iſt mein Schutz und Hort,
Wenn ich Liebesthaten ſchlage.

Frei und freudig! heißt mein Spruch,
Offen liegt euch meine Seele,
Wie ein aufgeſchlagen Buch,
Wie ich's treibe, was ich fehle.

Frei und freudig! heißt der Spruch:
Offen hab' ich angekündigt
Frei der Willkür meinen Fluch,
Wenn ſie frevelnd ſich verſündigt.

Was in tiefſter Seele ruht,
Führe frei ich vor die Schranken:
Die geheimſte Liebesgluth
Und die zornigſten Gedanken.

Spinnt die Liebe Träume dort,
Klingt im Liede nur die Regung,
Und es ſingt mein ſtürmiſch Wort,
Möven gleich, des Meers Bewegung.

Alles wird euch offenbar
Von der Liebe und dem Haſſe,
Da ich freudig ſie und wahr
Das Geheimſte ſagen laſſe.

Von der Liebe Angeſicht
Fliegt der feingewebte Schleier,
Und mein Haß verbirgt ſich nicht,
Er iſt ein geborner Freier!

Schaut der Lieb' in's Aug' ihr tief,
Wird ſie muthlos nicht verzagen,
Wer den Haß beim Namen rief,
Dem wird er auch Antwort ſagen.

Hab' vor Keinem noch verſteckt
Je mein Spielwerk, meine Waffe,
Freudig hab' ich aufgedeckt,
Was ich träume, denke, ſchaffe.

Frei und freudig! heißt das Wort,
Das auf meinem Schild ich trage,
Und es iſt mein Schutz und Hort,
Wenn ich Liebesthaten ſchlage.

Frei und freudig! heißt der Spruch,
Der mich tragen läßt das Leben,
Und ihr mögt in's Leichentuch,
Liebt ihr mich, den Spruch noch weben!

3.

In der Frühlingsnacht.

Singt mein Lied, das Lied der Träume,
Wie ein freies leichtbeſchwingtes
Vöglein durch die grünen Bäume,
Schwingt ſich hin und freudig klingt es.

Freudig ſingt es ſeine Luſt hin,
Auf vom grünen Aſte ſchnellend,
Wirft ſich liebend an die Bruſt hin,
Die in Luſt bebt üppig ſchwellend.

Hinter allen Fenſtern lauſcht es,
Klingt es durch das nächtige Schweigen,
Und in allen Wipfeln rauſcht es,
Streut die Blüthen von den Zweigen.

Rede des Deutſchen außerordentlichen Geſandten und gemeinſchaftlichen Geheimenrathes von Stammbaum an die Wilden der Inſel San Felix im ſtillen Ocean.

Gehalten vom Bord des zukünftigen Deutſchen Linienſchiffes Nr. 1.

Nach der Original-Quelle mitgetheilt

von

H. H. Klemm.

Wertheſte Inſulaner!

Ich bin ein deutſcher Gelehrter, und als ſolcher ſollte ich eigentlich lateiniſch reden; — ich bin aber auch ein deutſcher Diplomat, und als ſolcher ſollte ich eigentlich franzöſiſch reden; und ich bin endlich auch ein deutſcher gemeinſchaftlicher Geheimerrath, und als ſolcher ſollte ich eigentlich gar nicht reden. Wenn ich demohngeachtet in dieſem Augenblicke als Redner vor Ihnen erſcheine, und wenn ich mich dabei ſoweit vergeſſe, mich meiner eignen Mutterſprache zu bedienen, ſo mag dies aus dem Geſichtspunkte Erklärung finden, daß ich im Allerhöchſten Auftrage ſpreche und ja anſprechend zu ſein mich zu bemühen habe, und daß ein Allerhöchſter Auftrag ſtets auch eine allerhöchſte Nothwendigkeit iſt.

Übrigens bin ich kein gewöhnlicher Geheimerrath:
wie ſie der Wandrer findet in den Bädern,
ich bin vielmehr ein Geheimrath aller Geheimenräthe, ein deutſcher General-Geheimrath, mit einem Worte, ein deutſcher gemeinſchaftlicher Geheimrath. Sämmtliche deutſche Bundesſtaaten, alle regierende, mediatiſirte, allodificirte und ſäculariſirte Familien, unzählige Fürſten, Prälaten, Grafen, Ritter und Herren, nebſt ihrer werthen Familie, haben mich alle im Verein zu ihrem Geheimrath, zu ihrem einzigen und untheilbaren Geheimrath gemacht, und ſomit in mir die ſchöne Idee von der Einheit Deutſchlands wieder um einen Schritt näher zu ihrer Verwirklichung geführt.

Mein Diplom wird alsbald an das Land geſchafft und vor Ihnen aufgeſtellt zu werden die Ehre haben. Da daſſelbe mit den vollſtändigen Namen, Titeln und Succeſſions-Anſprüchen aller meiner hohen Ernenner unterzeichnet iſt, ſo umfaßt es mehrere Foliobände, und iſt als ein Werk über 20 Bogen auch jetzt ſchon in Deutſchland zenſurfrei. Ich bin alſo gewiſſermaßen zenſurfrei erſchaffen worden, was gar nicht nöthig geweſen wäre, da ich ſchon an ſich nichts zenſurwidriges ſchreibe, rede oder denke, und mithin ſchon von ſelbſt im Beſitze der wirklichen und einzig wahren Preßfreiheit, der dialektiſch erzielten und philoſophiſch hergeſtellten, mit einem Worte: der echtdeutſchen Preßfreiheit bin. — Verzeihen Sie, werthgeſchätzte Inſulaner, dieſen etwas ausſchweifenden Gedankengang, aber wir Deutſche werden ſtets von den ausſchweifendſten Ideen ergriffen, wenn wir in Gedanken — bis zur Preßfreiheit kommen.

Mein Diplom alſo wird vor Ihnen aufgeſtellt werden; es ſoll mich bei Ihnen legitimiren; denn was wäre ein Deutſcher — ſelbſt ein gemeinſchaftlicher Geheimrath — ohne Legitimation! Nur noch eine Bitte in dieſer Beziehung: die Urkunde iſt natürlich mit den ſämmtlichen Wappen meiner Hohen Ernenner unterſiegelt: es iſt dadurch eine ſo bedeutende Anhäufung von Siegelwachs entſtanden, daß ich Sie

auf die Feuergefährlichkeit des Documentes polizeilich hinweisen und Sie bitten muß, die nöthige Spritzenmannschaft in der Nähe zu consigniren.

Wäre nun dieses Alles in Ordnung gebracht, so ist nur noch übrig, daß ich auf mein eigentliches Thema komme.

Dasselbe ist äußerst zusammengesetzt, durchaus theoretisch und wissenschaftlich, und zerfällt von Anfang bis zu Ende in Theile, es ist mit einem Worte mein Vaterland: Deutschland. Ein interessanter Vorwurf für die Weltgeschichte, meine verehrten Insulaner, ein Land des äußersten Wollens, des äußersten Fleißes, des äußersten Rechtes, aber keineswegs der äußersten Linken! Ich sollte Ihnen wohl zunächst angeben, unter welchem Grade der Länge und Breite wir uns zu entwickeln pflegen — allein Sie werden das im Laufe meiner Rede schon von selbst wahrnehmen.

Deutschland hat eine Bitte an Sie, werthgeschätzte Insulaner; eine Bitte, die es an seine Nachbarn nicht richten *wollte*, weil diese schon ungebeten genug sich in seine Angelegenheiten mischen — und die es an diese Nachbarn nicht richten *konnte*, weil selbige an eben dem Uebel kranken, dessen Heilung Deutschland von Ihnen erwartet. Ja, wertheste Insulaner, von der naturkräftigen Constitution Ihrer Insel erwartet Deutschland Besserung seiner fieberhaft erregten Zustände. Sie sollen uns den Schlaf wieder geben, den uns die politischen

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen"

verscheucht haben; Sie sollen uns wieder den Frieden in unsre Träume bringen, mit dem wir in der alten Reichspost zu schlummern pflegten. Wundern Sie sich nicht, daß Ihnen Deutschland so bedeutende medizinische Eigenschaften zutraut; Deutschland hat fremden Völkern immer viel mehr zugetraut als sich selber — und nachdem es gegenwärtig bei Aufsuchung seiner Hülfsquellen bereits bis an die Grenzen der Civilisation gelangt war, blieb der Schritt bis zu Ihnen nur noch ein kleiner.

Wissen Sie was ein *Schriftsteller* ist? — Sie wis-

ſen es nicht, können es nicht wiſſen, denn ich weiß es eigentlich ſelber nicht. Soviel ſteht feſt: ein Schriftſteller iſt ein gefährlicher Menſch, ja, noch mehr, er iſt ein mißliebiger Menſch; er iſt ein aufregendes Element im ſtagnirenden Staats-Blute, ein geſetzgebender Körper, der Alles noch beſſer wiſſen will als Diejenigen, welche ſelbſt ſchon Alles beſſer wiſſen; ein nie raſtender Wurm, der an der Zufriedenheit ſeines Volkes frißt und doch ſelbſt nie zufrieden wird, ein ſchadenfroher Volkskalender, der nur mühevolle Arbeitstage und ſchlechtes Wetter verkündigt. — Und wiſſen Sie, meine werthgeſchätzten Inſulaner, was die Preſſe iſt? das kann ich Ihnen ſchon beſſer ſagen; — verſtehen Sie mich wohl, nicht die Preſſe, an welche Sie vielleicht denken, die gewöhnliche, Ihrer Auffaſſung zunächſt liegende Preſſe; o! wir haben die auch in Deutſchland, allein wir halten die nicht für gefährlich. Nein, ich meine die gefährliche Preſſe, die ſchlechte Preſſe. Sie iſt eine Anſtalt zur Vervielfältigung und Verbreitung der Gedanken ohne Auswahl; ſie iſt alſo ſchon von Haus aus ein zügelloſes Inſtitut; ſie iſt eine Säemaſchine, welche ſelbſt unausgeſetzt den Boden lockert, in welchen ſie unzählige unſortirte Körner wirft; eine geiſtige Wurfmaſchine, welche mit unglaublicher Schnelligkeit gleichmäßig die ſchwerſten Oppoſitions-Klötze und die feinſten ſatiriſchen Sägeſpäne über hunderte von Meilen verſtreut; eine wahre Donnerbüchſe, welche den Pulverdunſt des Witzes und die groben Schrote der Wahrheit ins Gefieder unſrer hochfliegendſten Vögel jagt. Nun erwägen Sie, Wertheſte, wie ein ſolches Mittel in den Händen der Schriftſteller wirkt, jener Unruhſtifter, die durch unglückſeliges Gehenlaſſen im Laufe der Jahrhunderte ſich ſo vermehrt haben, daß ſie als wucherliches Unkraut alles Land zu zerſtören drohen. Dem Himmel ſei Dank, wir haben es zwar ſpät aber doch noch zur rechten Zeit endlich gemerkt, daß alle Unzulänglichkeiten und Unhaltbarkeiten, in die Deutſchland immer mehr zu gerathen und in denen es folgerecht

immer weniger zu gerathen dreht lediglich von den Bestrebungen jener wühlerischen Schriftsteller-Horde ausgehen, die sich mit der schlechten Presse zu bewaffnen gewußt hat.

Kurzsichtige Politiker würden rathen, jenes schädliche Hauptverbreitungs-Mittel zu vertilgen, um mit Vernichtung des Weges, den sie nimmt, die weit verzweigte Ideen-Entwicklung selbst zu beseitigen; — kurzsichtige Politiker sage ich; denn was wäre gewonnen, wenn man nur die Methode weg schaffte, ohne die ganze Lehre vernichtet zu haben? wird es möglich sein, den unbequemen, die Köpfe einnehmenden Dampf zu vertilgen, ohne das Feuer zu löschen, aus dem er aufwirbelt? — Man ist gründlich in Deutschland, nicht die Verbreitung, sondern die Verbreiter der Ideen galt es zu beseitigen; mit diesem scharfsinnigen Unterschiede war die Quelle bezeichnet, welche es zu verstopfen galt! Nicht das Geschriebene sondern die Schreiber — nicht das Geschriene sondern die Schreier waren hinweg zu bringen, um die allein wahren Verwaltungs-Tarife nebst angehängten Beruhigungs-Tabellen vor aller kritischen Verdächtigung zu bewahren. Man hatte sich also gegen die Schriftsteller zu richten. — Anfänglich geschah dieß mit besonderer Milde; die deutschen Censoren versuchten mit Nebstiften das Ruhestiften; es half nichts, die Fluthen des Raisonirens wuchsen und die Wellen der Mißstimmung zischten höher. Da suchte man durch die Klänge der Heimath auf die Ungebändigten zu wirken; „Wo seid ihr heimisch?" rief man,

„Kennt ihr das Land?

dort dürft ihr ruhig weilen!" — und die sich nicht selbst sofort über diesen Punkt ausweisen konnten, die wurden ausgewiesen; wie Federbälle warf sie ein deutsches Vaterland dem andern zu, so daß sie, zwischen Sein und Nichtsein schwebend, nur von der Luft leben konnten — und selbst das half nichts! wo einer nur das kleinste grüne Zweiglein erreichen konnte, blieb er bestimmt hängen und raisonirte weiter — ja er raisonirte wohl auch gar über sein eignes Schicksal —

und immer mehr Mißſtimmung und Verdächtigung wurde auf ſolche äußerſt künſtliche Weiſe hergeſtellt; — da ermannte ſich Deutſchland; eine ganz allgemeine, durchgreifende, eine große Maßregel wurde beſchloſſen und ich — ich wurde mit der ehrenvollen Ausführung betraut. Hierher, meine werthen Inſulaner, hierher blicken Sie: mein ganzes Linienſchiff ſteckt voll deutſcher Schriftſteller; ſelbſt im unterſten Schiffsraume, complett im Finſtern, ſitzen deutſche Schriftſteller! Wir haben ſie ſämmtlich eingeladen von Polizei wegen und wir deportiren und exportiren ſie, auf daß ſie unſchädlich ſtille werden — von Vaterlands wegen. Darum wählten wir abſichtlich den ſtillen Ozean und Ihre glückliche Inſel. Hier können ihre Beſtrebungen nichts ſchaden d. h. ſie können ihnen zu nichts helfen: es giebt hier keine Taube, die ihre Blätter über das Weltmeer trüge und im Rauſchen Ihrer Wälder werden alle Worte vergehen, ſelbſt wenn ſie mit den Stacheln und dem bittern Safte der Aloe geſchrieben wären!

Ich höre Sie hier in Ihrer kindlichen Naivität fragen, wertheſte Inſulaner, „Wozu die vielen Umſtände? warum läßt Deutſchland nicht auch dieſe Schriftſteller verhungern, wie es dieß ſchon öfter mit frühern Collegen gethan hat?" — Der Fall, wertheſte Inſulaner, würde allerdings auch mit der Zeit in Betreff dieſer meiner Ladung eingetreten ſein — indeß es wäre das ein zu allmähliges Experiment geweſen; denn man läßt die Schriftſteller nur langſam verhungern. Da im vorliegenden Falle Eile nöthig war, raſches und beſonnenes Handeln, ſo blieb nur die Verſendung möglich, die wir gewählt haben. Geradezu tod ſchlagen konnten wir ſie auch nicht, da einem ſolchen Acte allerdings ein ſtrafrechtlicher Prozeß vorher gehen muß, der, weil die Entſcheidung dießmal ſchnell erfolgen mußte, natürlich nicht beliebt werden konnte.

So nehmen Sie, verehrte Inſulaner, meine Ladung auf und geſtatten Sie, daß ich Sie in ihre Wälder ſetzen darf; ganz Deutſchland wird Ihnen zujauchzen und Sie bei den

Denkmälern, die wir durch die ſogenannten Befreiungskriege errungen haben, betheiligen. Fürchten Sie nicht, daß ſie Ihnen ſchaden könnten; Ihre tatowirte Richtung und Ihr kindlich reiner Zeitgeiſt können von den Ideen-Zerwürfniſſen überſpannter Tadler nimmer erfaßt werden; — ſollten Sie aber dennoch fürchten — nun ſo biete ich Ihnen einen unfehlbaren Ausweg; kommen Sie, ſtatt der Ausrangirten, mit mir nach Deutſchland! meine theuern Freunde: wir brauchen immer noch mehr glückliche Deutſche; Ihre genügſame Einfachheit iſt mir Bürgin, daß in Ihnen geeignete Exemplare gefunden ſein würden; Ihre liebenswürdige Einfachheit würde gern und freudig Alles Große und Gute anerkennen, das Ihnen auf- und zugelegt würde. Ihre vorſündfluthliche Unerfahrenheit würde Alles von oben und von außen her erwarten und verhoffen, was ſie überhaupt zu erwarten und zu verhoffen ſich getraute: in Ihnen wären die veritabeln Innhaber des beſchränkten Unterthanen-Verſtandes dargeſtellt, — ein unausgeſetzt regiert zu werden glückliches, zufriedenes, beſcheidenes Volk! — O! kommen Sie — es ſoll Sie nicht gereuen, Sie ſollen ſich wundern, was Sie Alles noch erleben. — In Kurzem werden mir noch 6 Transportſchiffe nachfolgen, mit denjenigen Schriften, welche im letzten Vierteljahre in Deutſchland confiscirt werden ſind; ſie alle ſtehen zu Ihren Dienſten, von oben bis unten, Steuerbord und Backbord o! kommen Sie, ich öffne Ihnen meine gemeinſchaftlichen Geheimraths-Arme und drücke Sie im Namen des einigen Deutſchlands an mein Herz und triumphirend will ich mit Ihnen einziehen in der Heimath und ihr bringen was ihr gut iſt: immer noch mehr glückliche Deutſche! Dixi!

Ballade.

Von

Theodor Apel.

„Führt mir den Sänger vor den Thron,
Ihn preist das Volk in frohem Rauſche,
Vielleicht, daß ſeiner Lieder Ton
Auch unſer Herz mit Freuden lauſche!“
Der König winkt — der Jüngling naht,
Frei blickt ſein Aug' umher im Kreiſe,
Dann tritt er vor, verneigt ſich tief:
„Hier bin ich, den Dein Wort berief,
Mein Fürſt, beſiehl zu meſſen Preiſe?“

Der König drauf: „Das Volk verehrt
Dein Lied, es ſchwärmt in Deinem Lehen,
Laß ſehn, ob ſeines Sängers Werth
Auch vor dem König ſich erprobe.
Sieh' meiner Ritter Heldenkreis,
Den blüh'nden Kranz der ſchönen Frauen,
Des Thrones Majeſtät und Pracht —
Wer armer Hütten Lob erdacht,
Wird hier doch Stoff zum Preiſe ſchauen!“

Der Jüngling blickt zum König auf:
„O Herr, noch graute nicht der Morgen,
Als ich begann den frühen Lauf,
Es ſchlief die Welt in Nacht verborgen.
Die Sterne glühten kalt, es weckt
Ihr Licht und keinen Lebensfunken,
Der Mond, den Sonnenlicht erhellt,
Der Wächter für die Nacht beſtellt,
War längſt zur Ruh hinabgeſunken.

Unheimlich ſchwirrte durch die Luft,
Durch kalte, feuchte Nebelmaſſen
Das Käuzlein, das der Totengruft
Beim Untergang des Mond's verlaſſen
Weil das Gezücht, das nie bei Licht
Sein ſcheußlich Antlitz wagt zu zeigen,
Trieb luſtig ſich umher und keck:
Gab doch kein Wächter ihnen Schreck,
Die Nacht, das wußt' es, liebt zu ſchweigen.

Da zuckt im Oſt der erſte Strahl,
Scheu ſchreckt das Reich der Nacht zuſammen,
Verbirgt ſich in dem tiefſten Thal
Vor'm Tag und ſeinen Feuerflammen
Doch ſiegend ſang der grün'ne Klang,
O Herr, durch Deines Reiches Gauen,
Kein Wächter war, kein Heller noth,
Kein düſt'rer Sohn der Nacht bedroht
Den Jubel der erwachten Auen!

Das Vöglein, das im Laub verſteckt,
Entging der Eule gier'gen Klängen —
Lautjubelnd ſchwirrt es auf und weckt
Die frommen Blüthen mit Geſängen.
Die heben ſcheu das Haupt empor,
Dem jungen Tag ſich zu erſchließen,
Und ſeh'n der grün'gen Nebel Grau,
Vom Klang berührt als milden Thau
Erquickend auf den Boden fließen.

So träumt ich, ſtill in mich gekehrt,
Da weckt mich nahes Roßgeſtampfe,
Und Reiter ſeh' ich, wohlbewehrt,
Als zögen ſie zu heißem Kampf.
Geſellt geht ein bleicher Mann
Langſam, erſchöpft in ihrer Mitte,
Er ſchwankt — ein ſchönes Weib umfaßt
Den Sinkenden; um kurze Raſt
Erfleht zum Führer ihre Bitte.

Horch Hörner tönen laut und hell
Vom Wald in fröhlichen Fanfaren —
Ein Hirſch bricht ſcheu hervor und ſchnell,
Ihm nach der Jäger wilde Scharen.

Ein hoher Herr auf ſtolzem Roß
Lenkt plötzlich ab; in vollem Jagen
Sprengt zum Gefangnen er heran:
Ihr Höfcher, ſagt, was that der Mann,
Daß er in Ketten ward geſchlagen?

Ein Pfäffiein tritt hervor und ſpricht:
Herr, 's iſt ein Glied der Ketzerrotte,
Ihn traf der Bann, daß länger nicht
Sein Mund des heil'gen Glaubens ſpotte
Dem Staat, der Kirche droht Gefahr,
Wird man nicht aus dem Land ihn weiſen:
Wir führen aus des Bannes Spruch —
Dir Segen, Herr, dem Ketzer Fluch! —
Laß uns in Frieden weiter reiſen.

Da flügt's wie Schmerz und ſchwerer Groll
Wer aus des Aelteren Augenbrauen:
O Gott! in unſerm Reiche ſoll
Dies Spiel des Wahn's mein Auge ſchauen!
Nennt Euren Glauben Ihr ſo ſchwach?
Darf eines Zweiflers Wort Euch kümmern?
Du ſagſt, er trieb mit heil'gem Spott —
Was ihm mißfällt, der ſtarke Gott
Wird es wie Spinnweb' leicht zertrümmern!

Der Mann iſt frei, und ſich'rer Hort
Sei ihm dies Land zu jeder Stunde;
Mein König fürchtet Keines Wort,
Sein Reich, es ruht auf feſterm Grunde! —
Das Pfäffiein ſchlich ſich ſchweigend fort,
Doch Jubelruf ſchallt tauſendſtimmig:
Heil Dir! der unſer Recht bewacht,
Heil ihm! der Dir verlieh die Macht,
Heil unſerm Vater! unſerm König!" —

Da tritt der Kanzler raſch zum Thron,
Verhalt'nen Zorn in grimmen Zügen:
„Schweig Frevler! wißt Du mir zum Hohn
Des Königs Majeſtät betrügen?
Herr, ich traf heut' der Höfcher Zug,
Doch brachte ich nicht dem Ketzer Gnade,
Ich ehre fromm der Kirche Fluch —
Dem zeige meines Königs Spruch,
Daß ſein Verläumden nicht mir ſchade."

Und ſtolz erglüht des Jünglings Blick:
„O Herr, ich that wie Du geboten:
Ich weiß, daß Deines Thron's Geſchick
Die freien Worte nie betrachten.
Ich pries die Macht, die kraftbewußt
Dem Gegner läßt die Schranken offen,
Dies ſchien mir höchſten Ruhmes Licht —
Was kümmert der Kanzler — that er's nicht —
Euch ſchwer von meinem Lied getroffen?“

Drauf ſpricht der König ernſt und mild:
„Wohl anders wird die Welt verwaltet
Als ihr — ein ſchönes Traumgebild —
Im Dichterherzen ſich geſtaltet.
Doch ſei als Freund uns werth und lieb
Und, wenn verſöhnt vom Weltgedränge
In uns der Geiſt ermüdet ruht —
Dann weck' ihn Du zu neuer Gluth
Durch Deiner Lieder freie Klänge!“

An ein verwaistes Aelternpaar.

Nach dem Verluste ihres letzten, im zartesten Alter verstorbenen Kindes.

Von

Ferdinand Stolle.

Noch einem kurzen Sonnenblick
Hat sich der Himmel wieder Euch umhüllet,
Und Eure Hoffen auf ein hohes Glück,
Es blieb auch diesmal wieder unerfüllet.

Das Knäbchen brach, auf das Ihr Euch so freutet,
Es brach, noch eh es aufgeblüht,
Und nur von Eurer Thränen still begleitet,
Ein Engel nach der Heimath zieht.

Dem Bruder rief vielleicht zu schönerm Loose
Das heimgegangne Schwesterlein,
Die Kindlein ruhen beid' in Gottes Schooße,
Nur Ihr, Ihr Aermsten, steht allein.

Allein, vermaist mit Eurer Liebe,
Umarmt Ihr nur den stummen Schmerz,
Und fragend wenden sich und trübe
Nicht Eure Blicke himmelwärts:

Warum, o Vater, solche Hoffnung schweben
Warum und ahnen lassen solche Lust,
Warum entführen aller Liebe Gaben
In einer heilig, trunknen Mutterbrust?

Warum uns lehren nur für Augenblicke,
Was wir umfassen möchten eine Ewigkeit,
Warum nach süßem, himmlischem Glücke
So unerwartet Herzeleid?

Es fragen oft die Sterblichen hienieden,
Wer da bewahren ähnlichen Verlust:
Doch eine Stimme gibt, die ihnen Frieden,
Verzeihung auch in Eure wunde Brust.

Er, der Euch gab die Kindlein, gibt ja eben,
Der auch die Lieb' Euch gab für sie:
Er zeigte Euch, wie reich hier unsre Leben
An Liebe sei — o das vergesset nie.

Und hat er auch die Ihrigen Euch genommen,
Ihr weinet still, doch zürnt vom Schicksal nicht,
Der ja in Allem, was da eingekommen,
Nur immer als ein weiser Vater spricht.

Ihr steht jetzt näher unserm heil'gen Lande,
Weil Ihr zwei Engel habt vorausgesandt,
Die mit der Liebe stillem Geisterbande
Euch ewig knüpfen an das Heimathland.

Die beiden Kalojer*).

Serbisches Nationalmährchen von

W. Gerhard.

An dem heiligen Pfingsttage
Tranken rothen Wein drei Bruderbrüder
In dem grünen Wald' am Donaustrande.
Einer war der Primorac Marko
Und der Zweite war der große Nowak
Und der Mönch Matijasch der Dritte,
Vierter, kaum Grünes, hieß' als Schwarz.
Als sie genug des Weins getrunken hatten,
Spricht Marinko Nowak zu den Andern:
„Ihr Hajduken, meine lieben Brüder!
Herbst verstrich und Winter ist gekommen,
Flügen und Mantsche sind im Kothe,
Weißer Schnee bedeckt der Berge Gipfel
Und verleidt die Thaten der Hajduken,
Keine Zeit ist mehr herumzustreifen:
Wo wird Der sich Jener überwintern?" —
Da versetzt der Mönch Matijasch:
„In der Felsenhöhle werd' ich bleiben!"
Und Marinko Nowak meint, er gehe
Auch mit Matijasch ins Bruderhaus,
In der Felsenkluft zu überwintern.
Marko will nicht Primorac Marko:
„Mönch" — spricht er — „meine lieben Brüder,
Nach Primorje werd' ich mich begeben;
Einen Thurm besitz' ich in Primorje,
Mutter hab' ich in dem Thurm und Gattin.
Aber bleibt mir, meine lieben Brüder!

*) Kalojer = Mönch

An dem heiligen Georgstage,
Wenn der Wald sich wieder frisch belaubet,
Ward auch Alex den rasten Boten senden
Und bat Lamm zum Schlachten aufgewachsen,
Wollen wir auf wieder hier versammeln,
Und dem Braten schleunig Hülfe bringen,
Der nicht binnen einer Woch' erscheint." —

Dich beschäftigt springen sie vom Boten,
Rüsten ermunterschlungen sich in's Rattig,
Und von hannen stürmend eilet Jeder
Seiner Mutterwohnung zu begehen.

Was vergangen wird auch wiederkommen:
Winter schied und Frühling kehrte wieder,
Georgentag war endlich auch erschienen,
Und im Wolfgebirg zu rechter Stunde,
Am bestimmten Orte, die Heldsohn
Rennef kam und mit ihm Rattinrey,
Doch nicht kam der Primorey Alexa:
Und sie harrten seiner eine Woche.
Aber wie vergebend sie geharrt,
Stiegen sie auf ihre guten Pferde,
Und begaben sich nach ihren Höhen,
Dort sich schöne Kleider anzulegen:
Auf den Helm erst hämmt schmud Hermine,
Ueberm Hemde drauf den Doppelharnisch,
Ueberm Doppelharnisch dunklen Purpur,
Wie Kalegre ihn zu tragen pflegen.
Sie verkleidet gegen sie die Straße
Durch's Gebirge mit dem Andern Morgen.
Der als Schmidt ihnen hinten sollte,
Zogen in die Gegend von Primorey,
Nach der Primorey Alexa's Höhen,
Fanden dort Alexa's alte Mutter,
Wartig saßen sie die Pf' und weinend.
„Gottheil!" rufen zu Pferd die Kalegre
Und den Gruß erwiderte die Alte:
„Auch ein Gottheil auch, ihr frommen Ritter!"
Und da fragen sie Alexa's Mutter:
„Sag uns doch einmal, betrübte Alte!
Welche Noth hat Gott sie auferlegt,
Daß die Thränen über's Antlitz fließen?"
Da entgegnete Alexa's Mutter:
„Ach! ich habe Noth, ihr frommen Ritter!

Gott hat mir ein ſchweres Leid geſendet:
Einen einz'gen Sohn beſaß ich, Aermſte,
Einz'gen Sohn, den Primerag Alexa,
Und die Türken haben ihn gefangen:
Schon ſind's einer langen Woche Tage,
Daß die Türken den Alexa fingen:
Dreißig Janitſcharen, ſeine Häſcher,
Sind in meinen Höfen jetzt und ſechen.
Der Alexa ſteht daher gebunden,
Und den Wein kredenzt Alexa's Gattin."

Als die zwei Kalojer dieſes hörten,
Stiegen ſie am Hofe von den Pferden,
Und begaben ſich zum weißen Thurme:
An der Thüre ſtanden ſie ein wenig,
Hörten wie die Türken drinnen lärmten,
Wie ſie jubelten vom Wein berauſchet,
Den Alexa's Gattin ihnen kredet.
Jeder dem ſie einen Becher reichte,
Faßte ſie begierig an dem Patſchchen,
An der weißen Hand und ſprach die Worte:
„O, um Gott! Alexa's junge Gattin,
Laß uns dieſe Nacht zuſammen bleiben!"
Doch empfindlich rief Alexa's Gattin:
„Hol' der Teufel euch ihr Janitſcharen!
Wenn ich Dienerin auch bin euch Allen,
Kann ich doch nicht Gattin ſein für Alle!"
Bei den Worten traten ein die Räuber,
Traten Nowak ein und Radiweje,
Mit „Gottheil" begrüßten ſie die Türken,
Und den Gruß erwiederten die Türken,
Luden ſie zum Eſſen, räumten ihnen
An dem Tiſch die oberſten der Plätze,
Und nachdem ein Weilchen ſie getrunken,
Redeten die zwei Kalojer alſo:
„Hört einmal, ihr dreißig Janitſcharen!
Iſt's erlaubt ein wenig hier zu tanzen,
Hier in des Alexa weißem Thurme,
Still und langſam auf Kalojer Weiſe?"

Und da unterbricht ſie der Gefangne,
Spricht: „Zum Teufel euch ihr Janitſcharen!
Hätt' ich euch, ſo wie ihr mich gefangen,
Und euch dreißig eben ſo gebunden,
Allen dreißig ſollte Wein nicht fehlen,

Und ihr laßt mich Einzelnen verſchmachten!“
Einen Becher nahmen da die Türken —
Kleinen Becher von zwölf Oka Weines —
Reichten ihn dem Primeraz Aleya,
Der ihn, kaum den Schnurrbart netzend, leerte.

Wieder ſagten drauf die zwei Kalojer:
„Hört einmal, ihr dreißig Janitſcharen!
Gönnt uns doch ein wenig hier zu tanzen,
Still und langſam auf Kalojer Weiſe,
Hier im weißen Thurme des Aleya!“

Drauf erwiderten die Janitſcharen:
„Ja doch, ihr Kalojer, mögt ihr tanzen!“

Als die zwei Kalojer dieſes hörten,
Faßten ſie ſich an mit weißen Händen,
Fingen an zu tanzen und zu ſpringen;
Und ſo leis' und zierlich war ihr Tanzen,
Daß der Thurm in ſeinem Grunde wankte,
Und die dreißig Janitſcharen riefen:
„Hört euch, ihr vertrauten Kalojer,
Möchte ſonſt der Thurm zuſammenbrechen!“

Als der greiſe Nowak dieſes hörte,
Winkt der Alte mit dem rechten Auge,
Winket ſeinem Sohn, dem Knaben Gruiza,
Aber Der verſchließt des Thurmes Thüre;
Und nun ziehen ſie drei ſcharfe Säbel,
Dringen von drei Seiten auf die Türken.
Wer des alten Nowak's Arm entwichte,
Den zerfetzt der Räuberknabe Gruiza,
Aber wer des Gruja Stahl entrinnet,
Haut nieder Deli Ratkowoje;
Von den Türken floh kein lebend Auge,
Zu verkünden wie ſie umgekommen.

Fröhlich öffnen ſie Aleya's Bande,
Plünderten die todten Janitſcharen,
Nahmen ihre Kleider, ihre Waffen,
Theilten unter ſich die reiche Beute,
Und nun zogen ſie auf Raub, die Räuber,
Nun erſt rächt' an Türken ſich Aleya.
Was geſchehn iſt, mag man immer ſingen!

Kaukaſiſche Bäder.

Nach dem Tagebuche eines Ruſſen mitgetheilt

von

Aurelio Buddeus.

Nur wenige Tage der Ruhe hatte uns General Gaß in Proczneï-Okop vergönnt, nachdem der beſchwerliche und nicht gefahrloſe Jagdzug an der Laba und den Achmetbergen im Gebiete der Beſleniſchen Tſcherkeſſen ohne erhebliche Beute geendet war. Da hieß es plötzlich wieder, ein neuer Ausflug ſolle unſern Gäſten die kaukaſiſchen Bäder zeigen und gleichzeitig Gelegenheit zu einer Inſpektion der militäriſchen Abtheilungen jener Heilanſtalten geben. Dieſe offizielle Firma ließ auch die ziemlich ſtarke Bedeckung von tſchernomorskiſchen Koſaken weniger auffallend erſcheinen, welche unſern Reiſezug umſchwärmte. Ich war noch zu jung im Kaukaſus, um die herrſchenden Widerſprüche zwiſchen Wort und Thatſächlichkeit zu kennen, welche hier ſo gut, wie in den Petersburger Salons gäng und gäbe, hatte aber doch immer davon geleſen und gehört, daß man an dem rechten Ufer des Kuban vor unſern tſcherkeſſiſchen Gegnern ſo ſicher reiſe, wie auf der Petersburg-Moskauer Kaiſerſtraße und fragte darum den Pflegeſohn des Generals, einen jungen Artaltſchikoff, unbefangen nach der Urſache dieſer kriegeriſchen Ausrüſtung.

„Still, Gregor Iwanowitſch, der Vater wird bös, wenn er's hört und man ſagt es euch nicht; aber ſobald man die Berge über die Steppe hinweg genau abſcheiden kann, iſt's immer gut eine Abtheilung von unſern Leuten mitzuführen. Die Abigben brechen hervor wie der Blitz und der Beſuch Omar des Abre-

ſen in Preznei-Okop war ſicherlich nicht ohne Nebenabſichten. Da hat er gehercht und geſpürt, horchen und ſpüren laſſen und weiß es nun, daß wir nach Pätigorsk reiten .....

Und was nun weiter?

Tſchto ni but — „(was nicht iſt, irgend Etwas).“ Damit jagte der junge ſchöne Mann von meiner Seite und vom Weg ab, um an den luſtigen Kriegſpielen der Koſaken Theil zu nehmen, welche jetzt noch nicht für nöthig fanden, die Karavane geordnet zu umreiten.

Den reißenden Kuban zur Rechten läuft der Weg von Preznei Okop fortwährend in ſüdlicher Richtung. Jenſeits breitet ſich die Steppe, jetzt in herrlichſter Frühlingspracht erglänzend, der reiche Raſenteppich im friſcheſten Grün, überdeckt von weiten Strecken blühender Tulpen, Iris, Päonien und Perlblumen, dazwiſchen blühende Mandelbäume, weiter hinüber dunkle Baumgruppen, hier und da aufleuchtende Dörfer, dort und hier weidende Heerden von bewaffneten Hirten begleitet und in weiteſter Ferne, doch bei Luftklarheit ganz nah erſcheinend, die Vorberge des Kaukaſus, aus deren noch ſchneebedeckten Gipfeln die ſattelförmig Spitze des Elbruz hoch emporragt. Zu unſerer Linken aber treten die grünen Uferberge des Kuban, in deſſen Thal wir reiten, ganz nahe heran. Die reizenden Schöpfungen einer üppigen Natur wechſeln an den Höhen mit den geordneten Erſchaffungen der Anſiedler und Ureinwohner. Man wähnt ſich ſo fern von allem Kampf, daß uns nur immer die ſtarke Bedeckung, die Menge der ſtets gerüſteten Stanizzen, die kleinen Forts, die von Werſt zu Werſt aufgeſtellten Hütten der Krepoſten die Wirklichkeit in das Gedächtniß zurückrufen müſſen.

Unterdeſſen haben wir uns in fortwährendem raſchen Trabe bereits an acht Meilen von Preznei-Okop entfernt. Die Raſt und das vortreffliche Frühſtück im Fort Newinnei Mys haben die Kräfte einigermaßen wieder hergeſtellt, ſo daß wir ſelbſt am Abende, als wir in der Stanizze Suwarowski für die Nacht einreiten, mit einiger Selbſtverläugnung an eine Luſt-

reiſe glauben können. Nicht lang zuvor iſt aber die Bedeckung von Neuem verſtärkt worden und zwar durch befreundete Tſcherkeſſen. Auch ſind unſere Koſaken ſeit der Stanizze Weis-Metſchenskoi, wo wir den vom Feinde trennenden Kuban verlaſſen, weit aufmerkſamer als vorher um unſern Reiſezug verſammelt geblieben und das Nachtlager in der Stanizze ſelbſt erſchien uns Neulingen einem Feldlager viel ähnlicher, als einer civiliſirten Ruheſtätte. Die Tarakan, Pruſſaki und andere Inſekten der echtruſſiſchen Heimath hatten ſich übrigens auch hier bereits vortrefflich akklimatiſirt und ſchienen ihrer dauernden Herrſchaft weit ſicherer als des Kaiſers Heerführer.

In Suwarowski, deſſen Stanizze bereits Suwaref anlegte, nimmt man Abſchied von dem herrlichen Anblicke des Elbruz und der Schneegebirge des Kaukaſus. Der Weg zu den Bädern folgt dem Laufe der Kuma nordoſtwärts durch die Berge, aus welchen immer neue Nebenflüſſe und Nebenbäche ſich dem Fluſſe zuſtürzen. Da kam nun freilich unſer wohlgeordneter Zug mitunter in arge Verwirrung, gewährte aber einen beſto romantiſchern Anblick. Die prächtigen Roſſe und Uniformen der Offiziere bald in den Büſchen und hinter den Anhöhen verſchwindend, dann die Reiſewagen der Damen daraus hervortauchend, dann das Blitzen der langen Lanzen und kurzen Seitenwaffen der Linienkoſaken und friedlichen Tſcherkeſſen, welche gleich wohldreſſirten Spürhunden in dem ſeitab gelegenen Geſtrüpp und Waldwirrniß nach etwaigen feindlichen Verſtecken umherſtöberten, dann wieder von ihnen ein wohlgeſchloſſener Trupp weit vorauf an einer Bergſpitze auf dem Wege zuſammengeſtellt und ringsum der rauſchende Wald, die friedliche Ruhe, aus welcher urplötzlich ein wildaufſchäumendes Gebirgswaſſer hervorlärmt — ſo wechſelten die Umſichten und Ausblicke in ewig neuer Veränderung, bis ſich der Weg unvermerkt wiederum ſüdlich gewendet hat, die Stanizze Sentuki aus dem Laubgrün auftaucht und wir hinabblicken in das Thal der fünf Berge, welche ihren Edelſtein, die Stadt Pätigorsk, mit prächtiger Faſſung umgeben. At-

geſchloſſen wie ein Eden liegt das Thal: vom ganzen Kaukaſuszuge blickt nur der Elbruß darüber herein.

Pätigorsk, die Stadt der „fünf Flecken" iſt in der Geſellſchaftswelt gleichſam der Kollektivname für all die kaukaſiſchen Badeorte geworden, welche ſich hier auf einen Umkreis von funfzig bis ſechzig Werſten (9 Meilen) zuſammendrängen, um mit ihren bald kochendheißen, bald eiskalten Eiſen-, Schwefel- und Sauerwaſſern die von dem Geſellſchaftsleben davongetragenen Leiden eben ſo gut, als die ehrenvollern Wunden der Gebirgsſchlacht vergeſſen zu machen. Wir ruſſiſchen Unterthanen haben aber doch ſonſt etwas gegen die Kaukaſusbäder. Denn ſeit ihrer Entdeckung und Beachtung durch die Krone datirt auch die immer wachſende Erſchwerung der Reiſe in's Ausland; und was ſonſt niemals geſchah: man antwortet dem Reiſegeſuch nicht ſelten, da dieſes oder jenes Kaukaſusbad von derſelben Stärke und Wirkung, als das in der Bittſchrift bezeichnete ausländiſche Bad ſei, ſo könne die Reiſe dahin nicht verſtattet werden, außer gegen Erlegung des Poſchtin von 100 Silberrubeln, dagegen ſtünde der Fahrt nach dem Kaukaſusbade kein Hinderungsgrund entgegen. Auch ſind die Herrn Aerzte ſeit der Erſtehung der Kaukaſusbäder in allen Provinzen von einer verzweifelten Rührigkeit in Auf- und Erfindung von Mineralquellen, die Gouvernements von einer höchſt ärgerlichen Bereitwilligkeit zur Einrichtung und Schmückung der neuentdeckten einheimiſchen Quellen geworden. Wenn erſt das Kaukaſusgebirge ein unbeſtrittenes Kronseigenthum ſein wird, ſo wird gewiß irgend ein mediziniſcher Staatsrath entdecken, daß Luft, Lage und Leben an den Küſten, die chemiſchen Beſtandtheile und der Wellenſchlag in den Wogen des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres von viel heilkräftigerer Wirkung, als im adriatiſchen Meere ſeien. Und dann, Italien, lebe wohl! Die Adighen ſind doch prächtige Leute, daß ſie es noch nicht ſo bald dahin kommen laſſen wollen.

Beinah hätte ich über dieſen Gedanken zu erwähnen vergeſſen, daß man auch in Semtuſi bereits ein aſchgraues

Waſſer von abſcheulich fauligem Geſchmacke für heilkräftig erklärt, ſeine Quelle mit einer ſteinernen Einfaſſung umgeben und daneben ein Badehaus gebaut hat. Doch ſchien es, außer einigen garſtig zuſammengeſchoſſenen und zuſammengehauenen Koſaken der Stanizze, noch keine Beſucher gefunden zu haben.

Unſer Weg führte nicht direkt nach Pätigorsk, ſondern zunächſt nach Kiſslowodzk. Chauſſeeglatt läuft der Pfad über den Felsgrund dahin im Thal des reißenden Pudkumek, deſſen romantiſche Schönheit lebhaft an die Thäler des Schwarzwaldes bei Baden-Baden erinnert, wie die ausländiſchen Begleiter verſicherten; und Kiſslowodzk liegt dann im Gegenſatze zu dieſen lieblichen, wilden Landſchaftsformen inmitten eines Landſchaftskeſſels, deſſen tiefſter Grund jedoch von einer ſo üppigen Pflanzenwelt eingenommen iſt, daß man das Dorf und die Badeanſtalten beinah erſt dann erblickt, wenn man ſich bereits mitten darin befindet. Von der Einfahrt in das Dorf bis zu der Quelle des Narſan führt ein Boulevard und gleich einem Fürſtenſchloſſe prangt das höchſt elegante Arrengebäude, welches für höhere militäriſche Badegäſte und zum Konverſationshaus beſtimmt iſt, auf einem an die Berge angelehnten Felſen, welcher faſt nur aus Verſteinerungen beſteht. Breite Stufen führen vom Boulevard dort hinauf und wir überblicken hier die Anlage des ganzen Ortes. Das Dorf, welches wir durchritten haben, iſt elend genug: kleine Hütten, weiß übertüncht, mit Schilf gedeckt. Den Gegenſatz dazu bildet aber die durch die Allee damit verbundene und davon getrennte Badeanſtalt mit ihren prachtvollen Hallen, Logirhäuſern und Geſelligkeitsanſtalten, welche das Baſſin des Narſanquells umgeben. Auch die Tſcherkeſſen wußten es recht wohl, was ſie bei der Eroberung durch die Ruſſen mit dieſem Wunderquell verloren. Deshalb verſtopften ſie ihn auch im Jahre 1786 und erſt nach mehrern Jahren brach ſich die Kraft des Waſſers ſeine neue Bahn, wurde von uns erfreut bewillkommnet und flugs in ein weites Becken gefaßt. Da rin quillt denn nunmehr das ganz klare Waſſer, gleich Cham

rogner meuſſirend, ſtoßweiſe empor. Dabei iſt die Ausſtrömung des kohlenſauren Gaſes ſo ſtark, daß es uns augenblicklich den Athem benimmt, ſowie wir uns über ſeine Oberfläche beugen, betäubend, ja ſchlagartig auf Geruch und Gehör wirkt, ſo wie man das Geſicht nähert. Niemand vermag auch mehr als einen halben Becher mit einem Zuge zu leeren oder muß doch den Verſuch mit Stickhuſten büßen, welcher mitunter augenblicklich Lungenblutungen, immer aber ein mehrſtündiges Prickeln und Kitzeln in der Naſe zur Folge hat.

An das Ende der Badeanſtalten und des Boulevards ſchließt ſich ein Birkengehölz, welches von dem reißenden Gebirgswaſſer der ſchmalen, zum Pudkumok eilenden Alſchefska durchrauſcht wird. Eine Brücke führt zu ihrem jenſeitigen Ufer und dem Fort Kiſslowodzk. In ſeiner Anlage und ſeinen Aeußerlichkeiten nicht von den andern Linienfeſtungen abweichend, liegt es am Abhang eines Bergs, deſſen Thal nach der Kabarda und dem Bezirke der Altikeſſicken ausläuft, bildet aber den Mittelpunkt der Befeſtigungen, welche von Suwarowskoi herüber die Kuban'ſche Linie mit der des Terek in Zuſammenhang bringen. Das Maragebirg, ein Vorpoſten des kaukaſiſchen Gebirgsknotens am Elbruz, iſt das ſüdliche Gegenüber des Forts, die Höhe Bermamet der bezeichnende Punkt für die Schlucht, aus welcher die Streifzüge der Karatſchai- und Kabarda-Tſcherkeſſen hervorbrechen. Aber außer dieſer nicht hervorſtechend wichtigen ſtrategiſchen, hat das Maragebirg auch eine wichtigere geographiſche Bedeutung im Gebiete des Kaukaſus. Denn während bisher alle größeren, der Nordſeite des Kaukaſus entſpringenden Flüſſe eine nordweſtliche Wendung nehmen, um ſich endlich ſammt und ſonders im Kuban zu vereinen, ſtrömen ſie von da an nordöſtlich, um im Terek zuſammenzukommen. Der Sulak, Girger, Samur und wie ſonſt die Flüſſe der kaſpiſchen Seeküſte von Tarki bis Baku heißen, ſcheinen zwar davon eine Ausnahme zu machen, weil ſie ihr Ziel einzeln erreichen; aber in der That gehören ſie auch nicht den eigentlichen kaukaſiſchen

Flüſſen zu, ſondern entſpringen den minder hohen Bergen.

Durch das Podkumelthal und über Sentuki zurück führt der Weg nach Pätigorsk, deſſen Lage aus dem hinter Sentuki ſich weitenden Thale wo möglich noch paradieſiſcher erſcheint, als aus der Stanizze ſelbſt. Unſerer Route entgegen iſt der Zug der eigentlichen Badegäſte umgekehrt von Pätigorsk nach Kiſſlowodsk; denn wen die unbeſchreiblich ſtark wirkenden Schwefelbäder von Pätigorsk bis zum Sterben entkräftet haben, dem giebt ein vierzehntägiger bis dreiwöchentlicher Gebrauch des Narſan die alte Kraft und Elaſtizität des Leibes wieder. Pädigorsk iſt überhaupt der Gegenſatz zu Kiſſlowodsk. Hier ländliche Stille und anſpruchsloſe Lieblichkeit, dazu ein Quell, deſſen Genuß alle angenehmen Eigenſchaften des Champagners hat, ohne von deſſen minder angenehmen Nachwirkungen gefolgt zu ſein, endlich auch das Gefühl erſtarkender Geſundheit; dort ſtädtiſche Formen, weite Ausdehnungen, überreiche, faſt befangende Pracht und dazu eine Badekur, deren Gebrauch ſo ſchmerzhaft iſt, daß man in den Badelokalen Soldaten aufſtellt, welche dem Kranken in ſeiner Noth beiſtehen müſſen. Man muß ſogar eine gewiſſe Reihenfolge der Schwefelbäder durchſchreiten, um ſich für die letzte und ſtärkſte Kur zu ſtählen. Die Alexander- und Thermalbäder dienen zu dieſer Vorbereitung; die Nikolausbäder bilden den Schluß der Kur und die getrunkenen Waſſer der lauwarmen Eliſabethquelle begleiten den ganzen beſchwerlichen Heilweg. Die Badebecken ſind natürlich in prächtigen Badehäuſern untergebracht, erfreuen aber keineswegs durch eine angenehme Ausdünſtung. Beſonders ſtrömt uns der entſetzlichſte Geſtank beim Eintritt in die Stube eines Nikolausbades entgegen. In Verbindung mit dem Qualm und Dampf, welcher ihn begleitet, umfängt er unſere Sinne, daß wir ohnmächtig zu werden glauben. Und dies geſchieht allerdings nicht ſelten, weshalb auch vorzüglich die Invalidenwache am Baſſin aufgeſtellt iſt. Dann tauchen wir einen Fuß in die

heiße Waſſermaſſe, ziehen ihn aber blitzſchnell zurück, weil es ſcheint, wir hätten ihn in ſiedendes Blei geſteckt. Ehe noch die Beſinnung wiederkehrt, fühlen wir uns aber gefaßt und mit ganzem Leib in die Fluth geſtoßen; ein Schmerz, dem ſich kein anderer vergleichen läßt, durchſtößt uns mit tauſend Dolchen; wir ſchlagen und fahren im Waſſer wie im Anfalle einer Tobſucht umher, fühlen dann aber eine angenehme Wärme ſchmerzlos durch den eiligſt unbeſchreiblich ermattenden Körper ziehen und möchten ſogleich im Waſſer ſchlafen, wenn nicht eben wieder der Invalid dieſe höchſte Todesgefahr von uns fernhielte. Mehr geſchleppt, als uns ſelber ſchleppend gelangen wir endlich zum Auskleidezimmer zurück, werden hier in leinene Laken gewickelt und von den Aufwärtern gerieben, um endlich angekleidet zu einem ſogenannten Spaziergang hinausgeſtoßen zu werden, der in der That der Müdigkeit wegen ein Martergang iſt. Was iſt nun endlich die Belohnung dieſer Leiden? Eine entſetzlich dünne Fleiſchbrühſuppe zum Mittag, nebſt einer dünnen Fleiſchſcheibe; zum Abend ein unbegreiflich ſchwacher Thee und etwas trocknes Weißbrot.

Ich hatte während des Winters einmal acht Tage lang dieſe Qualen erdulden müſſen und darüber in der That nicht einmal eine Ahnung von den Schönheiten bekommen, welche Pätigorsk im Sommer darbietet. Der alte Koſakengeneral Perſilin, welcher hier in halber Verbannung lebt, fragte mich jetzt wieder, ob ich ihm noch immer in ſeiner Bewunderung der herrlichen natürlichen Umgebungen und der Häuſerpracht Unrecht gebe, welche vom Architekten Bernadazzi in dies Thal hereingezaubert ſei. Der alte Krieger hat aber vollkommen Recht: Pätigorsk iſt das kaukaſiſche Paradies.

Eine ſchattige prächtige Linden-Reihe leitet die Hauptſtraße mitten durch den Ort Bergan zur Eliſabethquelle, deren Trinkhalle den Boulevard auf einem Felſenvorſprung abſchließt. Gerad darüber und faſt auf dem Gipfel des Berges ragt der Aeolstempel aus den mannigfaltigſten Baumgruppen hervor und von hier aus beherrſcht der Blick den ganzen Ort.

bringt in die Waldberge ſeiner Umgebung hinein und findet das Ende ſeines Bereiches erſt an der maleriſchen Schneekette der kaukaſiſchen Gebirge, welche einen wahrhaft entzükkenden Hintergrund der Landſchaft bilden.

Während wir im Hinabſteigen noch die verſchiedenen ſtarken und trotz großer Nähe ihres Urſprungs auch chemiſch verſchiedenen Schwefelquellen, nebſt den dazu gehörigen Badehäuſern und dem Militärlazareth beſichtigt hatten, war die Sonne geſunken. Der Ort Pätigorsk lag ſchon in Schatten und Nebel gehüllt, während die kaukaſiſchen Gletſcher ſich zu röthen begannen und das letzte Schimmern des Abendrothes durch die Stämme des Gipfelgehölzes der nahen Berge lugte. Dazu wurde es ringsum ſtiller und ſtiller, unten begannen die Lichter des Converſationshauſes aufzuleuchten; der General ſelbſt ſprach nur leiſe einzelne Worte zu ſeinen Gäſten — da auf einmal brach der bacchantiſche Jubel einer vollen Militärmuſik aus der Tiefe hervor und riß uns aus unſerm ſinnenden Hinſtarren. Unter den Tönen dieſer Muſik ſtiegen wir noch den Reſt des Berges hinab und unten empfing den General ein vollglänzender Ball im Converſationshaus. Die Romantik war vorüber, das Geſellſchaftsleben begann und währte trotz Brunnendiät und Baderegime bis in die tiefe Nacht hinein. Ein Ball im Kaukaſus! — daran dachte man erſt, als man ſich im angewieſenen Zimmer befand und die Waffen für die Weiterreiſe am andern Tage vorſichtshalber prüfte.

Der andere Vormittag führte uns nach dem eiſenhaltigen Bade Goleſnawodzk, nur fünfzehn Werſte weit, an einer ſchettiſchen, einer armeniſchen und einer deutſchen Kolonie vorüber. Trotz ſchöner Lage und augenſcheinlich fruchtbarer Umgebungen iſt letztere mit den tauriſchen Kolonien nicht zu vergleichen. Die Regierung thut unbegreiflicher Weiſe, ungeachtet der Wichtigkeit des Punktes, nicht das Geringſte dafür; die armen Leute ſchweben wegen der nahen Nachbarſchaft feindlicher Stämme in beſtändiger Unſicherheit, das hieſige militäriſche Regiment mag dem Anwachſen ihres Wohlſtandes auch

nicht eben günſtig ſein — kurz ſie können nicht in die Höhe kommen und vegetiren nur gerad in ihren urſprünglichen Zuſtänden weiter.

Unmittelbar hinter dem Dorfe beginnt wieder ein wunderſchöner Thalgrund, an deſſen Ende, umkränzt von höhern Gebirgen und urdichten Wäldern, das noch ſehr wenig kultivirte Geieſnawedsk gelegen iſt. Eine eiskalte und eine heiße eiſenhaltige Quelle ſprudeln dicht nebeneinander aus ihren Einfaſſungen hervor; und eben ſo wechſeln kühle und warme Quellen in einem nahen Promenadewäldchen miteinander ab. Wahrſcheinlich würde auch die Krone bereits mehr für den Ort gethan haben, wenn nicht das Gebiet der Kabarda-Tſcherkeſſen zunächſt hinter den das Thal umſchließenden Bergen begönne. Daß aber unter ſolchen Verhältniſſen auch die Zahl der Kurgäſte nicht anwächſt, iſt wohl natürlich. — —

Omar der Abrek war diesmal doch wirklich ohne Abſicht zum Beſuch auf Preczuei-Okop geweſen. Ungewiß und wohl behalten kamen wir nach zwei Tagen auf kleinen Umwegen wieder in der Feſtung an. Aber läugnen dürfen wir es nicht, wenigſtens wir Nichtſoldaten: wir athmeten erſt recht behaglich und frei, als wir uns wieder in ganz ſichern Landeskreiſen wußten. Omar der Abrek antwortete einmal dem General auf ſeine Frage, ob man ihn im Gebirg erwarte: „On n'y Vous attend pas, mais on Vous craigne toujours!“ Wir hätten ihm jetzt dieſe Antwort auf Befragen zurückgeben können; und leider hatte er uns nicht, wie dem General, die höfliche Verſicherung gegeben! „Mes armes ne seront jamais chargés pour Vous!“

Preczuei-Okop iſt nach der Rückkehr von ſolch einer kaukaſiſchen Luſtreiſe ein reizender Ort.

Auf einer Burg-Trümmer

Von

Ludwig Bechſtein.

Zur Burg empor den ſteilen Gang
Der Sonnenroſe Kuß zu pflücken'
Zu ſchaun vom ſteilen Felſenhang
Wie freundlich ſich die Fluren ſchmücken
O nimm mich auf, du mein Aſyl,
Nehmt auf den Freund, ihr öden Hallen'
Oft wählt' ich euch zum ernſten Ziel
Von ſtillgedankenvollem Wallen.

Wie lieblich ſenkt das Morgenlicht
Sich ringsum auf reizende Gefilde
Und ſcheint die ganze Schöpfung nicht
Ein Widerſtrahl der ew'gen Milde? —
Der Milde, die vom Sonnenkuß
Läßt heher Burgen Trümmer glühen,
Und die — ein Lebensgenius —
Die Blumen alle ruft zum Blühen'

Ja, Gottesmilde — ſie verklärt
Was längſt der Hauch der Zeit zertrümmert.
Mit Blumen kränzet ſie das Schwert,
Daß es nicht allzu furchtbar ſchimmert!
Ach, wann im Morgenglanz wir ſtehn,
Hochfreud'gen Herzens, ſonder Bangen,
Vergeſſen wir auf heitern Höh'n,
Daß unſer Abend angegangen.

Doch Morgenglanz und Abendglühn
Entſtammen einem Gottlichte.
Die Lerche ſingt, die Blumen blühn,
Und ernſten Schritts geht die Geſchichte.
Ob unter ihren Tritten ſprießt
Auf Trümmern nur die Todtenblume:
Ein heil'ger Lebensſtrom ergießt
Sich dauernd zu des Ew'gen Ruhme.

Und dieſer Strom führt Luſt und Qual
Vorüber auf den ſchnellen Wogen.
Das Schiff der Noth, viel tauſendmal
Iſt es auf ihm dahin gezogen.
Doch ſchwamm nicht, wimpelbunt und ſchön
Manch Glückesſchiff hin auf lichten Wellen?
Baut Hoffnungſchlöſſer auf die Höhn
Und laßt Vertrauen die Segel ſchwellen!

Hegeſippe Moreau.

geſt. im Spitale zu Paris am 29 December 1838.

Von

Eduard Mautner.

Nicht nur in unſerm deutſchen Lande,
Wie unbedacht die Rede geht,
Auch am geprieſ'nen Seineſtrande
Verhungert oftmals der Poet.
Frankreich hat probiert zwar verkündigt,
Es biet' dem Dichter Geld und Ruhm;
Doch iſt's nicht wahr! Es wird geſündigt
So in, wie außer Ilium.

Ja, die der Menge Launen fröhnen,
Muh'n, dort wie hier, auf öpp'gem Pfühl,
Die laſſen ſich mit Lorbeer krönen
Von abderit'ſchem Beifallsgewühl;
Doch wer ein ſelbſtbewußt'res Streben
Im freien Dichterbu'en trägt,
Muß froh ſein, wenn er ſich durch's Leben
In Kummer und Entbehrung ſchlägt.

Du Seineſtadt, du ſtolze, reiche,
Du Prieſterin des Götzen Baal,
Wirf Einen Blick auf dieſe Leiche
Am Todtenbrette im Spital:
Dem, welcher hülflos hier verdorben,
Bot'ſt du nicht Einen Biſſen Brod.
Er ging zu Grund', und iſt geſtorben
Den zimmerlichſten Bettlertod.

So wie um ſchneebedeckte Firne
Ein matter Schein des Morgens ſiegt,
Hat jetzt auf dieſe hohe Stirne
Sich milde Wehmuth hingeſchmiegt:
Wie Mondesglanz um ſchroffe Klippen,
Spielt noch ein Strahl des ew'gen Lichts
Um dieſe krampfgeſchloſſ'nen Lippen:
Er war ein Dichter — weiter nichts.

Und doch als zu dem Kampf geladen
Das Knattern von dem erſten Schuß,
Als an den Julibarricaden
Erſcholl der Freiheit Schlachtengruß,
Als all' die wilden Liederweiſen
Herbrauſten wie ein Katarakt:
Schlug der Poet mit blankem Eiſen
Energiſch ſeiner Verſe Takt.

O! wärſt du damals doch gefallen
In heißer Kampf- und Siegesluſt,
Hätt' Eine von den Kugeln allen,
Moreau! getroffen deine Bruſt!
Es würde dann dein Sarg, o Dichter!
Bei all' den Julifeigen ſteh'n:
Wir müßten nicht die Splitterrichter
An dieſem Sarge mäkeln ſeh'n.

Wenn du von des Genuſſes Baume
Gerüttelt haſtig Frucht auf Frucht,
So war's in wüſtem Fiebertraume,
Auf regelloſer Lebensflucht:
Wem Leiden, tief und unermeſſen,
Und endlos, ſo wie dir, zu Theil:
Für einen Augenblick Vergeſſen
Iſt ſolchem ſelbſt der Himmel feil.

Und immer trüb' und trüb're Tage!
Um Brod galt's den Antiuskampf,
Doch Kunde gab kein Wort der Klage
Von deiner Seele wildem Krampf.
Am Leben nagt gebrech'nes Hoffen
Wie Mehlthau an den Blumen zehrt:
O! beſſer iſt's zu Tod getroffen
Auf Einen Streich von gutem Schwert.

Wie oft des Liedes heitre Gabe
Gefahrvoll und verhängnißschwer,
Zeigt von Briseis der arme Knabe,
Savage, und du, und andre mehr.
Wie Ahnung klang's vom eignen Ende
Was dich, Morean! so tief bewegt,
Als du die duft'ge Liederspende
Auf Gilberts einsam Grab gelegt.

O Gott! und Niemand kann es sagen
Wie weht das letzte Opfer heißt —
Nach meinem End' ein banges Fragen
Erfaßt oft finster meinen Geist. —
Ob's so, ob's anders mit mir werde:
Ich weiß es nicht — ich werf hinab
Das Lied als fromme Scholle Erde
In eines Dichters frühes Grab.

Altenburger Bilder.

Von

Georg Hesekiel.

---

1. Der Gründer des Palverts.

Ein kleines Haus iſt es, mit tiefen, ſchmalen Fenſtern auf der Mönchsgaſſe, was unſere Aufmerkſamkeit feſſelt.

Im Reich war ein Mönch, Auguſtinerordens, ſeinen Namen weiß Niemand mehr, und ſeine hiſtoriſche Geſtalt ſteht vor uns von dem gewaltigen Reiz des tiefſten Geheimniſſes umfloſſen.

Ob er die Frucht war einer Fürſtenliebe? ob ein fürſtlich Herz ihm im Buſen geſchlagen, wer will es wiſſen? Doch wenn die Fürſten niederſtiegen ſonſt, in alten Zeiten, und Hirten wurden auf den grünen Fluren, verſteht ſich, wenn ſchöne Hirtinnen dort die Lämmer weideten, kurz, wenn in jener Zeit der Fürſten Liebe weiter als ihr Purpur reichte, ſo hat ein Fürſtenherz geſchlagen unter unſres Mönches Auguſtinerkutte.

Er wußte nichts von ſeinem Leben mitzutheilen, ein ſchönes, blaſſes Weib, es brachte ihn, den zarten Knaben, an des Kloſters Pforte.

Sie zog die Schelle — langſam hallte hin der Klang durch die weiten, dröhnenden Gewölbe.

Es war bitter kalt — das zarte Knäblein bebte an der Pforte.

Seine blaſſe Führerin aber bebte ſchlimmer, eine glühende Hitze lag auf ihrer Stirn; dreimal drückte ſie die bleichen Lip-

ven auf die glatte Stirn des Knaben, dreimal zog ſie ihn an ihren klopfenden Buſen, dreimal ſprach ſie in fiebriſcher Haſt ein fremmes Segenswort dazu und dreimal tropften heiße Thränen aus ihrem glühenden Auge und rollten langſam, langſam über das blühende Kindergeſicht.

Da erſchien der Pförtner; ein geheimnißvolles Wort, ein ſchmaler Streifen gelbes Pergament — die Pforte öffnete ſich, der Knabe trat ein und der Pförtner führte ihn in ein hell erleuchtetes Gemach, wo ihn Männer in ſchwarzem Gewande freundlich ernſt empfingen.

Draußen aber an der Pforte lehnte das bleiche Weib, bebend lauſchte ſie auf des Knäbleins Schritt, der gar bald verhallte im Kreuzgange.

Ein namenloſer Schmerz ſchüttelte die feine, zartgeformte Geſtalt, ein entſetzlicher Weheruf drang über die ſchmalen Lippen, ſie erſtickte ihn nach einem verzweifelten Kampf, der auf jedem ihrer Züge zu leſen.

Ihr Buſen wogte gewaltig, eine ſchmale, zarte Hand legte ſie auf das Schloß der Pforte.

War es des Knaben Mutter?

Nur ein Brett trennte ſie dann von ihrem Kinde — wird ſie die Schelle ziehen?

Der Krampf weicht aus ihren Zügen, läſſig ſinken die Arme herab an der Hüfte, die Kniee brechen — das Weib kniet nieder an der Pforte, die ſie von dem Knaben trennt, es — betet.

Drinnen im Refectorium im Seſſel des Abtes ſchlafend der Knabe, draußen im Schnee: kniend das bleiche Weib — fern — weit im Ahnenſaal auf hohem Fürſtenſchloß ein ſieg- und ruhmgekrönter Herzog — in dieſem Augenblick ward ihm ſo bange — gehören die drei vielleicht zuſammen?

Der Knabe iſt ein Mann geworden, die ſchwarze Auguſtinerkutte bedeckt die gewaltige, ringende Fürſtenbruſt. — Das bleiche Weib iſt ein Engel geworden und grün, mit Blumen geſtickt, bedeckt ihren Leib der Raſenteppich; ſchlaf wohl, ſchlaf

ſanft du und ruhe aus! — Der ſieg- und ruhmgekrönte Herzog aber, der gewaltige Schlachtenfürſt, er liegt auf blut'ger Erde und des Blutes Purpurdecke iſt über ſein Antlitz gebreitet; ſeinen Namen aber hat er mit dem Schwert auf die Steinblätter des Buchs der Geſchichte geſchrieben.

Gehören die drei vielleicht zuſammen? Und die ehrgeizige Bruſt, ſie trieb den kühnen Mönch; Dornen wurden ſein Lager, die Disciplin ſein Gebet, ein härен Hemd ſein Gewand, Stacheln ſein Gürtel, — ſie konnten den Leib nicht brechen und der Geiſt ſpottete ihrer Quaten.

Da ließ der Mönch ab ſeinen Leib zu peinigen, er ward ein Mann der Wiſſenſchaft, er kämpfte unabläſſig, er eroberte ſich ein Reich in den unabſehbaren Gefilden des Geiſtes, ſein Ehrgeiz ward befriedigt — er war ein ſouverainer Fürſt und keiner ſtand neben ihm.

Er war ein gelehrter Mann geworden und lächelte über das Pſalmengeplärre ſeiner Confratres, und ſeine Confratres haßten ihn.

Tiefe Forſchungen über den Urſprung der Dinge, über Kraft und Gewalt und inneren Zuſammenhang der Elemente ſtellte der gelehrte Mann an, ſeltſame Verſuche machte er in Bezug auf Vereinigung verſchiedener Materien zu einer Kraft — er erkannte den innern Zuſammenhang, die Quelle der oft furchtbaren Wirkungen, ſeine Confratres ſahen allein die erſchreckende Wirkung und ſie — fürchteten ihn.

Furcht und Haß ſind ein ſchlimmes Geſchwiſterpaar. Sie trieben den gelehrten Mönch fort aus der ſichern Freiſtatt ſeines Kloſters.

Er trat aus der Pforte, an der die blaſſe Frau gehangt und gebetet, er wanderte heimathlos durch die Lande und wußte am Morgen ſelten, wo ſein Lager zur Nacht ſein würde. Sein müder Fuß ſchritt über manchen Raſenhügel, vielleicht auch über den, unter dem der Leib der blaſſen Frau ſchlummert bis zur Auferſtehung.

Wird er keine Freiſtatt wieder finden, der gelehrte Mönch,

wo er ſinnen und grübeln kann und forſchen und denken für die Wiſſenſchaft?

Da hört er reden von dem mächtigen Kloſter in der uralten, berühmten Stadt Altenburg, er ſetzte ſeinen Stab weiter und kam nach Altenburg.

Altenburg gab der verfolgten Wiſſenſchaft eine Freiſtatt in ſeinen Mauern.

In dem alten Hauſe auf der Mönchsgaſſe, nicht fern von den rothen Spitzen hat der gelehrte Auguſtiner gewohnt.

Gar mancherlei wunderſamliche Verſuche hat er dort angeſtellt, und die Nachbarinnen wußten nicht wenig zu erzählen von den Dingen, die in dem alten Hauſe vorgingen.

Dann wanderte er auch wohl hinaus in die wüſte Halde hinter den Schloßmauern, da wo jetzt das Schönhaus ſteht, und handthierte mit kleinen ſchwarzen Körnern, die hell aufblitzten und ein furchtbares Getöſe verurſachten.

Die Nachbarinnen ſagten: „er will Blitz und Donner nachmachen!“ und bekreuzten ſich fromm dazu.

Die ehrſamen Bürger aber und Meiſter lächelten geheimnißvoll, denn ſie hatten eine Ahnung, daß der gelehrte Mönch gar wichtige Dinge vorhabe.

So ging die Zeit hin in dem kleinen Hauſe auf der Mönchsgaſſe; eines Morgens aber war das gelehrte Mönchlein verſchwunden, keiner wußte wohin.

Die Nachbarinnen ſagten leiſe: der Gott ſei bei uns hat ihn geholt! die Männer ſchwiegen, bis am dritten Abend der Kloſterknecht heimkehrte mit des Priors Maulthieren und erzählte, er habe den gelehrten Auguſtiner hinab geleitet ins Reich.

Als nun nach mehrern Jahren die erſten Donnerbüchſen und Karthaunen gen Altenburg kamen und männiglich nach dem Schloſſe lief, um ſie zu ſehen, da kamen auch die ehrſamen Männer aus der Mönchsgaſſe, und als man ihnen das Pulver zeigte und ſie ſeine Wirkung ſahen, ſchauten ſie ſich erſt lächelnd einander an, endlich aber brachen alle zugleich in

die Worte auf: „das ſind die kleinen, ſchwarzen Körner des gelehrten Auguſtinerpaters, der bei uns gewohnt hat!“ Als nun gar auf ihre Frage der Büchſenmeiſter, der die Geſchütze leitete, ſprach: „Das furchtbare Pulver hat ein gelehrter Mönch im Reich erfunden!“ da wurde es allen klar, daß der Erfinder kein Anderer als ihr Auguſtiner geweſen ſein könne.

Zwar ſagt man, ein Dominicaner, Berthold Schwarz, ſei der Erfinder des Pulvers, aber eben ſo gewiß als dieſes „man ſagt“, iſt auch die Geſchichte von unſerm Mönch.

Wer will es löſen das Problem, welches „man ſagt“ das richtige ſei?

Der Auguſtinerorden iſt der Sitz der Bewegung, aus ſeinem Schooß iſt die neue Zeit hervorgegangen, die alte bekämpfend mit Reformation und Pulver.

---

2. Meiſter Alberto.

Umgeben von unbedeutenden Gebäuden ſteht ein alter Thurm in Altenburg; er hat für die Gegenwart nur Bedeutung, wenn von ſeinem Kranz das Sprachrohr des Thurmwächters den Namen eines Nachbarorts, wo eine Feuersbrunſt ſein ſpähend Auge entdeckte, über die Stadt donnert oder wenn ſeine Glocke in wimmernden Tönen die Nähe der Gefahr in der Stadt ſelbſt anzeigt. Der nächtliche Wanderer meint den Nicolausthurm.

Einſt ſtand er mit einer ſtolzen Kirche in frommem Verein und heilige Mönche durchtönten ſeine Hallen mit Pſalmengeſang und Ave Maria.

Zu dieſer Kirche flüchteten ſich die letzten Söhne des heiligen Vaters in Rom, es war dieſe Gemeinde der Jungfrau Maria und den lieben Heiligen am längſten treu, die letzte katholiſche Gemeinde in der Stadt Altenburg.

Ein halbes Menſchenalter vorher, ehe der päpſtlichen Bullen Wort verlacht ward in unſerm Vaterland, bewohnte

ein ſtattlicher Bürger ein Haus unfern der Nikolauskirche. Es war ein Mann bei der Stadt, war ſtolz auf ſeinen Rang, ſtolz auf ſeine blanken Kaiſergulden in der Truhe, vor allen aber ſtolz auf ſeinen Sohn. Und mit Recht, denn Meiſter Albert, oder wie er ſich lieber nennen hörte Meiſter Alberto, war ein Künſtler ohne Gleichen. Er war als ein zarter Jüngling von ſeinem Gaſt getrieben, hinausgezogen in die Fremde, hatte das Reich durchwandert, war über die Alpen nach dem ſonnigen Lande Italia hinabgeſtiegen und hatte zu Rom lange Jahre ſich mit Ausübung der Bildhauerkunſt unter den größten Meiſtern dort beſchäftigt.

Der Meiſter Alberto wußte viel zu erzählen vom wälſchen Lande, von der mächtigen Republik Venedig, wo die Bürger Edelleute ſind und die Gondeln durch die Kanäle fliegen, von Mailand, von dem ſchönen Lande, das ein ewiger Mai mit warmem Sonnenſchein, mit tauſend Blüthen und wolkenloſem Himmel ſchmückt.

Der Meiſter Alberto war die Stufen des Capitols hinaufgeſtiegen, den heiligen Vater ſelber hatte er die Meſſe celebriren ſehen im hohen Dome St. Johann zum Lateran, er hatte den blitzäugigen Schönen Roma's in's Auge geſehn und den in vollendeter Formenſchöne prangenden Florentinerinnen, und hatte dennoch, wenn auch einen italiſirten Namen, ein treues ehrliches deutſches Gemüth zur altenburgiſchen Heimath zurückgebracht.

Da begab es ſich nun, daß er zu Altenburg kunſtvolle Grabſteine arbeitete und Engel, die auf Monumenten knieeten in den Kirchen, ſo zur Zufriedenheit ſeiner Mitbürger, daß ſein Ruhm groß wurde bei Jung und Alt in Stadt und Land.

Eigentlich ſchmerzte es den Meiſter, daß er ſeine Kunſt, die ihm über alles heilig und theuer war, brauchen ſollte zu ſo geringer Arbeit — er hätte lieber in Marmor herrliche Statuen gemeißelt, ſo wie er in Italien geſehen und gethan, aber der ſtrenge Vater wollte nicht umſonſt ſeine blanken Gulden gegeben haben zur Reiſe in Wälſchland.

Eines Morgens, als er auch an einem Denkſtein meißelte, den des ſeligen Bürgermeiſters Erben bei ihm beſtellt, klopfte es an ſeine Thüre und auf ſein einladendes „Herein" trat ein Jungfräulein zu ihm ins Gemach, ſo ſchön, wie er keins im Reich geſehn und in Italia.

Das lichte Haar, es fiel in langen Flechten wunderprächtig nieder auf die Schultern und ein ſittiger Blick ruhte im dunkeln Augenpaar; aus dem langen, faltigen Gewande aber blickte eine ſchneeweiße, kleine Hand hervor und hob mit den zierlichen Fingern den Saum des Gewandes etwas empor, damit der Fuß ungehindert die hohe Schwelle überſchreiten könne.

„Gott grüß' euch, Meiſter!" klang der glockenreine Gruß der Jungfrau.

„Dank euch, Madonna!" entgegnete nach einer kleinen Weile der erſtaunte Meiſter.

Verwundert ſah ihm die Jungfrau in's Antlitz; die heilige Jungfrau nur hieß in Deutſchland „Madonna," der Meiſter Alberto bediente ſich der gewöhnlichen italiſchen Anrede.

Die Jungfrau kam dem Denkmal ihres Vaters nachzufragen, ſie war des ſel'gen Bürgermeiſters einzig Töchterlein.

Des Meiſters Alberto Herz war feſt geblieben vor italiſcher Blicke Gluth, — ach! und vor einem Blick aus dieſem blauen Auge war es dahingeſchmelzen. Die feine Sitte und das fremde Weſen, zugleich die Manneswürde des geſchickten Bildhauers machten ſichtlich einen günſtigen Eindruck auf das deutſche Mädchen.

So lange hatte Meiſter Albert niemals an einem Grabdenkmal gemeißelt — aber es gab ſo viel zu fragen, denn faſt einen Tag um den andern erſchien der Meiſter Albert in dem Hauſe des ehrſamen Bürgermeiſters, um ſich zu erkundigen, ob das und das nicht ſollte zugefügt werden den Zierrathen. Auch die Jungfrau trat doch einige Male in's Gemach des Meiſters, die Mutter ſchickte ſie, den langſamen Arbeiter anzutreiben.

Warum erröthete das holde Kind, als ſie das ſagte?

Endlich fühlte der Meiſter, daß er nicht länger zögern dürfe; er arbeitete unabläſſig mehrere Tage hintereinander und ſtand endlich eines Abends vor dem vollendeten Denkmal, ſo ſchön, wie es kein Bürgermeiſter von Altenburg vor und nach dieſer Zeit gehabt.

Was waren ſeine Gedanken? Selig war er in ihnen, Sonnenſchein lag auf ſeiner Stirn, inniges Glück trat aus der Seelentiefe herauf und ſchaute durch die hellen Augenfenſter.

Da klopft es an. — „Herein!“ — Ein alter Schulkamerad. —

„Der tauſend, wie prächtig! Des alten Bürgermeiſters Monument?“

Meiſter Alberto nickte freundlich.

„Da kann ich euch noch eine gute Botſchaft bringen. Ihr werdet bald neue Arbeit bekommen, alter Geneſſe, des alten Bürgermeiſters Tochter iſt dieſen Morgen eines ſchnellen Todes geſtorben!“

Meiſter Albert ſtarrte ihn an.

„Habt ihr ſie nicht gekannt? Sie war die holdſeligſte Jungfrau Altenburgs.“

„Wer iſt geſtorben?“ fragte der Meiſter und ſeine Stimme zitterte.

„Jungfrau Helene, des verſtorbenen Bürgermeiſters einzige eheliche nachgelaſſene Tochter!“

Ein düſterer Schatten zog über Meiſter Alberto's Angeſicht, er wandte ſich nach dem Fenſter, krampfig ballten ſich ſeine Hände, ſeine Lippen wurden bleich, gleich den Lippen eines Todten. Das Zucken ſeiner Züge verrieth einen harten Seelenkampf, er bezwang ſeinen furchtbaren Schmerz, er biß die Lippen blutig roth und ſagte leiſe und traurig: „Die arme Mutter, daß ſie das erleben mußte, arme Mutter!“ Und ſein Herz jammerte: „armer Alberto!

Der böſe Kamerad verließ ihn. Meiſter Alberto ging gelaſſen in ſeinem Gemach auf und ab.

Was er die Nacht getrieben, weiß man nicht.

Am dritten Morgen ging er hinaus auf den Gottesacker, er drängte ſich zu dem Sarge, als er geöffnet ward, daß die Leiche geſegnet würde. Ein Blick! welch' ein Blick! —

In Meiſter Alberto's Werkſtatt begann es nun lebendig zu werden — aber er meißelte keine Denkſteine. Man fragte den Vater; „er hat Arbeit für ein reiches Kloſter!" lautete die Antwort.

Der Meiſter ſprach mit keinem Menſchen mehr — die Nachbarſchaft ſprach darüber eine Weile — endlich fiel es Keinem mehr auf.

Der Vater Meiſter Alberto's ſtarb — man ſah den Sohn nicht eine Thräne weinen — der meißelte fort und fort in ſeinem ſtillen Hauſe.

Die Vettern und die Muhmen klagten, der Meiſter habe kein Gefühl, ſelbſt ſeinem Vater habe er keinen Denkſtein geſetzt.

So trieb Alberto es mehrere Jahre hindurch, die Nachbarn ſagten: „es ſei ihm etwas angethan!" denn er rede nicht mehr mit Menſchen, ſondern mit den lebloſen Steinen, die er bearbeite.

Was er arbeitete wußte Niemand.

Endlich, an einem Sonntag nach der Meſſe, erſchien der Superior des Barfüßerkloſters mit einigen Patres in der Behauſung Meiſter Alberto's, der ſie in ſeinem Feierkleide empfing.

„Auf euer Schreiben, Meiſter, ſind wir hier!"

Alberto führte die Mönche dankend in ein Gemach, das ein großer Vorhang in zwei Hälften ſchied.

Der Meiſter wendete ſich an die Väter und ſprach: „Ehrwürdige Herren, nach Jahren voller Arbeit iſt mir es gelungen, die Geſtalten der heiligen eilf Jungfrauen von Köln herzuſtellen. Meine Bitte geht an euch, ſie zum Schmuck eures Gotteshauſes zu St. Nikolaus zu verwenden!"

Mit den Worten zog er den Vorhang auf und ein ſtaunendes „Ach" entſtieg den Lippen der Barfüßer.

Herrliche, koloſſale Steingebilde, wie Schweſtern einander ähnlich alle — ſie alle trugen ein ſchönes, reines, frommes Antlitz.

Der Superior dankte froh in ſeiner Kirche Namen und wollte ſeinen beſten Segen ertheilen. Da erhob der Meiſter ſeine Stimme noch einmal und bat, ihn als dienenden Bruder in das Barfüßerkloſter zu nehmen, dem er ſein ganzes Hab und Gut zu mildem Zwecke übergäbe.

Das war den heiligen Mönchen faſt noch lieber zu hören als das erſte. Sie gaben ihm ihren Segen und nahmen ihn mit ſeinen Statuen und ſeines Vaters blanken Gulden als Kloſterbruder mit großen Freuden an.

Als der Superior die Treppe hinabſtieg, ſagte er zu ſeinem Pater Lector: „Ein fetter Biſſen, traun, für unſer armes Haus! Habt ihr geſehen, wie die heiligen eilf Jungfrauen ſämmtlich der niedlichen appetitlichen Helene gleichen, des vorletzten Bürgermeiſters verſtorbener Tochter?“

Der Pater Lector nickte. „Den treibt auch unglückliche Liebe in unſere Mauern! Dieſer mächtigen Göttin müßten wir dankbarlich einen Altar errichten in unſerer Kirche und Meſſen ihr zu Ehren ſtiften laſſen!“

So ſprachen die heiligen Mönche.

Wenn nun in folgenden Jahren die Gläubigen im Gebete lagen vor den heiligen eilf Jungfrauen im Gotteshauſe zu St. Nikolaus in der Stadt Altenburg, dann ſah ein Mönchlein ſtets mit ſeliger Zufriedenheit zu, das Mönchlein war der ehemalige Meiſter Alberto. Er dachte aber dabei niemals an die heiligen eilf Märtyrinnen von Köln, ſondern nur an die liebliche Helene und war ſelig, daß die ganze Gemeinde demüthig niederknieete vor den Geſtalten ſeiner Geliebten.

Vor wie manchen Frauengeſtalten kniet die katholiſche Chriſtenheit! Gott geb's, daß ſie alle wenigſtens eben ſo gut und ſchön als Meiſter Alberto's Helene ſind. —

Als aber der Sturm der Reformation durch das Land fluthete, als die lieblichen Marien von ihren Thronen ſanken,

die heiligen Cäcilien, Magdalenen, Katharinen das Prädikat der Heiligkeit verloren im deutschen Lande, da erfaßte Meister Albert's Herz ein großes Zagen.

Immer dünner wurde die gläubige Schaar, die vor seinen geliebten eilf Statuen knie'te, obgleich er muthig und rastlos wie keiner umherging in den Häusern, um durch Bitte, Ermahnung, Drohung, Ueberredung die Gemeinde von St. Nikolaus zusammenzuhalten.

Es glückte ihm bis an seinen Tod allsonntäglich wenigstens einige fromme Christen im Gebet zu sehen vor den heiligen eilf Jungfrauen.

Als er aber gestorben war, ging die Gemeinde ein und die Kirche von St. Nikolaus ward geschlossen. Nun wollten dennoch die Bewohner der umliegenden Häuser die Kirche um Mitternacht erleuchtet gesehen haben und endlich ward es auch durch die constatirten Aussagen mehrerer Weiber von gesetztem Alter zur evidenten Gewißheit, daß ein Mönch allnächtlich mit dem Schlüsselbund erscheine, die Kirche öffne und, nachdem er die Lampen angezündet, Messe lese vor dem Altar der heiligen eilf Jungfrauen von Köln.

Um selbige Zeit ließ ein edler Rath der Stadt Altenburg das Rathhaus bauen und in den Grund des Thurmes ließ er die Statuen der heiligen eilf Jungfrauen aus der St. Nikolauskirche legen.

Obgleich man sonst eben nicht auf Weiber bauen zu können glaubt; die heiligen steinernen Jungfrauen haben das auf sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt; das Rathhaus steht fest und sicher wie am ersten Tage und ist doch auf Frauen gebaut.

Nachgehends ward die St. Nikolauskirche niedergerissen und einsam trauernd blieb der alte Thurm allein stehen. Aber alljährlich zur Adventszeit schleicht ein alter Mönch um den Thurm; es ist Meister Alberto, er sucht seine steinernen Jungfrauen. —

Verräth's ihm Keiner, wo sie sanft und ruhig schlafen?

Huß und Hieronymus.

Von

Uffo Horn.

In ſpäter Nacht beim Lampenlichte
Sitzt in der Zelle Johann Huß
Und ſpricht von ſeines Volks Geſchichte
Mit ſeinem Hieronymus!

O ſeht die Zwei ſo früh verblühen!
Aus ihren Wangen wich die Glut,
Und von durchwachter Nächte Mühen
Stockt greiſig faſt das junge Blut.

Denn in der Nacht, der einſam dunkeln,
Beginnet erſt des Weiſen Tag,
Der lieber heil'ge Sterne funkeln
Als Tagesſonnen ſchauen mag.

Viel Andre nicht in grauen Jahren
Sind wie die Zweie ruhmbekränzt,
Auf deren braunen Lockenhaaren
Des Lorbeers reiche Zierde glänzt.

Doch dieſer, nicht mit blut'gem Eiſen
Gemäht auf einem Kriegesfeld,
Wuchs in dem heil'gen Hain der Weiſen
Dort an der Grenze ſeiner Welt

O Weisheit! die du braune Locken
Schon ſolchen Schmuckes würdig meinſt,
Wie wirſt du erſt die Silberflocken
Am greiſen Haupte ſchmücken einſt!

Es hat Johannes seinem Namen
Treu — wie der Täufer, sein Patron —
Gestreut des Lichtes goldnen Samen
In seines Volkes Herzen schon!

O welch ein prächt'ger Blumengarten
Aus seiner Saat zu dieser Zeit
An Lilienkängeln, reich und zarten
Hervorgesproßen, aufgegangen ist!

Der Pfaffenhütlein, schön gerötet,
Den Rittersporen, hoch und heiß,
Hat er besorglich aufgejätet
Und Freiheitsröslein angebaut!

Und was Johannes einstig sä te,
Erfreicht mit seiner Rede Guß
Nachfolgend ihm von Ort zu Orte
Der treue Hieronymus!

Kleine Bilder und Geſchichten.

Von

G. Herloßſohn.

Wie es zuerſt Nacht wurde.

Da der Herr die Welt erſchaffen, war es nur Tag, der ſie mit immerwährendem Glanz umhüllte.

Wie aber der Tag einmal, als ſein Strahl durch die dichteſten Lauben des Paradieſes drang, Eva's ſchwarze Augen erblickte, und darin alle Sterne ſah und den Mond und die geheimnißvolle Pracht des Himmels, da verwunderte er ſich und erkannte, daß er von nun an die Welt nicht allein beherrſchen könne, und er gab die Hälfte ſeines Regimentes der Nacht, die er in Eva's ſchwarzen leuchtenden Augen geſehen.

Seit jener Zeit wechſelt Tag und Nacht, und vom erſten Frauenauge her beherrſchen die Frauenaugen die halbe Welt.

Woher die erſten blauen Augen.

Der Herr zürnte der Menſchheit ob ihres großen Verderbniſſes. Er ſandte die Sündfluth über die Erde. Nur Noah, den Gerechten, wollte er erretten und die Seinigen. Er befahl dem blauen Himmel, daß er nicht mehr liebend

auf die Erde blicke, daß er sich umwölke und Regenfluthen und den zündenden Blitz hernieder sende.

Aber Noah hatte eine Tochter, die jüngste und schönste, Alisa, die fromm war und stets mit Inbrunst und gläubigem Vertrauen zu dem Himmel des Herrn emporblickte.

Es waren damals die Augen der Erdenkinder alle noch schwarz, von Eva her, ihrer schönen Mutter.

Da dauerte den blauen Himmel aber das fromme Kind, daß er sich auch für sie umwölken müsse und daß sie einer Zeit des Drangsales und der Finsterniß in der Arche entgegensieht.

Darum blickte er scheidend noch einmal in Alisa's Augen mit unendlicher Liebe und diese schlossen sich und öffneten sich erst, als die Taube mit dem Oelzweig kam.

Und sie waren seitdem blau geworden diese Augen von dem letzten Liebesblick des Himmels.

So leuchtete denn in Alisa's Augen der blaue Himmel wieder und unten die grüne Erde wieder.

Und daran sollen wir denken, so oft wir ein blaues Frauenauge sehen.

Warum die Schwalben im Herbst nach dem Süden wandern.

Vor undenklichen Zeiten war die Heimath der Schwalben nur das Nilufer und das tiefere Afrika. — Da begab es sich, daß einmal eine große Dürre über das Land kam; Ströme, Seen und Bäche vertrockneten, mit ihnen alle Insekteneier und die armen Vögel litten grausame Hungersnoth. Da beschlossen sie in ihrer Verzweiflung, sich von der theuern Heimath zu trennen und nach dem Norden zu ziehen, wo der Himmel eben so blau leuchtete und der Frühling mit aller Macht gekommen war.

Und hier fanden sie Alles frisch und reich und wohnlich, hier nisteten sie, brüteten und erzogen ihre Kleinen. Und wie es wieder zum Herbste ging und die jungen Schwalben schon gekräftigt waren an Brust und Schwingen, da überkam die Alten, die Auswanderer, eine gewaltige Sehnsucht nach der Heimath, sie wollten den Ort ihrer Geburt wiederschauen, sie wollten dort sterben und ruhen bei ihren Vätern.

Also ward es beschlossen und es zogen die Alten und Jungen gen Süden. — Hier schlossen jene ihre müden Augen und wurden von ihren Kindern bestattet.

Wie aber der neue Frühling kam, da regte sich in den Herzen der Jungen die Sehnsucht nach der neuen Heimath, nach jener nordischen Heimath, wo sie geboren und groß geworden, und sie zogen hinauf in die Eichenhaine und an die Ströme, die sie kannten von Kindheit her.

Als aber der Herbst wieder erschien, da gedachten sie der fernen Todten ihrer Gräber und zogen wiederum abwärts. Die, so inzwischen alt und schwach geworden und zu sterben kamen, die versenkten sie bei den vorangegangenen Vätern, und als der neue Lenz kam, da wanderte das neue Geschlecht wieder aufwärts in die eigene Heimath.

So ziehen sie auf und nieder, von den theuern Gräbern zu ihren Wiegen und von ihren Wiegen zu den Gräbern. Hier brüten, dort ruhen sie — bis auf den heutigen Tag.

Von den Schwänen.

Auch die Schwäne ziehen, wie die Schwalben, wenn der Sommer scheidet, nach dem Süden. Sie wandern nach einer Insel im Ocean, welche man Neuholland nennt. Auch dort giebt es Schwäne, aber ihr Gefieder ist schwarz wie die Nacht.

Vor langer, langer Zeit waren alle Schwäne weiß und jene Insel war ihre Heimath. — Da begab es sich einmal,

daß ein junges Schwanenkind, trotz der Ermahnung des Vaters, zu einem Raben, der ſie zu beſtricken wußte, ſündige Neigung empfand; ſie ſahen ſich zur Nacht im Waldesdunkel und das Schwanenmädchen vergaß der Warnung des Vaters und der Reinheit ſeines ſchneeweißen Gefieders.

Wie aber ſolches zu Tage kam, da verſtieß und verfluchte der alte Schwan ſein gefallenes Kind und verkündigte, daß deſſen Nachkommen alle grönendmarkt ſein ſollten durch ſchwarz ihr Gefieder.

Und weil das ganze Geſchlecht entehrt war, verſammelte er ſeine andern reingebliebenen Kinder und verließ die Heimathinſel. Sie zogen weit hinauf gen Norden, ein neues Vaterland zu finden. Hier tödtete den alten Schwan gar bald der Schmerz und die Schande.

Aber die Geſchwiſter hatten die unglückliche Schweſter nicht vergeſſen, und alljährlich lenken ſie den Flug nach dem Süden, um ſie wiederzuſehen, um ſie zu tröſten. Dann kehren ſie wieder in die neue Heimath zurück, wo ſie ſich rein erhalten haben.

Und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Von den Roſen.

Ehedem waren die Roſen alle roth.

Zwei Roſen ſtanden neben einander, die eine aufgeblüht in ihrer purpurnen Fülle, die Andere noch züchtig verhüllt, halb Knoſpe.

Ein ſchöner, bunter Schmetterling gaukelte zwiſchen ihnen umher und ſagte zu der vollen Roſe:

„Wie biſt Du ſchön, Königin der Blumen!“

Die volle Roſe erwiederte ſtolz und laut: „Das haben mir alle Deine Brüder ſchon geſagt: weißt Du mir nichts Beſſeres zu ſagen?“

Der Falter flog jetzt zur halbaufgeblühten Roſe und ſprach:

„Auch Du biſt ſchön, heiligſte Amadye, nicht Königin noch, aber werth Königin zu ſein.“

Die Amadye ſenkte verſchämt die Augen und erröthete tiefer, dann erwiderte ſie leiſe: „Ich weiß nicht, was Du ſprichſt, aber die Gnade des Herrn hat mich erſchaffen.“

Da entgegnete der Zolter:

„Du biſt ſo demüthig und beſcheiden und preiſeſt den Herrn, Du ſollſt meine Erwählte ſein.“

Dies ſchnitt der rothen Roſe in's Herz, denn ſie empfand ihren Mißgriff und den Schmerz der Zurückſetzung und ſie erblaßte vor Scham und Weh.

Seitdem giebt es auch weiße Roſen.

Von den Farben.

Warum iſt die Farbe der Hoffnung grün, die der Treue blau und jene der Unſchuld weiß, und die Farbe der Liebe roth?

Es ſteht davon nichts in der Blumenſprache; wir müſſen das Buch der Natur aufſchlagen.

Die Farbe der Unſchuld iſt weiß, weil Weiß gar keine Farbe iſt, die Schuldloſen wiſſen es gar nicht, daß ſie ſchuldlos. Erſt mit der Schuld kommt das Bewußtſein derſelben. Ein Erdenſtäubchen ſchon entweiht die Reinheit der Lilie — und die Lilie iſt dann nicht Lilie mehr.

Und die Farbe der Treue iſt blau, weil ja der Himmel blau iſt, der uns nie gelogen, der da feſt ſteht, wie wir auch wanken und ſchwanken, der immer wieder erſcheint nach Wolken nacht und Ungewitter in ſeiner ewigen treuen Reinheit. Und wenn Alles bricht, blicken wir zum Himmel empor. Dort eben, nicht hier unten in der Erde oder im feuchten Meer iſt der Ankergrund unſers Vertrauens. Dort eben

„Ueberm blauen Himmelszelt
Wacht ein guter Vater wehmen!“

Und die Hoffnung iſt grün. Werden ja in jedem Frühling ſelbſt die Gräber, worin die lange Hoffenden und Harrenden ruhen, grün! Spricht doch aus jedem keimenden Grashalm, jedem Blatte, jeder Knoſpe die Hoffnung. Der Frühling iſt die Hoffnung, und die Hoffnung ein ewiger Frühling. Noah's Taube brachte das grüne Oelblatt und mit ihm die Hoffnung. Jeder Frühling iſt für uns eine Noahstaube. Und ich glaube, die Todten in den Gräbern wiſſen das ganz gut, und wenn der Lenz ſeine Flügel regt und die warmen Lüfte über die Erde ziehen: da pocht ihr Herz, ihr Leben und Denken pulſirt, ſie fühlen es, daß es warm wird über ihnen, daß die Lerchen ſingen und die Schwalben ſchwärmen, und ſie treiben aus ihrer Bruſt Gräſer und Halme empor zum Sonnenlichte und zeigen uns, daß ſie lebendig ſind im Tode.

Das iſt die Auferſtehung, die ſie uns verkündigen. Sie rufen uns zu: Hoffet, ſo werdet ihr erhöret werden!

Warum freut ſich denn das Menſchenauge, wenn die Bäume grünen, wenn die Primeln aus der Erde ſteigen? Mit dem Auge freut ſich auch das Menſchenherz, und das Menſchenherz iſt etwas Großes, Gewaltiges, das die geheime Sprache des Weltgeiſtes verſteht.

— Warum iſt die Farbe der Liebe roth?

Weil das Herzblut roth iſt und weil nur ein Menſch der ein treues, glaubendes Herz hat, wahrhaft lieben kann. Jede Blutwelle iſt dann ein Puls der Liebe und jeder Herzſchlag eine Ahnung der Unſterblichkeit. — Und wenn die Sonne untergeht, ſo küßt ſie mit purpurnen Lippen noch zum Abſchied die Erde, die ſie liebt; denn ſie ſegnet, befruchtet, ernähret ſie. Und wenn die Sonne aufgeht, ſo küßt ſie im Morgenroth mit denſelben purpurnen Lippen ihre theure Erde. Wir nennen das Abend- und Morgenroth; aber es iſt nur die Liebe, die gewaltige Liebe, welche die Sonne offenbart im Geiſte des Herrn!

Warum die Nachtigallen nur im Frühling ſingen.

Jupiter hatte ſich den Adler zum Liebling erkoren, Juno den Pfau, Minerva die Eule ſogar, die Tauben zogen Aphroditens Wagen und Leda's Schwan ward unter die Sterne verſetzt. Nur die armen unſcheinbaren Nachtigallen, die im Hain von Paphos Götter und Menſchen entzückt, waren vergeſſen worden.

Tief gekränkt in ihrer Liederſeele beſchloſſen ſie, eine Botſchaft emporzuſenden zum Throne des Donnerers, um zu klagen über ſolche Zurückſetzung und ſeine Gnade zu erflehen.

Und als der Frühling prangend über der Erde lag, da ſchieden die Erkornen und flogen empor mit ihrer Botſchaft durch den Aether in den Olymp der Ewigen.

Die Zurückgebliebenen harrten und hofften.

Aber jene Botſchaft iſt nie wiedergekehrt bis auf den heutigen Tag.

Und darum, wenn der Frühling kömmt, da klagen und rufen die Nachtigallen — die vordem während des ganzen Jahres geſungen — und hoffen noch immer, ihre Boten würden wiederkehren und ihnen freudige Kunde bringen von der Gnade des Herrſchers.

Der Weihnachtsabend.

Von

Karl Haltaus.

So bricht sie an die heil'ge Nacht,
Und Millionen Kerzen
Erleuchten sie mit Silberpracht,
Und Weihnacht wird's im Herzen.
Ein Jubelrausch durchzuckt die Luft:
Der Heiland ist geboren!
Und jede Brust hat Wohlgeruft
Zur Freude sich erkoren.

Da steht er da der Weihnachtsbaum,
Der schönste Baum auf Erden,
Und Mancher wünscht im Jugendtraum
Noch einmal Kind zu werden.
Gleich gold'nen Früchten strahlt das Glück
Im Land der Hesperiden,
Doch führet kein einz'ger Weg zurück
Zu Eltern stillem Frieden.

„Wie glücklich preis' ich, Kinder, euch
Dort oben in den Zimmern,
Wo jetzt, gleich wie im Himmelreich,
Die Weihnachtskerzen flimmern!"
So seufzt ein Knabe tief und schwer,
Gemper zum Fenster stierend,
Sein Auge feucht, sein Magen leer,
An allen Gliedern frierend.

Er ſchaut die hellen Kerzen an,
Die nur für ihn nicht ſchimmern,
Er hört der Freude lauten Schall
Und möcht' vor Wehmuth wimmern,
Er ſieht ein neues Prachtgewand
Und kann ſich kaum erwärmen,
Ihn ſegnet keine Mutterhand,
Kein Vater ſtillt ſein Härmen.

O armer, armer Waiſenknab',
Verlaſſener und verkannter,
Wie du, ſo irrt ohn' Haus und Hab
Umher gar manch Verbannter.
Er floh hinweg vom Vaterhaus,
Weil er zu frei geſprochen,
Und zieht einher durch Nacht und Graus
Und hat doch nichts verbrochen.

Er ſieht im Geiſt am Weihnachtsfeſt
Den grünen Chriſtbaum flammen,
Sein Herz, ſonſt kühn und feſtgeſinnt,
Heut bricht es faſt zuſammen.
Die Sehnſucht preßt den Schmerzruf aus
„Wollt' Alles gern vermiſſen,
Wär' nur daheim im Aelternhaus
Vereint mein Sterbekiſſen!“

Ehrlich währt am längſten.

Aus einer Sammlung „Bilder aus dem Familienleben"

Von

Julius Hammer.

Ein armer Flickſchuſter zu ſein, der in der Regel nur das invalideſte Schuhwerk, das keinen rechten Stich mehr halten will, zum Ausbeſſern unter die Hände bekommt, iſt eben kein beneidenswürdiges Loos; aber nun vollends ein heruntergekommener Flickſchuſter und außerdem Gatte und Familienvater — ihr werdet mir zugeben müſſen, geneigte Leſer, wer es ſo weit gebracht hat, der weiß, was das Sprüchwort zu bedeuten hat: „die lieben Englein im Himmel ſingen hören."

Samuel Barthels draußen in der wilsdruffer Vorſtadt hatte ſie in ſeinem Elend ſo oft zu hören gemeint, daß er endlich eine ganz beſondere Vorliebe — es klingt ſeltſam, aber es iſt ſo — für den geiſtlichen Geſang gefaßt hatte. Davon hättet ihr euch noch vor kurzem ſelbſt überzeugen können, wenn euch der Zufall einmal in den dunklen Hofwinkel verſchlagen hätte, wo er zwiſchen dem Dach und dem einzigen Stockwerk eines armſeligen Hintergebäudes, in einem niedrigen Behältnis, daß ehemals zum Aufbewahren von Steinkohlen gedient, mehrere Jahre hindurch mit Weib und Kindern gehauſt hat.

Hier hättet ihr ihn täglich zu häufig wiederholten Malen vernehmen können, wie er mit rauher, zitternder Stimme Lieder aus dem Geſangbuch abſang oder auch in lautem Predigertone, den er gleichfalls wie eine Art von Geſang behandelte, ein oder mehrere Kapitel aus der Bibel las.

Vorzugsweiſe ſalbungsvoll erſchallte bei dieſem Geſchäft ſeine Kehle, wenn er ſie mit einigen Zügen aus der Schnapsflaſche angefeuchtet hatte. Damit will ich ihn jedoch keineswegs einen Säufer ſchelten — das wäre Verleumdung: denn erſtens beſaß er ſelten die Mittel dazu, ſich einen Rauſch zu trinken, und zweitens überfiel ihn gewöhnlich, wenn er ſich in dieſer Beziehung ja einmal vergeſſen hatte, die bitterſte Reue. Er war dann im Stande zu weinen, wie ein Kind, und ſich ſelbſt die verächtlichſten Bezeichnungen beizulegen.

Bei ſeinen Nachbarn hieß er nicht anders als „der fromme Pech-Barthels," ein Spitzname, den er keineswegs ungern hörte, ſich vielmehr mit nicht geringer Selbſtgefälligkeit zur Ehre anrechnete. Der Armenvorſteher des Bezirks ſchilderte ihn mir als einen freilich überſpannten, aber ſonſt friedfertigen, verträglichen Mann, der nur manchmal „ſeinen Schuß habe." In der Regel trug er Spott und Hohn und ſelbſt die ärgſten Schimpfreden mit einer Ergebung und Geduld, die faſt an ſtumpfe Gleichgiltigkeit grenzte. Seine Bet- und Singübungen ſchienen ſeinen ganzen innern Menſchen auszufüllen, und oft gab er nicht undeutlich zu verſtehn, daß er ſich für einen Geſegneten des Himmels halte, den der Herr plötzlich einmal erhöhen werde. „Noth," pflegte er zu ſagen, „lehrt beten, und es ſteht geſchrieben: Betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!"

Er hatte Stunden, wo er über ſein Elend ordentlich in Begeiſterung gerieth und behauptete, Niemand ſei glücklicher als er, denn nur der ſei ein wahrhafter Menſch im vollen Sinne des Worts, den die Hand Gottes niedergeſchlagen habe.

Allein ſolche Ausbrüche der Begeiſterung waren gewöhnlich nur die Vorläufer einer ganz entgegengeſetzten Stimmung, die mit ſtiller Niedergeſchlagenheit anfing und mit ſeinem „Schuß" endigte. Wenn ſie ihn überſchlichen hatte, ſo war er kaum mehr zu erkennen. Zuvörderſt pflegte er ſeine Gebetübungen erſt abzukürzen und nach und nach gänzlich ein-

zuſtellen. Als ob er das Licht ſcheue, das ohnehin nur ſpärlichen Zugang zu dieſem Loche fand, ſetzte er ſich dann, das Geſicht gegen die Wand gekehrt, in einem Winkel entweder auf den bloßen Boden oder mitunter auch auf ſeine große Bibel. So ſaß er, die Hände um die heraufgezogenen Kniee gefaltet, oft ſtundenlang, jetzt ſtumm vor ſich hinſtarrend, jetzt wieder Seufzer ausſtoßend und unverſtändliche Laute murmelnd, oder auch ſogar, was jedoch ſeltener geſchah, laut weinend und heulend.

Seltſamer Weiſe hatte er in dieſem Zuſtand eine weit größere Eßluſt als ſonſt. Gierig ſchlang er die Biſſen hinunter, die ſeine Frau oftmals ſich ſelbſt abdarbte, um ihn nicht zu reizen, und ſobald er ſich vollgeſtopft hatte, bettelte er ſie noch obendrein, Schnaps holen zu laſſen, „damit er etwas zu Kräften käme," wie er ſich mürriſch ausdrückte. Man kann ſich leicht vorſtellen, was die arme Frau dabei zu leiden hatte.

Doch hoffentlich ſind die Zeiten der Noth und der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte nun auf immer für ſie vorbei, denn, daß ich es gerade herausſage, mit Martheis iſt mit einem Male eine völlige Umwandlung vorgegangen.

Wie und wodurch dies geſchehen, das will ich euch jetzt, liebe Leſer, der Wahrheit getreu erzählen.

Es war etwa vierzehn Tage, vielleicht auch noch etwas darüber, vor Weihnachten, als unſer „fremmer" Sänger wieder einen ähnlichen Anfall hatte, wie den eben geſchilderten. Nachdem er ſchon ſeit beinah einer Woche Geſang und Predigen gänzlich eingeſtellt, ſaß er eines Nachmittags abermals in ſeiner Ecke auf der Bibel, vor ſich hinmurmelnd und zuweilen, gegen ſeine Gewohnheit, lebhafte Geberden mit den Armen dazu machend. Seine Tochter Mine, ein ſanftes Geſchöpf von fünfzehn Jahren, das bei einem jungen Beamten als Kindermädchen diente und manchen Sparpfennig vom kargen Lohn ins Haus der Aeltern brachte, war zu Beſuch gekommen. Die Mutter, die, an Schwindel leidend, ſchon

ſeit mehrern Tagen unwohl war und nichts hatte arbeiten können, freute ſich mit Thränen in den Augen über die wenigen Groſchen, die ihr die gute Mine in die Hand drückte.

„Wo iſt denn der Vater?“ fragte das Mädchen.

Die Mutter deutete mit einem Seufzer nach der Ecke und ſagte dann, leiſe bittend: „Barthels, willſt du nicht aufſtehn? Mine iſt da!“

Er hatte ſie recht wohl bemerkt, that aber als ob er nichts hörte, und grollte, vernehmlich genug, in ſich hinein: „Es iſt unmöglich, daß nicht Aergerniſſe kommen; wehe aber Dem, durch welchen ſie kommen! Es wäre ihm beſſer, daß man einen Mühlſtein an ſeinen Hals hängete und er erſäufet würde im Meer, da es am tiefſten iſt.“

„Aber, Vater!“ begann die Tochter ſchüchtern.

„Still!“ fiel ihr die Mutter ins Wort, „es iſt beſſer, wir laſſen ihn.“

Da drehte er ſich raſch herum und rief laut: „Still! Ich weiß, daß ihr Alle gegen mich ſeid! Was plagt ihr meine Seele, ſag' ich mit Hieb, und peinigt mich mit Worten? Ihr habt mich zehnmal gehöhnt und ſchämet euch nicht, daß ihr mich alſo umtreibet. Ihr erhebet euch wahrlich wider mich und ſcheltet mich zu meiner Schmach!“

In ſolcher Weiſe redete er noch eine Zeit lang fort; dann ſank er von neuem in ſich zuſammen.

Nach und nach wagten Mutter und Tochter wieder ſtörende Worte zu wechſeln. Unter Anderm wendete ſich ihr Geſpräch auf die Leute im Erdgeſchoß, an deren Wohnung Mine auf dem Wege zu ihren Aeltern vorüber gemußt.

„Ach, Mutter!“ ſagte ſie, „es muß übel ablaufen. Der Aufwand, den Sieglers ſeit einiger Zeit machen, kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Die Frau hatte eine theure neue Haube auf und trug eben einen großen Teller voll Wurſt in die Stube hinein.“

Barthels regte ſich; doch da er weiter keinen Laut von ſich gab, fuhr Mine fort: „Und der Mann, der von jeher ein

Müſſiggänger war, ſeit jetzt ein Heidengeld in Bier und Schnaps verthun."

„Oho!" lachte der Vater aufſtehend und einen langen Zug aus der Schnapsflaſche thuend.

Seine Frau hatte dieſe nämlich zur Hälfte für ihn füllen laſſen und ſie, wie gewöhnlich, verſteckt, um ihm ihren Inhalt allmählich in kleinen Quantitäten zuzutheilen. Er hatte ſie aber diesmal heimlich zu entwenden gewußt und ſie im Laufe des Nachmittags ganz ausgetrunken.

„Mein Gott, Barthelt!" rief die Mutter. „Iſt das der Dank für meine Gutmüthigkeit?"

„Was Gutmüthigkeit?" entgegnete er mit ſchwerer Zunge. „Was Siegler kann, das kommt mir auch zu. Was ſagt Pſalm acht und ſiebzig? Er gebot der Wolke droben und that auf die Thür des Himmels und ließ das Man auf ſie regnen, zu eſſen, und gab ihnen Himmelsbrot. Sie aßen Engelbrot, er ſandte ihnen Speiſe die Fülle."

„Du biſt betrunken, Mann!" ächzte die Frau. „Pfui, du ſollteſt dich ſchämen!"

„Schämen? Ihr müßt euch ſchämen, daß ihr nicht begreifet was für ein Geiſt in mir ſteckt. Ein hoher Geiſt, ſag' ich euch, der zu etwas Beſſerem geboren iſt! Gehet in euch und bekehret euch. Ihr ſeid meine Stricke und Kette und Fußeiſen. Wenn ich mich nicht verheirathet hätte, könnt' ich in Freude leben und ein großer Mann ſein, anſtatt daß ich jetzt am Hungertuche nage."

„Du wirſt dich verſündigen!" ſprach die Mutter ſchwach, den Kopf in die Hand ſinken laſſend.

Mine weinte bitterlich und tröſtete die Mutter, ſo gut ſie konnte. Indeſſen waren auch zwei Knaben aus der Armenſchule heimgekommen. Wie ſie ſahen, daß der Vater wieder den „Schuß" hatte und die Mutter übel behandelte, hielten ſie ſich nicht und traten ihm mit Vorwürfen entgegen.

„Wir müßten verhungern, wenn die Mutter nicht ſo

viel arbeitete, und wenn die Schweſter Mine nicht manchmal was mitbrächte!“

„Ja,“ fiel der jüngere ein, „du willſt keine Hand rühren; dein Singen und Beten hilft zu gar nichts!“

„Verfluchte Halunken!“ fuhrte Barthelé ergrimmt und warf die Schnapsflaſche nach den Knaben, die aber die Frau traf.

„Jeſus im Himmel!“ ſtöhnte dieſe und wollte aufſtehen, ſank aber matt in den Schemel zurück.

Die Knaben kreiſchten laut auf. Mine rang jammernd die Hände. Vom Hofe herauf ſchallte rauhes Gelächter.

Der Handarbeiter Siegler, der den Lärm hörte, ſtand unten und ſpottete: „So recht, Pech-Barthelé! Kardatſche dein Pack nur! Gott, ſie laſſen dir keine Ruhe, wenn du Bet-ſtunde hältſt? Möchteſt auch endlich einmal gute Tage haben? Glaubs wohl! Aber an uns armem Volk iſt Hopfen und Malz verloren. Die reichen Leute freſſen Alles weg.“

Der Flickſchuſter ſtand keuchend am Fenſter. Nach einer Pauſe ſprach er dumpf: „Euer Reichthum iſt verfaulet, eure Kleider ſind mottenfräßig geworden. Euer Gold und Silber iſt verroſtet, und ihr Roſt wird euch zum Zeugniß ſein, und wird euer Fleiſch freſſen wie ein Feuer. Ihr habt euch Schätze geſammelt an den letzten Tagen. Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen iſt, das ſchreiet, und das Rufen der Erndter iſt gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth!“

Die letzten Worte hatte er gedankenlos und faſt tonlos gelallt. Nun ſchlug er ſich plötzlich vor die Stirn und raufte ſich das Haar.

„O ich bin ein niederträchtiger, elender, verworfener Sünder!“ heulte er. „Ich bin nicht werth, daß mich das Licht des Tages beſcheint. Ich habe euch Alle ins Unglück gebracht. Ich bin ein erbärmlicher Schächer. Wehe über mich!“

„Vater!“ bat die Mutter, ihre ſchwache Kraft zuſammenraffend. „Warum verzagſt du? Der Herr läßt ſeine

Sonne aufgehn über Gerechte und Ungerechte, er hat jedes Haar gezählt auf unſerm Haupte. Haſt du das nicht oft dir zum Troſt geſagt? Sei gefaßt, es wird noch Alles gut werden. Wir finden vielleicht einen neuen Erwerbszweig. Geh morgen wieder zu dem alten Herrn Juſtizrath, dem du ein ganzes Jahr hindurch die Kleider gereinigt und die Stiefeln geputzt haſt. Vielleicht nimmt er dich wieder an; er wollte dir ja ſonſt ſo wohl, daß er dir ſogar verſprochen, dich weiter zu verſorgen, und wenn du ihn recht um Verzeihung bitteſt, daß du damals von ihm gegangen, ſo —"

„Ja, Mutter," ſagte einer der Knaben weinend, „wenn der Vater nicht aufgehört hätte, Herren zu bedienen, da könnten wir uns jetzt recht wohl befinden. Lormann's Karl hat ihm geſagt, ſein Vater verdiente ſich ungeheuer viel mit dem Geſchäft."

„Die Schuſterei," fügte der Bruder hinzu, „bringt ja ohnehin nichts ein; wir haben keinen einzigen Kundmann mehr, der bezahlen kann."

„Alles, Alles aus!" ſtöhnte Barthels und fing ebenfalls zu weinen an.

Nach einem tiefen, langen Stillſchweigen, das nur durch Schluchzen bisweilen unterbrochen wurde, ſprang er plötzlich entſchloſſen auf und tappte in der Finſterniß umher, denn der Abend war völlig hereingebrochen.

„Was ſuchſt du, Vater?" fragte Mine ängſtlich.

„Nichts — nichts — meinen Rock —" antwortete er.

„Um Gotteswillen, was haſt du vor?" ſtammelte die Mutter.

Er zog den Rock an, ſetzte die Mütze auf.

„Hinaus! hinaus! Ich erſticke hier. Aber ſei ruhig, liebes Weib — ruhig, Kinder; ich will ausgehn, um — um — ja, Arbeit will ich ſuchen gehn — Arbeit — Arbeit!"

„Aber jetzt, Mann? Warte bis morgen früh!"

„Nein, nein; — ich hab' eine Ahnung, daß mirs heute noch glückt. Verzeiht mir Alle, was ich geredet habe. Ich

war nicht bei mir. Aber nun bin ich ganz nüchtern und bei Sinnen. Es iſt mir auf einmal wie Schuppen von den Augen gefallen. Von nun an ſoll's anders werden, anders, ſag ich euch. Laßt mich, ich komme bald wieder."

Da kein Bitten und kein Zureden half, ſo ließ man ihn gehen. Die Treppe hinunterſtolpernd murmelte er noch zu wiederholten Malen: „Anders, ſag' ich euch, ganz anders."

Die Reue über ſein abſcheuliches Benehmen würde ihn wahrſcheinlich noch viel ärger gemartert haben, als ſie es ohne hin ſchon that, wenn die Wirkung des genoſſenen Branntweins ſeine Lebensgeiſter nicht noch immer in einer gewiſſen entſchloſſenen Spannung erhalten hätte. Er wußte zwar noch nicht, was er wollte, aber ſchon der lebhaft erwachte Trieb, etwas für die Seinigen thun zu wollen, ſchützte ihn vor muthloſer Stumpfheit. Er wollte zuvörderſt überlegen.

Mit ſich ſelbſt redend wankte er die dunkle Gaſſe hinunter. Nachdem es einige Tage vorher ſtark geſchneit hatte, war Thauwetter eingetreten. Aber Barthels achtete trotz ſeiner zerriſſenen Stiefeln des Schmutzes und der Näſſe nicht. Die feuchte Luft that ihm wohl; ſie kühlte ihm die brennende Stirne, linderte ſein ſtechendes Kopfweh.

Als er an der Annenkirche vorüberkam, überlief ihn ein ſeltſamer Schauder. Er glaubte Orgel zu hören, es ſummte ihm vor den Ohren wie Chorgeſang.

Was ihn in der letzten Zeit viel beſchäftigt hatte, und was auch die Urſache ſeiner Niedergeſchlagenheit geweſen, erwachte mit erneuerter Lebhaftigkeit wieder in ſeiner Bruſt — die Erinnerung an die Weihnachtstage ſeiner Kindheit. Barthels war — das wollen wir hier beiläufig einſchalten — aus der kleinen Stadt Biſchofswerda, wo ſein Vater ein ehrbarer Schuhmacher geweſen, gebürtig und hatte, da das Schuhmachergewerbe nicht nach ſeinem Geſchmack war, das Strumpfwirkerhandwerk erlernt, das er aber, als deſſen Betrieb nicht recht gehen wollte, gegen eine gute Anſtellung als eine Art Marktheifer in einem großen Wollgeſchäfte vertauſchte.

Dieſes löſte ſich jedoch bald nach ſeiner Verheirathung auf, und nun zog er nach Dresden und machte den Lohnbedienten, den Stiefelputzer für einzelne Herrn und nebenbei unter der Hand den Flickſchuſter. Während dieſes Zeitabſchnittes legte er den Grund zu ſeinem nachherigen Elend. Wie er in daſſelbe ſo tief habe verſinken können, wird unſern Leſern begreiflich ſein, wenn wir ihnen ſagen, daß Barthels von jeher nicht viel Luſt zu ausdauernder Thätigkeit, dagegen ſtets deſto mehr Hang zu Hochmuth und Frömmelei gehabt.

Doch folgen wir ihm auf ſeinem jetzigen Gange weiter. „Ach Gott, ach Gott!“ ſprach er unterwegs vor ſich hin. „Wenn meine ſeligen Aeltern wüßten, wie es ihrem Sohn geht! Wie ſchön waren die Jahre im älterlichen Hauſe; wie freute ich mich immer auf die Weihnachtszeit, wie glücklich war ich, wenn der große Chriſtbaum angezündet wurde! Nun hab' ich ſelbſt Kinder — aber wer zündet ihnen den Chriſtbaum an? Vielleicht müſſen ſie Hunger leiden am heiligen Feſt, und ich, ich, ihr Erzeuger, der auch ihr Ernährer ſein ſollte, ich bin ſchuld, daß ſie darben — daß ſie nicht wiſſen, was eine frohe Kindheit iſt! Darum ſchnell, ſchnell Mittel und Wege geſchafft, alter Sünder! heute noch — dieſe Stunde noch!“

Er verdoppelte die Schnelligkeit ſeiner Schritte, er lief durch Dick und Dünne, er machte die ſeltſamſten, unausführbarſten Pläne.

Auf dem Poſtplatze angekommen, blickte er auf und um ſich. Ein reges, ihm faſt fremd gewordenes Leben umgab ihn. Der Poſtillon ſtieß eben ins Horn, die Paſſagiere zur Abfahrt herbeirufend. Barthels ſtellte ſich ein Weilchen unter das große Portal und ſah dem Treiben zu. Die im Flur aufgehäuften Kiſten und Koffer betrachtend, dachte er ſich, was Alles für koſtbare Sachen darin ſein möchten. Darauf wendete er ſich der wilsdruffer Gaſſe zu, wo die verſchiedenen Verkaufsläden bald ſeine beſondere Aufmerkſamkeit erregten — unter dieſen zunächſt vor allen andern das elegante Fleiſch

waarengewölbe, welches wohl auch dem Einen und Andern von euch, liebe Leſer, wenn nicht der Verkaufsgegenſtände wegen, ſo doch um der Verkäuferin willen, angezogen haben mag. Auch heute wendeten ſich viele Blicke der ſchlanken Blondine zu, die mit ſo vieler Anmuth in ihren Bewegungen das blanke Meſſer und die Wage zu führen verſteht, und unter deren Hand ſich Wurſt und Schinken wenigſtens in Marcipan zu verwandeln ſcheinen.

Unſer Barthels jedoch hielt ſich, durch die großen Spiegelſcheiben ſchauend, an den wahren Gehalt der Sache. Ohne die verführeriſche Fleiſcherstochter zu beachten, verſchlang er mit gierigen Augen den großen, ſchön aufgeputzten Wildſchweinskopf und die dicken Rauchfleiſchſtücke, welche einladend am Fenſter prangten. Das Waſſer lief ihm im Munde zuſammen, und unwillkührlich bewegte er die kniſternden Kinnladen.

„Wenn ich jetzt hier," dachte er, „die Taſche vollſacken könnte und käme dann nach Haus und packte aus und ſpräche: Kinder, eßt euch ſatt!"

Er biß ſich auf die Lippen und ſtieß einen ſchweren Seufzer aus. Raſch wendete er dem Schweinskopf, den Würſten und Speckſeiten den Rücken und eilte fort.

„Etwas verdienen," murmelte er, „das iſt die Hauptſache!"

Sieh, da kam er, wenige Schritte weiter, an den Laden eines Juweliers und hielt abermals an. Wie prunkten da die goldnen Ketten und Ringe und Nadeln und Spangen mit blitzenden Edelſteinen! Große verzierte, ſilberne im Innern vergoldete Becher und Gefäße von mannigfaltiger Form ſtrahlten im Scheine der hellen Gasflammen, durch welche das Lokal beleuchtet war. Vornehme Herren und Damen feilſchten drin um die koſtbarſten Dinge; ihre Augen funkelten wie die Diamanten, die ſie in zarten Händen hin und herwendeten und im Lichte ſpielen ließen.

„Oh, oh!" ſeufzte Barthels wieder, „hätte ich nur das Geld, was der kleinſte dieſer Ringe koſtet, für welche die

beben Herrſchaften ſo große Summen bezahlen, mir wäre auf einmal geholfen! Sie wiſſen nicht, wie Mangel und Noth thut. Wie ſie lächeln und mit den Köpfen nicken und mit den ſeidenen Kleidern rauſchen! Sie ſollten nur einen Tag, nur eine Stunde in meiner Haut ſtecken! Es iſt wahr, die Reichen haben's doch gar zu gut!"

Als die Herrſchaften jetzt das Gewölbe verlaſſen wollten, fuhrs dem Flickſchuſter wie ein Blitz durch den Kopf. „Wie wär's, wenn ich — einmal iſt ja nicht immer — wenn ich um eine Gabe, um eine Unterſtützung anſpräche? Vielleicht — aber, Barthels, willſt du dich zum Betteln herablaſſen? Und doch, was wär's denn weiter, für Weib und Kinder!" —

Er ſtand noch unentſchloſſen, als die beiden Damen und Herrn ſchon an ihm vorüber waren, um in den vor der Thür für ſie haltenden Wagen einzuſteigen.

„Sie verzeihen," begann er näher tretend, hinter dem Rücken des einen Herrn mit leiſer Stimme, ward aber nicht gehört. Die Kehle war ihm wie zugeſchnürt; er wollte noch einmal anſetzen, da wurde die Wagenthür zugeſchlagen, und die Roſſe trabten mit ungeduldiger Schnelligkeit davon.

„Schafskopf!" knirſchte Barthels und ſtülpte ſich die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, wüthend auf den Kopf. — „Dummer Eſel! Wenn ich kein Ochs geweſen wäre, hätt' ich vielleicht einen guten Schlag gemacht. Es wäre doch ein Anfang geweſen."

Indem er nach der andern Seite der Straße mit großen Schritten hinüberging, fügte er hinzu: „Jetzt mags biegen oder brechen — ich muß was mitbringen — ich muß! Ich gehe nicht eher nach Hauſe."

Diesmal ſchien ihm der Zufall begünſtigen zu wollen. Vor dem Hotel de France hielt ein Reiſewagen, und an der Thür ſtand ein junger Mann, nachläſſig in einen eleganten, reich mit Pelz beſetzten Mantel gehüllt, einem Bedienten Befehle gebend. Als er Barthels müßig gaffend daſtehen ſah,

wendete er ſich zu ihm und ſagte, auf ein paar Schachteln deutend, die zu ſeinem Gepäck gehörten, in etwas gebrochenem Deutſch: „He, ihr da, hurtig — mit helfen, Freund! Faßt an, das da auf mein Zimmer tragen!“

„Zu Befehl, mein verehrteſter Herr!“ ſtotterte Barthels etwas verdutzt mit einer tiefen Verbeugung und ſchickte ſich ſogleich an, den Auftrag zu erfüllen.

Während er beſchäftigt war, die Schachteln mit einem dabei liegenden Riemen zu umwinden, um ſie leichter fort zu bringen, ſtieg der Fremde die Treppe hinan. Nach einer Weile folgte ihm Barthels, nachdem ihm ein Kellner No. 7. in der erſten Etage als die Wohnung des Angekommenen bezeichnete. Mit einiger Mühe fand er ſich zurecht und wollte eben an die Thür klopfen, als ſie von dem Bedienten geöffnet ward. Dieſer wollte ihm die Bürde abnehmen, aber der Herr, welcher ermüdet und, wie es ſchien, verſtimmt auf dem Sopha ausgeſtreckt lag, rief ihm zu, er ſolle ſich nicht aufhalten und ſo ſchnell als möglich Heizung beſtellen.

Als nun Barthels die Schachteln in der Thür an einem Stuhle, auf deſſen Lehne der Pelzüberwurf lag, niederzuſtellen im Begriff war — da fiel ſein Blick auf etwas am Boden Liegendes. Er blickte genauer hin — es lief ihm heiß durch die Adern — wie gebannt hefteten ſich ſeine Augen auf dieſes verlockende Etwas; — aus einer offenen Brieftaſche, die wahrſcheinlich beim Abwerfen des Oberkleides aus der Taſche herausgefallen war, lugte ein ſtarkes Packet Caſſenanweiſungen hervor!

„Herr Gott, führ' mich nicht in Verſuchung!“ — Seine Kniee zitterten, als er die Schachteln zögernd übereinanderſetzte und zuſammenrückte. — „Iſt es Sünde, wenn ich“ — er ſchauderte vor dem Gedanken, aber der Gedanke ließ ihn nicht los — „wenn ich dieſes einzige Mal zum Diebe werde, um meine Familie zu retten? Er iſt reich — er kanns entbehren, und ſie darben!“

Er griff nach der Brieftaſche — ſeine Hand war wie

gelähmt. „Hab' ich nicht," fragte er ſich weiter, „das Unglück der Meinigen verſchuldet — iſt das denn nicht größere Sünde? — Niemand kennt mich hier — nur dies eine Mal und — dann — das Leben iſt lang um zu bereuen und Buße zu thun!"

Er ſtreckte nochmals die Hand aus, indem er ſeine Mütze fallen ließ — mit einem raſchen, krampfhaften Griff ſteckte er ſeinen Raub zu ſich.

Es war geſchehen! Schwindelnd erhob er ſich aus ſeiner gebückten Stellung.

„Endlich fertig?" fragte jetzt der Fremde.

„Ja, gnädiger Herr, unterthänigſt aufzuwarten! „antwortete Bartheis mit erzwungener Unbefangenheit.

„Warten auf dem Vorſaal draußen!" bedeutete ihn jener, bis mein Diener kommt. „Etwas erhalten für eure Mühe."

Wankend verließ Bartheis das Zimmer.

Als er die Thür hinter ſich zugedrückt hatte, ſtürzte er nach der Treppe, hielt aber auf einem Abſatze derſelben furchtſam an. Mit laut pochendem Herzen horchte er, ob Jemand käme. Von unten herauf ſchallten Stimmen, Thüren wurden zugeſchlagen. Darauf ward es wieder ganz ſtill. Unbemerkt entkam er in den Hausflur.

Es dunkelte ihm vor den Augen; anſtatt nach der Straße hin, wendete er ſich auf die entgegengeſetzte Seite, dem Hofraum zu. Hier taumelte er halb bewußt an eine Wand.

„Großer Gott im Himmel!" ſtöhnte er. „Was hab' ich gethan? Es iſt nicht möglich, nicht möglich! Und doch! — Unglücklich hab' ich mich gemacht für mein ganzes Leben, werde keine Ruhe, keine Freude mehr haben! — Wenns jetzt noch Zeit wäre — wenn ich wieder gut machen könnte — die Brieftaſche auf den alten Fleck legen. Sie wird noch nicht vermißt worden ſein." —

Ein heftiger Zugwind erinnerte ihn jetzt daran, daß er ſeine Mütze oben liegen gelaſſen. Er nahm das für eine

Mahnung des Himmels. Scheu um ſich blickend wagte er ſich wiederum in den Flur.

„Wenn's noch Zeit wäre, mein Verbrechen ungeſchehen zu machen!“ wiederholte er in ſich.

Thränen ſtürzten ihm in die Augen, heiße, brennende Thränen. Die Verzweiflung trieb ihn zum plötzlichen Entſchluſſe. „Es muß noch Zeit ſein! Schütze mich, heiliger Gott des Erbarmens — ich will das Sündengeld von mir werfen! Ich will!“

Mit haſtigen Sätzen, zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, ſprang er die Treppe hinauf und war, eh' er ſichs verſah, wieder oben vor dem Zimmer. Noch einmal tief aufathmend, öffnete er, ohne vorher zu klopfen, mit bebender Hand die Thür und trat ein. Ein Hausknecht kauerte vor dem Ofen und zündete Feuer an. Der fremde Herr lag noch immer auf dem Sopha, neben ihm ſtand ſein Diener.

„Ach, das iſt ja der Mann!“ ſprach jener.

Barthels ſchielte nach dem Stuhl, an welchem noch immer die Schachteln ſtanden. Auch ſeine Mütze lag daneben.

„Ich bitte um Verzeihung, beſter gnädigſter Herr,“ ſagt' er mit ſtockender Stimme — „ich hatte meine Mütze vergeſſen.“

Bei dieſen Worten bückte er ſich nach ihr und ließ zu gleicher Zeit den Gegenſtand ſeines Diebſtahls geſchickt auf den Boden gleiten. Gleich darauf bückte er ſich jedoch abermals und, einen Laut der Ueberraſchung ausſtoßend, nahm er die Brieftaſche vom Boden auf und trat dann raſch auf den Fremden zu.

„Herr,“ rief er, „es iſt doch gut, daß ich zufällig noch einmal hereingekommen bin. Da unten auf den Dielen bei Ihrem Mantel lag dies hier! Wie leicht hätt' es nicht verriſſen werden können!“

Glühend im Geſicht vor innerer Bewegung, legte er die geöffnete Brieftaſche auf den Tiſch, ſo daß das Packet Kaſſenanweiſungen herausfiel.

Der Eigenheimer richtete ſich betroffen auf und griff nach der Briefſtaſche. Dann warf er einen langen, fragenden Blick auf Bartheis und ſagte nach einer Pauſe: „Ihr ſeid ein ehrlicher Mann!“

Bartheis bewegte mit feuchten Augen leiſe den Kopf.

„Meine Schuldigkeit,“ flüſterte er, „meine verfluchte Schuldigkeit.“ Er konnte nichts weiter herausbringen.

Faſt unmerklich lächelnd nahm der Fremde die Kaſſenanweiſungen und reichte dem „ehrlichen Finder“ fünf von ihnen, jede im Werthe von fünf Thalern.

Bartheis taumelte erſchrocken zurück.

„Guter Herr,“ ſtammelte er, „zu viel — zu viel! Sie haben ſich verſehen!“

Jener machte eine ungeduldig verneinende Bewegung. Der glückliche Flickſchuſter wär ihm beinahe zu Füßen gefallen. Er verſuchte aufs Neue zu reden und vermocht' es nicht.

„Gott vergelt' es Ihnen!“ preßte er endlich mühſam heraus.

Der Bediente winkte ihm verdrießlich zu, er möge ſich entfernen. Da drückte er noch einmal beide Hände inbrünſtig auf die Bruſt und zog ſich unter fortwährenden Verbeugungen und Geberden des Dankes aus dem Gemach zurück.

Abermals, wie vor wenigen Minuten, blieb er auf dem erſten Treppenabſatz erſchöpft ſtehen; doch diesmal mit wie ganz andern Gefühlen! Abermals lauſchte er, ob Jemand käme, aber diesmal nicht mehr mit der Furcht eines Verbrechers! — Welcher große, entſcheidende Inhalt in dieſen wenigen Minuten! Aus dem unglücklichſten Menſchen hatten ſie den glücklichſten gemacht. Als ſolcher fühlte ſich Bartheis; der Beſitz aller Schätze der Erde kam ihm werthlos vor gegen das unſchätzbare Kleinod, das er jetzt in der Bruſt trug. Er fiel weinend auf die Knie und ließ die heiße Stirn auf die gefalteten Hände ſinken; — er ſprach kein Wort dazu, aber ſo hatte er nie in ſeinem ganzen Leben gebetet, ſo aus der tiefſten, erſchütterten Menſchenſeele heraus.

Nun erhob er ſich raſch und eilte die Treppe hinunter. An der Thür des Speiſezimmers begegnete er dem Kellner, der ihm vorhin die Zimmernummer genannt, und konnte ſich nicht enthalten, ihm in den Weg zu treten.

„Ach, hören Sie," rief er ihm zu, „das iſt ein reicher Herr eben und ein engelsguter Herr, und keine Seel' auf Erden weiß das beſſer als ich. Ich habe —"

„Und ich habe Eile," unterbrach ihn der Kellner, indem er ihn lachend bei Seite ſchob und nach der Küche ging.

Barthels hätt' es gern der ganzen Welt laut verkündigt, wie reich er an Geld und Glück ſei. Die Straße kam ihm verändert vor, es war ihm, als hätt' er ein weit beſſeres Recht, als vorher, über ſie zu wandeln. Durch die halbgethauten Schneehaufen ſpringend, daß ihm das Waſſer bis ins Geſicht ſprützte, ſchluchzte er jubelnd: „Mein Weib! Meine Kinder! Kann ich nun doch Wort halten? Hab' ich nicht umſonſt geſagt, es ſolle anders werden? Ja, ja, es wird, es wird anders nun! Ich will arbeiten, daß es eine Luſt iſt! Arbeiten von früh bis zum ſpäten Abend. Arbeit verſcheucht die böſen Gedanken, Arbeit erhält ein reines Gewiſſen, Arbeit lehrt auf die rechte Weiſe beten! Du haſt wahr geſprochen, Frau — es wird noch Alles gut. Wir haben ein Kapital, mit dem ſich ſchon was anfangen läßt, und wer weiß, wenn mirs glückt, und wenn ich recht fleißig bin, kann ichs vielleicht noch einmal dahin bringen, daß ich mir eine Bude auf dem Markte miethe und einen kleinen Strumpfwaarenhandel anfange."

Ein wonniges Behagen durchſtrömte alle ſeine Glieder; er fühlte ſich wie neugeboren.

„Aber halt! halt!" fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort. „Erſt das Nächſte, das Nothwendigſte bedacht! Für Frau und Kinder geſorgt! Sie ſollen noch heute einen guten Abend haben — ich weiß ſchon, was ich thue."

Und bei dieſen Worten ging er mit ſchlauem Lächeln auf den Fleiſchladen zu, wo er ſich ohne lange Auswahl mit einer

anſehnlichen geräucherten Blutwurſt und mehrern kleinen Knackwürſtchen verſah. Darauf kaufte er bei dem Bäcker in der Nähe ein Brot und einige Semmeln, und ſo wohlgerüſtet, trat er mit frohen, ſchleunigen Schritten den Heimweg an.

Unterwegs roch er zu wiederholten Malen an die kräftig duftenden Fleiſchwaaren und brachte ſie bei dieſer Gelegenheit in ſo unmittelbare Berührung mit dem Munde, daß er allmählich in immer ſtärkere Verſuchung gerieth, hineinzubeißen. An der Ecke des Jacobshoſpitals war er eben nahe daran, ſeinem Gelüſt vorläufig ein Knackwürſtchen nebſt einer halben Sechſerzeile zu opfern, als er ein altes Mütterchen mit gekrümmtem Rücken ächzend und wimmernd vor ſich her ſchleichen ſah. Dieſer Anblick brachte ihn plötzlich auf andere Gedanken. Raſch entſchloſſen gab er der Alten nicht allein das, was er ſich ſelbſt im Augenblick erſt zugedacht hatte, ſondern fügte auch noch ein paar Kupfermünzen bei.

Ohne ein Wort des Dankes abzuwarten rannte er fort, und erſt als ihm der Athem zu fehlen anfing, hielt er bedenkend inne und ſprach zu ſich: „Barthels! Zeige, daß es dir Ernſt iſt mit deinen guten Vorſätzen und Entſchlüſſen. Was du heute thun kannſt, verſchiebe nicht auf morgen. Wie du dir jetzt eben Entbehrung auferlegt haſt, ſo thu' es heute den ganzen Abend. Zähme deine Begierde und rüſte dich mit Entſagung!“

Nach einer Pauſe, während welcher er unwillkührlich noch einmal an die Würſte roch, ruckte er ſich kräftig zuſammen und that das Gelübde — heute hungrig zu Bette zu gehen, indem er ſich zugleich vornahm, zu Hauſe zu ſagen, der fremde Herr habe ihn ſchon ſo reichlich traktirt, daß er nicht mehr im Stande wäre, einen Biſſen hinunterzubringen.

„Ja,“ ſchloß er, „ſo ſolls ſein! Ein freiwillig leer gelaſſener Magen gibt der Seele Stärke und Zuverſicht!“

Unterdeſſen hatten die Seinigen in Angſt und Unruhe auf den Langausbleibenden gewartet. Als ſie ihn endlich die Treppe heraufpoltern hörten, fuhren die beiden, am ſchlecht erwärmten Ofen kauernden Knaben in die Höhe.

„Der Vater! Das iſt der Vater!“ riefen ſie. Die Mutter erhob ſich mühſam von ihrem Seſſel.

„Gottlob,“ ſprach ſie tief aufathmend. „Nehmt die Lampe, Kinder — geht ihm entgegen — leuchtet ihm!“

Vor die Thür tretend fragten ſie einſtimmig: „Biſt du's, Vater?“

„Ich bin's, ich bin's, liebe Jungen!“ antwortete er und verhüllte, ſo gut es ging, die eingekauften Schätze mit ſeinem Rockſchooße. „Hab' euch auch was mitgebracht. Na, kommt nur, kommt nur! — Was macht die Mutter? Iſt Mine noch da?“

Mit dieſer Frage ſchlürfte er ins Gemach.

„Ach nein,“ entgegnete die Mutter. „Mine konnte nicht länger bleiben, aber ſie wollte morgen auf einen Sprung kommen.“

„Gut, gut; iſt mir lieb. Ich hab' das arme Ding vorhin etwas hart angelaſſen, dumm behandelt. Dich auch, meine gute, liebe Frau, dich auch! Biſt du noch böſe?“

Seine Gattin ſah ihn befremdet und gerührt an. Sie trocknete ſich eine Thräne ab und reichte ihm die Hand. Indem er dieſe faſſen wollte, fiel das Brot und ein paar Semmeln zur Erde.

„Ach Herr Je!“ jauchzten die Knaben. Frau Barthels ſchlug die Hände in einander.

„Da liegt die liebe Gottesgabe!“ rief er lachend, aber das Weinen, das Weinen vor Freude war ihm näher. „Du gutes, treues Weib,“ ſtammelte er, während die Jungen ſchäkernd das Brot aufhoben und auf den Tiſch legten, „der liebe Gott meint es gut mit mir; ich ging fort als ein ſchlechter Mann, doch als ein Anderer, hoff' ich zum Himmel, bin ich zurückgekehrt!“

Er wollte noch einen Bibelvers hinzufügen, aber er unterbrach ſich mit geſenktem Haupte.

„Nein, nein," ſagt' er halblaut, „ich bin unwürdig, die Worte der heiligen Schrift im Munde zu führen. Ich habe ſie zu oft, allzuoft zu bloßem Geplärr gemißbraucht. Jetzt ſeh' ichs ein, daß ich ein frömmelnder Narr geweſen bin, der viel, viel wieder gut zu machen hat."

Nachdem er ſeine Frau herzlich an die bewegte Bruſt gedrückt, wendete er ſich wieder zu den Jungen.

„Kommt," rief er luſtig, „faßt den alten, wackelbeinigen Tiſch mit an, wir wollen ihn näher an den Ofen heranrücken. Aber es iſt verwünſcht kalt in der Stube — ſind denn keine Kohlen mehr da?"

„Ja," antwortete die Mutter, „aber wir müſſen auf morgen denken."

„Für morgen ſorg' ich," lächelte er. „Heute müſſen wir warm und traulich bei einander ſitzen, und wills Gott, auch künftig."

„Mann!" fragte die aufs höchſte erſtaunte Gattin, „ſage mir nur" —

„Gleich, gleich, liebes Weib!" verſetzte er. „Nur ein kleines Weilchen Geduld!"

Nachdem er den Ofen beſorgt, ſetzte er ſich mit an den Tiſch, und nun griff er in die Taſche und legte die Würſte auf den in der Mitte ſtehenden Teller.

„Gott," rief er, auf den Tiſch ſchlagend, „das iſt doch einmal ein räſonnables Abendeſſen? Ein Souper à la vornehme Welt! Hab' *ichs nicht geſagt, was Elegiers können*, das gebührt auch uns? Langt zu, liebe Herzen, langt zu, und Gott geſegn' es!"

„Gott geſegn' es!" wiederholte die Frau mit zitternder Stimme. „Ach, Vater, ich möchte nie etwas Anderes als trocknes Brot eſſen," fuhr ſie fort, „wenn ich ein beſſeres Leben mit Unehre erkaufen ſollte!"

„Was?“ fuhr Barthels heftig auf. „Was redeſt du von Unehre? Wie kommſt du darauf um Gotteswillen?“

„Die Mutter meint Sieglers, Vater,“ begann Einer von den Knaben mit vollen Backen. „Sie ſind vor einer Stunde von der Polizei geholt worden.“ —

„Von der Polizei?“ fiel ihm der Vater erbleichend ins Wort. „Sieglers?“

„Ja, leider, leider!“ erzählte die Mutter. „Die Polizei hat vorhin Hausſuchung gehalten und geſtohlene Sachen bei ihnen gefunden, und da hat ſie den Mann und die Frau gleich mitgenommen. Ach, guter Gott, das war ein Fluchen und Heulen und ein Aufſtand im ganzen Hofe! Mine hat es vorausgeſagt, es könne kein gutes Ende nehmen. Nun hats mit einem Male geendet. Ehrlich währt am längſten!“

Barthels ſaß eine lange Weile in ſich verſunken da; — dann blickte er auf, und ſeiner Frau die Hand über den Tiſch hinüberreichend, ſagte er bedeutſam: „Ja, liebes Weib, ja, liebe Kinder — ehrlich währt am längſten! Sieglers ſind nun vielleicht, ja gewiß, für ihr ganzes Leben unglücklich! Jetzt, da es zu ſpät iſt, werden ſie bereuen.“

Er ſtrich ſich die Haare aus der Stirn, und die Hände auf der Bruſt faltend, ſagt' er mit ſtarker Betonung noch einmal: „Ehrlich währt am längſten!“

Darauf erzählt' er den Seinigen — natürlich mit Hinweglaſſung des einen Umſtandes, welcher ihn dem Verbrechen ſo nahe gebracht — ausführlich, wo und auf welche Weiſe er ſo reichlich beſchenkt worden ſei.

„Man wird ſich leicht eine Vorſtellung von der großen, freudigen Ueberraſchung machen können, die ſein Bericht der verbrachte. Als nun Barthels vollends vier fünfthälerige Caſſenbillets neben einander legte und das eingewechſelte Silbergeld aufzählte, da wars ihnen Allen faſt wie ein wunderbarer Traum, und mit einer Art von heiliger Scheu ſahen ſie den vor ihnen liegenden Reichthum.

„Gott vergelt' es dem edlen Geber!“ ſprach die Mutter

gerührt, und wie der Vater, in ſtummer Andacht mit dem Haupte nickend, einſtimmte, rief der jüngere Knabe plötzlich, lebhaft in die Hände klatſchend: „Vater, weißt du, wer der gute fremde Herr geweſen ſein wird? Das fällt mir jetzt erſt ein!“

„Nun, wer denn, mein Junge?“

„Der heilige Chriſt!“

Da ſtreichelte Barthels ſeinem Söhnchen die Wangen und verſetzte lächelnd: „Kinder und Narren reden die Wahrheit! Ja wohl, du haſt recht, der Heiland war im Spiele, als ich heute ſo glücklich war.“

Er allein kannte den eigentlichen Sinn dieſer Worte, die er mehr nur zu ſich ſelbſt ſprach.

„Und darum, fuhr er fort, will ich euch diesmal auch einen Lichterbaum anzünden und der heilige Chriſt ſoll euch beſcheren. Ihr aber, Kinder, werdet, wenn eure Aeltern längſt todt ſind, noch dieſer Weihnachten gedenken, die uns Segen gebracht haben — Segen vielleicht für unſre und eure ganze künftige Lebenszeit!“

Obgleich Barthels ſich, ſeinem Gelübde gemäß, mit hungrigem Magen zur Ruhe auf ſein ärmliches Lager begab, ſo ſenkte ſich doch ein ſo erquickender Schlummer auf ihn, wie er ihn lange, lange nicht genoſſen hatte. Nach angenehmen Träumen erwachte er heiter und geſtärkt und hatte außerdem die Freude, daß auch ſeine Frau ſich wieder kräftiger und von ihrem Schwindel faſt gänzlich befreit fühlte.

Wenige Wochen ſpäter bezog die Familie in demſelben Stadtviertel eine bequemere und geſündere Wohnung, in der jetzt Friede, Ordnung und geregelte Thätigkeit herrſchen.

O daß doch Niemand ſo thöricht wäre, dieſe drei guten Geiſter von ſich zu ſcheuchen, die den Reichen wie den Armen beglückend durchs Leben leiten!

Daß es unſerm ehemaligen frömmelnden, überſpannten Flickſchuſter ohne Kundſchaft wahrer Ernſt iſt mit ſeinen Verſätzen, das können wir unſern Leſern mit voller Ueber

zeugung verſichern. Er iſt ein ganz anderer Menſch geworden, oder vielmehr, er hat ſeinen beſſern Menſchen wiedergewonnen, und wenn wir nicht ſehr irren, ſo wird das auch dem alten Juſtizrath, bei dem er ſeit kurzem wieder Dienſte verrichtet, nicht entgangen ſein. Der Juſtizrath aber iſt ein ſehr reicher Mann ohne Verwandte und dabei ein wahrer Vater der Armen und Bedrängten, denen er im Stillen wohl thut, wo er kann.

Scenen aus Kaiſer Friedrich in Prag.

Von

F. Guſtav Kühne.

I.

(Platz in Prag. Deutſche Studenten kommen die Straße entlang, ſingend und klagend.)

Chor der Studenten.

O ich betrübter Freiersmann,
Ich ſuch' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Iſt ſie mir ſchon getraut.
Du biſt nicht fern, Du biſt nicht nah,
Wo ſind' ich Dich, Germania?
Germania!

Du biſt nicht ſchön, Du biſt nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich ſehr.
Daß ich Dich lieb', iſt mir genung,
Und das betrübt mich ſchwer.
Ich ruf nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich ſtill, ich ruf' Dich laut,
Germania!

Ich ſuchte Dich am Donaustrand,
Und auch beim Vater Rhein,
Ich ſuche Dich im Böhmerland,
An Elbe, Weſer, Main.
Bin überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da,
Germania!

Ach biſt Du ſchon verwelkt, verweint
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm' doch endlich alleweil',
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch ſind Deine Freier da!
Germania!

(Maximilian, des Kaiſers Sohn, in der Tracht der Studenten, ſpringt aus der Gaſſe auf den Platz, mitten unter den Haufen.)

Max. Vivat Germania, Brüder!

Alle. Vivat, Prinz Max! (Sie umringen ihn ſtürmiſch.)

Max (lachend). Ich ſtahl mich wieder fort vom Lotterbett'.
Mein Vater Burda ſchläft und ſchnarcht. Er träumt
Vom Paradies und von Gott Amors Wundern,
Mit denen er ſein Jenſeits ſich bevölkert.
Er hat gut träumen, er iſt alt und dürr.
Ich aber ſtieg zum Fenſter 'naus, die Wand
Entlang und athme Luft. Da ſchlägt der Hofhund
Laut an, und eh' ich ihm die Kehle würge,
Zerreißt er mir das Wams. Seht her, ſeht her!
Wie'n Lotterbube lief ich durch die Gaſſen.
Doch bin ich frei für dieſe Nacht, und morgen
Ganz früh miſch' ich mich unter das Geſinde,
Noch eh' der Hahn gekräht.

Chor der Studenten.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch iſt hier Dein Freier da,
Germania!

Max (lachend). Ihr ſingt für mich das Lied. (Ernſt.) 'ne alte Schöne,
Bei Gott! das heil'ge römiſch-deutſche Land!
Könnt' ich es faſſen nur mit beiden Armen!
Ich heb' es hoch bis an die Sternenwelt!
Doch hört, im Grunde lieb' ich friſche Wangen.
Das alte Deutſchland grämelt gar zu ſehr.
Und dort im alten finſtern Räucherneſt,
Wo man ſich Weisheit kauft für theure Jugend, —
Ein ſchlechter Handel! —
Hört, ſahl Ihr ſie nicht wieder?

Einer. Wen, mein Fürſt?

Max. Die räthſelhafte Kleine. Dort, dort wohnt ſie,
Im hohen Erker dieſes ruß'gen Bau's.

Student. Sie lebt mit einer alten Dienerin
Wie Uhu und ſein Kamerad. Mein Prinz,
Wir ließen Euch den Spielraum frei.

Max. Hohe!
Weil Ihr 'ne andre Fährte habt? Wir leben
Auf Raub, weil wir geſetzlich nichts erwiſchen.
Hier, hier! Die Fenſter ohne Licht! — Wer da
Ein Kater wär', den Giebel zu erklettern!
Bei Gott, die Krone dieſes Erkers reizt

Mich mehr als meines Erblands Diadem.
Wlaſka!

Student. Sie geht, wie Eulen, nur des Nachts ſpazieren.
Ihr könnt ſie hier erlauern, kommt ſie heim.

Max. Iſt ſie Minerva's Eule, gut, ſo könnt Ihr,
Student von Prag, um ihre Gunſt wohl buhlen.
Ich geb' ſie preis, ich hab' kein Recht auf ſie.

(Wlaſka tritt im Hintergrunde auf mit einer Dienerin, die eine Leuchte trägt.)

Max. Da kommt was hergewandelt. Still, Raubritter,
Wir wegelagern!

(Wlaſka will über die Bühne.)

Max. Sie will in's Haus, ſie iſt's.
Macht einen Kreis, wir wollen ſie umzingeln,
Und ſteht mir bei, ich fürchte mich vor Weibern.

(Die Studenten ſchreiten im Kreis ab, ſingend:)

Wir ſind die Könige der Welt,
Wir geben ihr Geſetze! —

Student. Ihr müßt Tribut uns geben, ſchönes Kind.
Gebt jedem einen Kuß der Reihe nach.

(Die Alte ſchreit und will fliehen.)

Alle. Halt, halt! Wer ſchreit, den binden wir.

(Sie ſchließen den Kreis.)

Student. Die Alte ſchreit nur, weil ſie neidiſch iſt.
Sie fürchtet überſehn zu werden.

Wlaſka. Bleib, Nella, bleib!

(Sie ſteht ſich ſtolz im Kreiſe um.)

Wer wagt es, Frauenehre anzutaſten?

(Sie nimmt der Alten die Leuchte, geht frei und ſtolz im Kreis herum. Die ſchweigen erſchreckt, indem ſie ſo Muſterung hält und vor Max ſtehen bleibt.)

Euch, Herr, vertrau' ich mich. Ihr ſeht mir aus
Darnach, daß Ihr ein Weib beſchützen könnt.
Schirmt mich vor Zumuthungen ſchnöder Art!
Deutſche ſeid Ihr? Was heiſcht die Ritterpflicht,
Die man den Frauen ſchuldet? Soll ich fechten
Für meine Freiheit? Wohl, ſo nehmt den Handſchuh!

Max. Halte! Hier iſt der meine. Doch bedarf's
Auch deſſen nicht. Ich geb' mein Wort als Pfand.
Gebt Raum, Ihr Herrn, die Dame ſchütz' ich ſelber.

Student. Nun, Gott befohlen, Herr! —

(Lachend zu den andern Studenten:)

Gott Amor meint' ich.
Dem blinden Gott mag er empfohlen ſein,
Der führt ihn ſicher in ein warmes Neſt!

(Die Studenten ziehen ſingend ab. — Wlaſka will gehen.)

Wlasko. Ich dank' Euch, Herr. Behaltt Euch wohl.

Max. Wlasko!

Wlasko. Ihr kennt mich, wie?

Max. Der Wlasko gibt es Viele.
Vielleicht doch des Vaters Name noch verhüllt? —
(Er nähert sich ihr.)
Nennt Ihr verzeihn?

Wlasko. Verzeihn? Ich hab' zu danken.

Max. Daß ich Euch schützte, that ich dem Geschlecht,
Das ehren soll des Ritters Herz und Hand.
Was ich verbrach an Euch, galt der Person.

Wlasko. Verbrach, sagt Ihr?
(Er wendet der Dirnerin; diese entfernt sich.)
Ihr irrt, ich stamme.

Max. Ich hab' Euch lange schon verfolgt, hielt Euch
Für Beute, wie sie Abenteurer lieben.
Ich nahm Euch für ein flatterndes Ding, 'nen Vogel,
Der rechtlos, heimathlos kein Nest besitzt,
Sich fangen läßt, ist nur der Lüfte gelten.

Wlasko. Ihr irrt Euch, frei ist rechtlos nicht. Ich lebe
So still, weil ich den Glanz der Welt mißachte
Und unberührt sein will vom Lärm des Lebens.

Max. Ich folgt' Euch lang' auf Euern Wegen. Gestern
Ging Ihr zum Dom. Ich wollt' Euch beten sehn.
Ihr aber seid vielleicht zu stolz, um Euch
Vor Gott zu neigen. Ihr habt Euch trotzig um.
Ihr seid zu schön, geschlossen und vollendet.
Wo Glück und Schönheit Eins, da braucht kein Gott
Vom Himmel erst zu steigen. Ihr tragt ihn in Euch.
Nicht schmerzenreich, nicht angst- und gramgemüht,
Wie er am Kreuz der Welt Mitleid erbittet,
Nein, selbstgenügsam, Glück und Freude strahlend
— O wendet Euch nicht fort. Ich könnte beten,
Derweil Ihr so im Glanz des dunkeln Aug's
Euch zu mir neigt. Fürwahr, ich habe Andacht,
Drum haltet still und laßt mich diese schaun.
Ich fühl's, wie schwer ich an mir selbst gesündigt,
Euch so zum Spiel nur in Eu'r Aug' zu blicken,
Wie ich gethan, nahm' ich zufällig Euch.

Wlasko. Darf ich nicht wissen, wer Ihr seid?

Max. Was Name!
Ich bin ich selbst, ein Mensch aus Gottes Hand,
Von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt — und Ihr?

Wlaska. Von Gottes Ungnad, könnt' ich eher ſagen
Max. Wenn ein Aushängeſchild, das man den Gaſtern,
Die nie ſich um den Inhalt gern bekümmern,
Vorhält.
Wlaska. Den meinen wißt Ihr doch!
Max. Hab' ihn
Erkannt, als Ihr mit Eurer Dirne ſprachet.
Wlaska. Es lebt denn wohl, bis ich den Euern zu
Böhmiſchen Fuß begrüße. Lebt wohl, Herr Unbekannt.
Max. Ich heiße Max.
Wlaska (ſtutzend). Der Name gibt es Viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt.
Max (ſtörrend). Mit meinen eignen Waffen wollt Ihr ſechten?
Wlaska. Für ehrenwürdig halt' ich Euch, Herr Max,
Und ſchlag' Euch in die Flucht mit gleichen Waffen.
Max. Beſiegt nennt mich, nicht in die Flucht geſchlagen.
Und wollt Ihr im Triumph von dannen ziehn,
Ich ſeig' Euch als Gefangner nach. Darf ich?
Wlaska. Genug des Spiels! Ich bin zu ernſt zum Spielen,
Und Ihr — Ihr ſeid zu ſpielriſch zum Ernſt.
Gehabt Euch wohl, Herr Max.
Max. Wlaska!
(Wlaska wendet ſich im Abgehen und ſtreckt ihm die Hand entgegen. Er will auf ſie zu, und bleibt über Eingreifen.)
Wlaska. So lebt denn wohl, auf Wiederſehn!
Am Tag beſucht Ihr mich. Ich wohne hoch,
So hoch, Ihr könntet dort nach Sternen ſuchen.
Max. Nach Deinen Augen ſuch' ich, heller Stern!
(Wlaska geht ins Haus.)
Ich bin beſtraft. Der Pfeil hat mich getroffen.
Ich lockte ihn zum Spiel aus dem Gebüſch,
Nun hat er feſt und brennt. (Oben in Licht.)
Dort brennt's im Stübchen.
In ihrem Herzen brennt es nicht, ſie iſt
Sich ſelbſt genug, unbeugſam ſtolz und feſt.
Drum eben lieb' ich ſie. Ernſt wird das Spiel.
Du Krone dieſes Hauſes wirſt mein Ziel.
Laß dich erfaſſen, laß mich König ſein!
Glanz, leuchte nun mit deinem Sternenſchein.

II.

Kammer in Wlaſta's Wohnung, ärmlich und eng, mit einem Fenſter. Rotta tritt auf, leuchtet an der Thür lauſcht und horcht. Bald darauf tritt Wlaſta ein.

Rotta. Schon wach! — Ich legte kaum ich ſchlafen, und nun ſchon wieder fertig mit der Ruhe, die arme Herrin! Ja auch mit Speis' und Trank, mit alle dem, was Seel' und Leib zuſammenhält. — Kaum weiß man's recht, wovon ſie lebt. Von Luft? Die zehrt, ſie ſättigt nicht. Von Thränen und von traurigen Gedanken! Ach Gott, davon wird man wohl ſatt, wohl überſatt und lebensſatt. Wie iſt's ein Räthſel, wie ſie ſo beſteht. Ein Weſen höheren Standes hat doch ganz anderes Bedürfniß, andre fünf Sinne. Auch Herz und Kopf lebt, glaub' ich, auf ganz andrer Stelle bei den Herren als bei uns gemeinen Leuten. Ich wär' nicht mehr lebendig, wenn ich wie Wlaſta lebte.

(Wlaſta tritt ein.)

Rotta (ihr entgegen gehend und ihr die Hand küſſend):

Schon fertig angekleidet, Herrin?

(Wlaſta legt ſich und winkt der Alten ſich zu entfernen. Rotta ab.)

Wlaſta (aufſtehend). Ich ſchlief die Nacht nicht. Geiſter hielten Wache
Und ſchütteten mich auf aus wilden Träumen.
Mein Vater! Ach! wir waren ſchon geſtürzt,
Verjagt auf unſren königlichen Hallen.
Wir irrten tief im Thal. Hoch oben ſtand
Das Königsſchloß in funkelrothen Flammen,
Und über ihm am weiten Himmelsbogen
Ein feurig Nordlicht hing die goldne Krone.
Wir kletterten den Felſenpfad hinan
Zum Rothſchein durch's Gewirr der bangen Nacht.
Der König vor uns — plötzlich ſtand er oben,
Hell leuchtend auf den Zinnen ſeiner Burg.
Helft, Böhmen, helft! Mein Königsmantel brennt!
So ſchrie er laut und ſtand in lichter Glorie,
Im Flammenmeer, das durch die Lüfte zuckte.
Ich ſank mit Todesgrauß hinab zur Tiefe,
Klomm wieder aufwärts, bis ein jäher Blitz
Mein Haupt zerſpaltet und ich ſinnberaubt
Hinunterſchwindle, und mein eignes Schrei
Mich aufjagt aus dem Traum der wüſten Qual.
— — Du armes Königskind! Die ſchwülen Bilder,
Die Fur der Schlaf durch Deine Sinne taumelt,
Sind all Dein Erbtheil von der goldnen Zeit,
Da Premysl auf Böhmens Throne ſaß.

— O laß doch ab von diesem Feuerstrahl,
Und sieh Dich um in Deiner Wirklichkeit!
Hülle in Dunkel Deine wilden Wünsche
Und kleide Deinen Sinn in stilles Schwarz.
Was will Dein Himmel immer noch gewittern,
Wenn Dein Besitz schon längst sich aufgerieben!

(Er setzt sich. Pause. Dann tritt Max rasch zu ihr.)

Max. Wlaska!

Wlaska (aufspringend). Herr Max!

Max. Ihr hattet es mir gestattet.

Wlaska. Ihr seid schon wach?

Max. Ich schlief nicht diese Nacht.

Wlaska. Ihr schlieft nicht?

Max. Nun, ich schwärmte an der Moldau,
Schaut' in den Mond und in die Welt hinunter,
Und dachte nach, wie schön die Schöpfung ist,
Daß doch in ihr sich stets zwei Wesen finden.
Kann sich der Mond nicht in den Fluthen spiegeln,
Was nutzt da oben ihm im leeren Raum
Der Luft sein einsam freudenloses Funkeln?
— Und Ihr, Wlaska, was dachtet Ihr die Nacht?

Wlaska. Ihr fröhlich heitrer Mann! — Ich dachte nichts.

Max. Nichts, — nichts? — Das ist doch gar zu wenig. Nichts
Im reichen, übervollen Strom des Lebens!
Glaubt mir, es gibt nichts, das ein Nichts blos wäre.
Es steckt doch etwas selbst im kleinsten Raum.
Und in den Zwischenräumen, in den Poren
Der Welt, da stehn just erst recht die Götter.
Das ist griechische Weisheit, wie's die Bücher
Uns lehren. Nichts ist nicht.

Wlaska. — Ich dachte nicht an Euch.

Max. Nun recht, das sagt Ihr mir im vollen Ernst.
Nicht meiner denken, Wlaska, heißt mir zürnen.

Wlaska (für sich). Was drängt er sich in meines Herzens Stille!

Max. — Ich lieb' Euch, Wlaska.

Wlaska. Habt Ihr ein Recht dazu?

Max. Ein Recht! — Die Frage stellte kein Gerichter,
So lang' die Menschheit sich Gesetze schmiedet,
Ketten für Willkür und für wilden Grimm.
Weil schuf die Welt. — Ob er ein Recht dazu?
Hat sie das Recht, zu fragen, ob Er Recht?
— 's gibt einen stillen Grundvertrag für Alle,

Was Leben heißt, da gilt nicht Frag', noch Antwort,
Und wer noch Recht da fragt, der hat ſchon Unrecht.
Des Daſeins tiefſter Rechtsgrund bleibt Geheimniß.
Gott ſchuf die Welt. Aus Liebe ſchuf er ſie.
Zur Liebe rief er ſie aus Ehaosnacht.
Stellt Ihr den Zweck des Lebens erſt in Zweifel,
So zweifl' ich lieber an dem Recht des Zweifels.
— Zu Häupten Euch ſteht hell und ſchön ein Stern.
Zu Euern Füßen blüht in Luſt die Blume.
Er leuchtet und ſie blüht, und Ihr — Ihr lächelt'
Das iſt der ſüße Grundvertrag des Glücks.
Ihr laßt es Euch gefallen, Blühn und Leuchten,
Und ſeht Euch groß im Wunderglanz der Welt.

Mielke wendet ſich ab und ſucht schnaufend auf Nachbett. Max will helfend ihr zu Hülfe.

Max. Um Gott, was iſt Euch, Mielke?

Mielke (weinend). Ihr ſpottet mein!

Max. Ich Euer ſpotten? Wie?
Wenn ich das Recht mir führe, Euch zu lieben?

Mielke (hat ſich ſchnell wieder zuſammengerafft).
Ihr preiſt den Sonnenſchein des Glücks. Wer ſich
Und ſeine in Nacht ſich hüllt, ſcheint Euch verdammt.
Wen nicht der Gott berührt mit ſeinem Stab,
Gilt Euch Verbrecher. Geht, Ihr Schmetterling,
Ihr buhlt um Glück, um Schein und bunten Schimmer.
Was drängt Ihr Euch in meine dunkle Nacht!
Hier iſt kein Spiel des Glücks, kein Farbenglanz,
Hier iſt kein Sonnenſchein voll Luſt und Liebe.

Max. — Nach Regenſchauern ſteigt der Friedensbogen,
Der erd- und himmelwärts die Welt verſöhnt.
(Wie er ſie berührt, fährt ſie zurück.)

Mielke. — Ich lieb' Euch nicht.

Max (mit Mut und Würde, doch ohne Kälte).
Wer könnt' Euch zwingen wollen?
Ich wärme mich am Glanz der eignen Flamme,
Die mir ein Gott in meinem Herzen zündet.
Und ob verſchmäht, bin ich doch der Beglückte.
Ihr ſeid nicht reif zum Glück, denn liebt Ihr nicht' —
Zeit wie Ihr ſeid, Ihr kränkt nicht mein Gefühl.
Kommt, plaudern wir von minder wicht'gen Dingen,
Denn wird uns Herz und Zunge ſchwer.
(Stammelt Dank mit den Augen. Mielke horcht ihn an.)
Ihr hört!

Mich an, als müßt' Ihr mich erst zerspalten,
Um mir ins Herz, in eine Zeitenkluft,
Zu sehn! — (Illo schweigt.) Nun denn, laßt mich von hinnen
ziehn.
Ihr hört mich nicht: doch weidet Ihr mein Glück,
Weh Euch, Ihr seid, ohn' seine Kraft zu kennen.
Ihr mag's der Sonne sein, die Kälte fühlt
Und Wärme weckt im ganzen Kreis der Schöpfung
Lebt wohl! (Er reicht ihr die Hand.)

Illo. Max!

Max. Illo! (Er hört an ihr Herz.)

Illo. Vergebt mir, bring' ich Unglück Euch. Es hängt
Ein ew'ger Thau an meinen Wimpern. Ach!
(Max drückt sie kommen an sich.)
Unglück ist doch ein Irrwol der Natur!
Es sperrt den Herzensschlag, gießt Blei ins Hirn,
Es lähmt den Fittich, hält am Staube fest.
— Ihr flattert über mir, ein lichter Aar!

Max. Der Aar wird seine Beute sicher tragen,
Kennt ich Euch ganz, und weiß um Euren Schmerz.

Illo (weint, sich seinen Armen entziehend).
Den berg' ich Euch, den sollt Ihr nimmer tragen.
Ich lieb' Euch nur, so lang Ihr mich nicht kennt.

Max. Geheimnis hab' auch ich. Und was ich Euch
Verhehlen muß, will mir kein Glück mehr dünken,
Jetzt, wo ich Euch mit meinem Armen falle.

Illo. So schweigt, und laßt den Zauber ruhig walten,
Der wie ein Bann auf unsern Sinnen liegt. —
Dem Gott des Schweigens baute man Altäre.
Ihm laßt uns opfern. Schweigend halten wir
Das Glück, den seltnen Gast, im Hause fest.

Max. Du holdes Wünderkind, komm, laß Dich küssen!
Die Sprache wirst Du lernen müssen.
Die Liebe ist die Weiser, die gebannten,
Die Liebe schmilzt selbst feste Diamanten.
(Umarmung.)
(Nach einer Pause tritt Neka durch den Vorhang der Thür.)

Neka (flüsternd). Man ruft nach Euch! — Ihr hören nicht, — so ganz
in Glück versunken! (Er will eingreifen und besinnt sich.) Hört,
hört! (Max und Illo fahren auf.) Ein Priester schickt und harrt
auf Euch.

Max. Um und zu trauen?

Neka (für sich). Ja recht, wie junges Blut doch ist!

Max. Doch nein, mein Priester Beichtiger, der Pater Marko, läßt mich rufen. O, mein Gewissensrath! Ich soll ihm beichten, daß ich Euch liebe, beichten, einem Priester, der nie gewußt wie heilig Liebe ist! — Hört, Ihr müßt wissen, ich bin so jung noch, unerzogen wie ein Reis, das man, damit der Wind es nicht zerknickt, an einen alten knorrigen Stamm schindet. Hahaha! Es ist ein lustig Bündniß zwischen uns; mitunter nur zerreißt der Bast, der Mir und Zang zusammenkneitet! — (Zur Diener.) Nun gut, ich komme gleich! — (Zu Mirtha.) Der Pater, hört! macht mir die Hölle heiß. Dafür mal ich ihm meinen Himmel auf so schön und lockend, daß ihm angst wird und er schier vor Neid verstummt. — Leb wohl, mein Paradies, mein Herz! (Er küßt Mirtha und geht; Mirtha sieht ihm nach.)

3.

(Eine Halle. Der Kaiser, Xanto, Page des Kaisers, und Max. Im Hinter-grunde Pater Marko.)

Kaiser. Nun, Xanto, erzählt, wie ging es Euch in Prag?
Fleißig studirt? die Bücher stark gewälzt?
— Die Wissenschaft, das Leben zu erfassen,
Kennt Ihr wohl später erst, aus Büchern nicht.
Als Mann erst, wenn die hochgespannte Sehnsucht
Ich habe wie aus Büchern viel gelernt.
Ich suchte immer nur zu handeln, Max
Das Wissen lähmt, nur Thaten sind lebendig.
Max. Mein Fürst und Vater, ja, ich fühl's mit Euch.
Vom Kopf zum Arm, vom Herzen zum Entschluß
Ist auch der Weg zu lang, ein Sprung thut noth.
Kaiser. Ein Sprung? — Da muß man erst die Kluft entdecken.
Max. Der Muth reicht aus, wird der Verstand zu Schanden.
Kaiser. Der Muth? Nun ja, man muß ihn nie verlieren.
Max. Wir sind das Größte von allen Völkern,
Tief für das Höchste immerdar erglüht,
Nur wird es uns nicht reich genug zur That.
Kaiser. Reich pflegt man nicht, man muß sehr langsam handeln.
Wie heilig, aber unabsehlich, Fritz,
Er wie der Tropfstein sein Gebild erschafft:
Es tropft, es tropft, und wird doch hart wie Stein.
Max. O sagt das nicht! Es muß sich rasch gestalten.
Mit Stürmen heiß und Kraft bewegt,
Das wird ein Strom, der nur in's Meer sich mündet.
Kommt ihn — er spottet Euer, Licht und Athmet.

Kaiser. — — Von wem denn sprichst Du, lieber, guter Sohn?

Max. Du's Bild ist falsch, mein kaiserlicher Vater.
Quecksilber nahmt, theilt es in Kügelchen,
Und sieht, es fasst sich wieder rasch und heftig.
So werden sich die deutschen Stämme finden,
Gestützt der Ruf der Ehre und der Pflicht.
Man schilt uns träg. Wir thun's um große Zwecke,
Um heil'ger Zwecke willen stehen wir auf!

Kaiser. — Wie hätt' er schon ganz Deutschland in der Tasche!
— Darum bist Du noch nicht 'mal römischer König.

Max. Wer es auch wird, ich leih' ihm Herz und Hand.

Kaiser. Aber, Aber! Ein Glückwunsch muß die Krone werden!
— Auch gaben mir die Fürsten schon ihr Wort.
Man kommt für Dich.

Max. Herr, Euren Plan in Ehren.
Nicht als Preis Eures Lohns will ich das Wort der Fürsten.
Drei sei die Wahl! So hoff' ich selbst mich hier.

Kaiser (für sich). Ein höflicher Junge! Trotzkopf und Vetter!
— War auch 'mal schlank, und strebte in die Höhe!
— Spricht Der beim Reichstag so, dann stimmen sie
Erst recht für ihn, — ich kenne meine Deutschen,
Die sind allein durch Ehrlosmuth zu zwingen!
Dumm sind sie ehrenfest und liebevoll.
Bei Gott! Der flotte Bursch' hat Ehr' im Leibe.
Das ist sehr schlimm, wo es vorhanden ist.
(Laut.) Nun hört 'mal, Max! Laß Ihr nun einen König.
So seid Ihr doch — verzeiht! — noch weiter nichts.
Von solchem Titel spielt man, lebt man nicht.
Man muß dazu sich Land und Leut' erwerben.
Ein tüchtig Erbherr vom gemeinen Heere,
Als Kaiser aller Deutschen thätet's!
Ja, wenn zur Tüchtigkeit so ein Böhmen,
Ein Ungerland hinzugehörigen würde!
So aber — pfui! — ein Ding wie Luft und Schaum.
Sei ruhig, Max! Ich sorge für den Inhalt,
Denn sieht die hehle Form den Hungertod.
Böhmen und Ungarn — sieh: Euch schwillt der Kamm!

Max. In Böhmen wie in Ungarn wählt das Volk.
Für heilig unantastbar gilt dies Recht.

Kaiser (ernst). Wer will ein Recht antasten! Frevel wär's! —
(Pause, bei Seite.)
Ein Recht ist wie ein Stuhl. Sitzt man, es bricht

Man muß es erſt im Feuer langſam glühn,
Um es zu ſchmieden — (Er ſchweigt.)

Max. Nun, die Schmiede heißt?

Kaiſer (vertraulich, mit lauterer Freundlichkeit).
— Der König Wladiſlaw, mein guter Freund, —
Der wahre Pylades zu mir Oreſt, —
Hat längſt den Wunſch gehegt, ſein einzig Kind
Uns anzutrau'n, dem Hauſe Habsburg mein' ich.
Hätt' ich den Huſten nicht — den böſen Huſten —
Ja, ſtraf mich Gott! Ich könnt' — nun ſei nur ruhig,
Du ſollſt ſie haben, ſei nur nicht ſo ſtürmiſch!
(Max wendet ſich ab.)
Da ſind die Briefe von des Königs Hand.
Er liegt zu Felde mit den Türken, ſein
Gemahl iſt krank, Ulrike kommt allein.
Bis Prag ging ich auf halbem Weg entgegen
Dem ſchönen Königskind vom Ungarnland.

Max. Nie, nie, mein Fürſt, geb' ich die Hand zum Bunde,
Bin ich nicht ihre freie Wahl. Auch hier
Iſt mir das Wahlrecht heilig. Es verſtehen —

Kaiſer. Sie wird Dich wählen, ſei nur unbeſorgt!

Max. Ich leg' den Eid Euch ab: ohn' ihre Wahl —

Kaiſer. Ei ſtraf mich Gott! Man ſieht ſich, ſpricht ſich, man
Gefällt ſich leicht.

Max (für ſich). Wohl, ſtraf' Dich Gott dafür!

Kaiſer. Sie wird ſchon morgen hier ſein, ſchreibt man mir.

Max (für ſich). O Maska! Maska!

Kaiſer. Nun, was habt Ihr denn?

Max. Ulrike heißt ſie, ſagtet Ihr nicht ſo?

Kaiſer. Ulrike.

Max (für ſich). Ich werd' es ihr entdecken, daß
Mein Herz nicht mehr mir ſelbſt gehört. Bei Gott!
Sie wird's verſchmähn, Hand ohne Herz zu fordern.

Kaiſer (für ſich). Was ſo ein Jüngling ſchwärmt und tobt und kocht
Und doch — der Jugend nur gehört die Welt.
Wir Alten ſorgen uns in Aengſten ab,
Grafen mühſam, halten zäh zuſammen,
Wo Jugend roſch im Flug das Feld erobert.

Max. Mein Vater!

Kaiſer. Nun?

Max. Hat man die Hand noch frei,
Wenn man das Herz vergab?

Kaiſer. Herz, was iſt Herz?
Der fleiſch'ge Klumpen mit dem Uhrwerk drin?

Max. Herz freilich iſt der ganze, volle Menſch!

Kaiſer. Nun, den vergibt man nicht, der bleibt uns eigen.
Dem leih' ich die Gedanken, dem die Hand,
Dem ſteht mein Fuß zu Dienſten, doch Ich ſelbſt
Bleib' nur im eignen Dienſt. Es iſt's, mein Sohn.

Max. O Ihr ſeid alt und klug. Jugend iſt Unglück.
Ich bin unglücklich, Vater, ein Gefühl —

Kaiſer. Das gibt ſich, iſt die ſchöne Braut erſt da.

Max. Nennt ſie nicht ſo, bevor ich ſie gewählt
Aus freiem Drang der innerſten Natur!

(Der Kaiſer mißt ihn kalt und ſtreng von oben bis unten, dann wendet er ſich ab und ſagt ſpottend:)

Kaiſer. Aus freiem Drang der innerſten Natur!

(Er wendet ſich zu Flavio, ergreift deſſen Hand und reicht ihm den Schemel.)

Das iſt ſo'n Burſch aus freiem Drang des Innern.
Haha! — (Ernſt.) Verzeih mir Gott den freien Drang! —
Nun, Burſch, was machſt? Sag', haſt mich lieb?

Flavio. Euch lieb?
Wofür? Weil Ihr mit falſcher Münze zahlt?

Kaiſer. Haha! die welſchen Gulden! Nimm ſie doch
Als Schaugepräng! Bin ich Dir doch nichts ſchuldig!

Flavio. Wär' ich Euch ſchuldig, Herr, ſo liebt' ich Euch.
Man liebt nur, wo man ſchuldig iſt.

Kaiſer. Lehr mir!
Die Kreatur wird dreiſt. Der Junge thut,
Als hätt' er ſchon den Lauf der Welt geſehn.

Max (vortretend). Auch mir iſt fremd der kluge Lauf der Welt.
Den Lauf des Bluts, der Ehre Herzſchlag kenn' ich,
Und der ſagt mir daß Hand und Herz nicht feil.
Die Töchter Ungarns denkt gewiß wie ich.
Verhandeln läßt ſich nicht ein Königskind.
Und was mich ſelbſt betrifft, — ich lieb' ein Weib —
Ich weiß, ſie iſt nicht ebenbürtig uns,
Doch reiß' ich nicht ſo ſchnell die Seele los:
An ſie iſt all mein Lebensglück gefeſſelt.
Wenn Ihr —

Kaiſer (ſtreng). Nicht weiter, Prinz von Oeſterreich!
Den Irrtum, den Ihr mit dem Weibe habt,
Den werft bei Zeit'. Pfui doch, ſich zu vergeben!
Haſt Du wohl Zeit dazu? Zahlſt Liebesdrang?

Lieb' Sonne, Mond, das ganze Firmament,
Die Millionen lieb', die Du beherrſcheſt,
Die Länder lieb', das weite, große Meer,
Den Raum, wo's kreucht, die Luft, wo's fleugt, das lieb'!
Ein Weib fällt doch wohl nicht die Welt Dir aus!

Max. Was Herz zu Herzen treibt, das führt zu Gott.
Ich fühle mich gehoben und geſühnt,
Wenn ich mich finde in dem zweiten Selbſt.
Euch ward das Aug' nie feucht, kein Glaubenslicht
Hat wie 'nem Tempel Euch den Geiſt erhellt,
Blieb Euch der Drang der Seele fremd, mein Vater!

Kaiſer (ſchweigt und ſieht ſich rund um. Dann mit einer Handbewegung kalt und früh).
Ihr ſeid entlaſſen, Prinz, gehabt Euch wohl.

Max. Es fall' Euch läſtig nicht, was ſchwer mich drückt.
Ich berg' es ſtill, wie einen heil'gen Schmerz.
(Verbeugt ſich und geht ruhig, gefaßt und edel ab.)

(Der Kaiſer ſpielt mit der Hand auf Alexis's Stirn. Dann wendet er ſich und winkt den Pater Pardo herbei.)

Kaiſer. Sagt mir, wie hält's der Prinz im Punkt der Liebe?

Pater. Meint Ihr die Liebe zu den Wiſſenſchaften —

Kaiſer. Ja ſo, Ihr Prieſter dürft mich nicht verſtehn!

4.

(Mlaska's Gemach. Mlaska und Nella.)

Mlaska. Wer war's? Ich hörte Stimmen. Kommt er nicht?

Nella. Der Diener fragte nach dem deutſchen Herrn.
's iſt ſelbſt ein Herr, ſo ſtattlich tritt er auf.
Ja, ſo erſcheint Herr Max, ein Herr der Herren,
Daß wer ihm dient, beglückt und reich ſich fühlt. —
O legt nun ab das dunkle Trauerkleid!
Verhüllt den Gram, könnt Ihr ihn nicht bezwingen.
Glück auf! das alte gute Bergmannswort,
Ich ruf's Euch zu. Blickt heiter, traute Herrin,
Das Glück klopft endlich nun an unſre Pforte.

(Mlaska ſchweigt.)

Nella (für ſich). Sie bleibt verſchloſſen wie mit ſieben Siegeln.
Hat ſie's verlernt, auf Gott und Welt zu bauen?

(Nella beſchäftigt ſich mit Mlaska's Anzug. Mlaska läßt es ruhig geſchehen. Sie bleibt ſtumm und regungslos, bis die Alte die noch hin und her wirkſchaftet, abgeht.)

Wlaska (vortretend). Ich rief dich nicht, du längſt verſunknes Glück.
Du ſteigſt ſelbſtherrn auf aus deiner Gruft,
Nimmſt Flügel von der lichten Morgenröthe
Und flatterſt um mein ſtreng behütet Herz.
— Ach, geht's dir um, ein irrer Schattengriff,
Der ſeinen Körper ſucht und nirgends findet?
Dann, ſchönes Trugbild, flieg' nur raſch hinab
In's dunkle Reich der weſenloſen Wünſche,
Verwirr mein' Herz, von Morgenluft berauſcht,
Tag! ſchreit, Tag, Tag! vor irrer Freude kindiſch,
Derweil die alte Nacht dieſelbe blieb,
In deren Gruft der Vater ſchläft, ſammt Allem,
Was Glück uns hieß, Glück, Ehre, Glanz und Ruhm.

(Weska tritt wieder ein.)

Weska. Wollt Ihr den Kaiſer ſehn, den hohen Nachbar?
Da geht er über'n Platz, 'nr Handvoll Menſchen,
Ein fremd'ſcher Medicus, ein wälſcher Knabe,
Beichtvater, Bäckermeiſter trödeln noch.
Er ſelbſt im ſchlichten, abgetragnen Mantel, —
Er ſchleicht gebückt, als wittert' er Metalle,
Als weiſt' er aus des Bodens Eingeweiden,
Aus neuen Schachten Silberfäden ziehn.

Wlaska. Ihm muß ich mich vertraun, er wird mich ſchützen.
Der Kaiſer iſt der Schirmvogt unſers Landes.
Gibt er mir Schutz, bin ich vom Bann befreit,
Der qualvoll auf der Königstochter ruht. —
Weil ich ſo hieß, hat mich die Welt verfehmt,
Nichts als der Nam' iſt meine Schuld, mein Fluch.
— O der Du, Vater, über Sternen wandelſt,
Vergiß, begrab' Dein „armes Königskind!
Ach, von dem Mantel, da Du ſtiegſt zum Himmel,
— Er ſank von Deinen Schultern raſch hinab, —
Von aller Pracht, die Dich geſchmückt, blieb mir
Auch nicht ein Saum, die Blöße zu bedecken.
Schlag' über mich zuſammen, Lethefluth.
Löſch' mir die goldne Schrift des Angedenkens
Hier auf der Stirn; — das heißt Diadem
Hat's eingedrückt mit flammenrothen Malen! —
Nicht auf den Markt des Lebens dräng' ich mich.
Vom alten Glanz und Stolz begehr' ich nichts.
Buch der Geſchichte, ſchließ für mich die Blätter!
Laßt mich ein Kind ſein, mehr und minder nicht!
Nimm mich zurück in Deinen Schooß, Natur!
Laß mich noch einmal werden, klein und ſchön,

Ein Erſtling, der die ſchöne Welt betritt
Und noch nichts wähnt im Uebermaß des Staunens.
— O ich will nichts von aller Herrlichkeit,
Nichts, als ein Stückchen Raum, ein Stückchen Leben,
Wo ſich die Liebe birgt mit ihrem Glück.
Ihr nahmt den Ihren. Könnt Ihr die Hütte geben,
So kehret für mich ein Paradies zurück!

5.

(Halle in der Wohnung des Kaiſers. Der Kaiſer, im Hauskleide, Briefe in der Hand, tritt eilig auf, mit Florio, Pater Burdo, Wackerbart, Stallmeiſter und Leibarzt, und Kammerdienern, die ihm Mantel und Federhut nachbringen.)

Kaiſer. Eilt, eilt! Prinz Max iſt ihr zu Pferd entgegen.
Die Herrin naht. Ich will ſie hier empfangen.
Gebt her! Wir ſind, bei Gott! im Reiſekleid.
Macht feſt! der Mantel ſchlottert um die Schultern,
— (für ſich) Wie's ganze heil'ge römiſche Reich, beim Himmel!
(Laut.) Komm, Junge, Florio, haſt Du Dich geputzt?
Nun, Pater Burdo, nimmt der Max ſich nicht
Ganz prächtig aus im ſchönen ſpaniſchen Wams?
Legt Ehre mit ihm ein, legt gut ihn, Freund!

Pater (für ſich). Wär' ich ſein Schneider, könnt' ich Lob einernten.

Kaiſer. Ihr ſeid ein Meiſter im Erziehungsfach.

Pater (für ſich). Ich zog ihn gar nicht; das gefällt dem Alten.

Kaiſer. Ich ſage nicht, daß ſeine Bildung fertig —

Pater. Ich zog ihn langſam für den Himmel auf.

Kaiſer. Iſt mir nur lieb, daß ich dazwiſchen kam,
Sonſt zög't Ihr wohl noch lange Zeit an ihm?
Für's Himmelreich? daß Gott erbarm'! Man hat
Auf Erden alle Hände voll zu thun.
Beten mögt Ihr, Herr Pater. Wir, wir leben.
— Auch will wohl Eure Weisheit nicht recht ſangen?
Der Junge iſt ſtörriſch, hat viel Blut im Herzen.
Er iſt noch jung, ſchäumt auf wie junger Wein.

Pater. Iſt noch nicht abgelagert, wird ſchon werden.

Kaiſer. Heirathet er, ſo wird der Jahrgang gut.
Seid luſtig, Kinder, Hochzeitſchmaus iſt morgen.
Hört, Wackerbart, hört! Statt der böhm'ſchen Steine
Kommt ungriſch Geld in Eurern ſchlaffen Beutel.

Dann habt Ihr wieder frische Medicin
Und ich kurir' die Welt mit Euern Mitteln.

Wackerbart. Ich hätte gern von beiden Sorten, Herr!

Kaiser. Nun, seid nur still, ihr lederner Gesell!
Seht lustig aus und sperrt nicht so die Beine
Wie ein Spalier, an dem die Früchte fehlen,
Ihr Pampor mit dem hungrigen Gesicht!

(Ein Diener tritt ein und macht leise eine Meldung. Hierauf bringt man die Botschaft bis zum Kaiser, der sie dem Kaiser zuflüstert.)

Kaiser. Verschleiert, eine Dame? Will uns sprechen?

(Er winkt. Wlaska tritt ein, eine Rolle in der Hand, schreitet vor und fällt bis vor dem Kaiser auf's Knie nieder.)

Wlaska. Dem Herrn der römisch deutschen Christenheit,
Schirmvogt der Kirche, Zuflucht der Bedrängten, —
Der sein Arme weit hat über's All —

Kaiser. (für sich). Und seine Hände' in leeren Taschen, ja!
(Laut.) Steht auf! Was habt Ihr?

Wlaska (steht auf). Ein Geheimniß, Herr!

Kaiser. Wer seid Ihr?

Wlaska. Das ist eben mein Geheimniß.
Verzeiht, ich beichte nur für Euer Ohr.

(Der Kaiser winkt, das Gefolge tritt ab. — Der Kaiser murmelt sie mit sorgenvollen Mienen.)

Wlaska (nimmt ihren Schleier ab).
Ich wage scheu und schüchtern mich hervor
Aus meiner Stille, die dem Weibe ziemt
Und Jedem, ist sein Haupt mit Bann belastet.
Nicht von der Kirche mag ich Sühne fordern,
Rein ist mein Herz von Sünde gegen Gott.
Vor Menschen nur erschein' ich schuldbeladen:
Doch ist mein Name einzig mein Verbrechen.
Ich lebte still, weil mir die Menschen fluchten:
Jetzt möcht' ich gern von Euch geduldet sein.

Kaiser. Ihr seid —

Wlaska. Die Tochter König Podjebrad's.

(Sie überreicht das Pergament. Der Kaiser greift hastig danach und durchfliegt die Schrift.)

Kaiser. Besetzt die Thüren! — halt, ein schwaches Weib!
— Ich halt' Euch fest, Ihr seid Gefangene.

Wlaska. Ich kam freiwillig. Eure Ehre fordert,
Daß Ihr mich frei laßt, gebt Ihr keinen Schutz.

Kaiser. Ich geb' Euch Schutz, damit ich selber sicher.
Ihr seid ein Pfeilstein, den muß man fassen.

Wlaska. O Welt voll Haß und Zwieſpalt! — Hört mich, Herr.

Kaiſer. Was ſucht Ihr Schutz nicht bei dem Wladislaw?

Wlaska. Der König iſt Partei im Böhmenlande.
Den Kaiſer Deutſchlands hielt ich für den Herrn,
Der keinen Haß und keine Zwietracht kennt,
Der, zwar nur Menſch und menſchlich fühlend auch,
Doch über der Parteiung wirrem Streit
Erhaben waltet, eine Sonn' am Himmel,
Die allen Zwiſt der Elemente ſchlichtet.

Kaiſer (bekannt ſich, geht zu ihr und berührt ſie mit der Hand).
Ihr irrt Euch nicht in mir. Ich will Euch ſchützen,
Euch und Ew'r Haus. — Ihr habt Anſprüch' in Böhmen,
Ihr ſammelt Anhang, hofft auf andre Zeiten.

Wlaska. Wir hoffen nur, daß man uns nicht Verbrecher,
Verräther an dem Recht des Landes ſchilt.
Was Glanz und Macht, das liegt tief in der Gruft
Beim Vater Przibrat. Wir wollen nichts
Als was wir hatten vor der Königswahl.
War unſre Krone fräflich, bleibt uns doch
Das Recht des Menſchen. Nehmt den Mann von uns,
Dann ſind wir ehrlich wieder, freie Menſchen.

Kaiſer. — Ihr ſeid faſt zu beſcheiden, gutes Kind.
Ihr müßt mehr fordern, wollt Ihr etwas haben.
Je viel als einer will, erreicht er nie.
Wollt alſo viel, damit Ihr etwas kriegt.
— Und wer auf einem Königsthrone ſaß,
Der iſt gezeichnet, kann nie mehr zurück
Ins dunkle, klanglos ſtille Menſchenglück.
— — Ihr habt 'nen Bruder. Sagt, wirkt er im Lande?

Wlaska. O denkt das nimmer, kaiſerlicher Herr!

Kaiſer. Wo iſt Ew'r Bruder?

Wlaska. Möglich, jetzt in Rom,
Den Kirchenbann von unſerm Haupt zu wenden.

Kaiſer. — Ihr ſeid Huſſiten?

Wlaska (ſchnell). Nein, wir ſind es nicht.

Kaiſer. So war's der Vater, heimlich?

Wlaska. Er war Chriſt.

Kaiſer. Das wollen Alle ſein, — und ſind's — vor Gott!
— — Was nur Huſſit hieß, war ihm zugethan.

Wlaska. Weil er den Menſchen im Huſſiten liebte.
Menſch war ihm Menſch. Das war ſein heil'ger Glaube!

Kaiſer (nach einer Pauſe). Und darum herrſchte er ſo lang' in Böhmen?

Wlaska. Und herrſcht auch jenſeits, denn ſein Glaube gilt
Am Throne Gottes!

(Kanonendonner.)

Kaiſer. Der Prinz mit ſeiner Braut.
— Seid ruhig, Kind. Ich halt' als Fürſtin Euch.
Gering'res könnt Ihr doch nicht wieder werden.
Doch muß ich wiſſen erſt —

Wlaska. O laßt uns nichts
Als freie Menſchen ſein, die ſich ihr Glück
Selbſt ſuchen dürfen, ſich nur ſelbſt es danken.

Kaiſer. Wer eine Krone trug, der bleibt ein Fürſt!

Wlaska. O reißt mich nicht zurück zum Wirbelſtrom!
Laßt mir die Hütte in der ſtillen Bucht!

Kaiſer. — Doch muß ich wiſſen erſt, wie weit im Land
Ihr Anhang reicht, wieviel ſie werth mir iſt!

Wlaska. Heiland der Welt! ich bin verkauft, verrathen!

(Kanonen.)

Kaiſer. Kommt, Liebe, kommt und tretet hier bei Seit.
Wir haben Hochzeit hier. Nun, ſeid nur ruhig!
Ihr könnt mir nützlich ſein, verlaßt Euch drauf.

(Er führt ſie ab ins Nebengemach.)

Kaiſer (zurückkommend, tritt ſich nachdenkend in den Vordergrund).
Schad', daß der Florin nicht das Alter hat.
Sie wär' just recht für einen Nebenſprung!

(Trompetenſtöße. Feſtlicher Zug. Edelknaben und Fahnenträger voran. Prinz Max führt Prinzeſſin Ulrike. Pagen tragen die Schleppe. Glänzendes Gefolge. Der Kaiſer ſchreitet gebückt und huldvoll dem Paare entgegen. Begrüßung.)

Kaiſer. Ihr findet hier 'nen armen alten Mann —
Verzeiht, daß der Empfang nicht feſtlicher.

Ulrike. Heißt mich Eu'r Herz willkommen, hoher Herr,
Bedarf es nicht des äußern Schimmerglanzes.

Kaiſer. Es blitzt und ſchimmert gern der Diamant.

Ulrike. Doch ſchätzt Ihr ihn wohl nicht nach ſeinem Schein.
Ihr legt die Feile an, prüft ſeine Härte.

Kaiſer (für ſich). Die weiß Beſcheid. Ich hoff', ſie iſt ſo echt,
Doch nicht ſo hart, wie ihre Diamanten.

(Ulrike hat Max beobachtet, der in ſich verſunken daſteht.)

Ulrike (für ſich). So in ſich ſelbſt verſenkt? Ein matter Träumer?
— Wie ich ihn ſah das letzte Mal in Wien,
Dem Frühling glich er, der mit Blumen ſpielt,
Die Lachend ihm ein Genius gepflückt.
— Welch ein Novembersturm hat ihn verſtört!
(Laut.) Ihr ſeid verſtummt, mein Prinz.

Max. Verzeiht, Hoheit.

Ulrike. Verſtummt? Verſchieſſen ſollt' ich ſagen, gründig
Mit Eurer Lebens innerem Gehalt.
— So hab' ich mir die Deutſchen nicht gedacht.
Bergwerke ſeid Ihr, ſagt die Welt. Viel Muth
Gehört dazu, in Euern Schacht zu ſteigen
Und fördert Ihr edles Metall zu Tage,
So weiß man nicht, ob Ihr auch münzen könnt.

Kaiſer (für ſich, die Hingeriſſene erſtaunt).
Das Münzen, nun, das wollt' ich übernehmen,
Hätt' ich nur ſicher erſt die Silberminen.

Ulrike. Wißt Ihr, wie man in meinem Heimathland
Stets von den Deutſchen ſpricht? In der Ukräne,
Dort, wo ſie jährlich wie ein Schwalbenzug
Das Land beziehn: da kommt ein Herz gegangen!
Sagt man zu jedem deutſchen Wandersmann.
Sieht einer fort, ſagt man: da geht ein Schmerz!
Ein Schmerz verläßt uns und ein Herz klopft an.

Kaiſer (lachend). Nun ſeht mir, Hoheit, was Ihr ſpaßhaft ſeid!
Eur königlicher Vater ſchreibt mir da
Von Eurem ſtrengen Ernſt, er macht mir Furcht,
Und nun, ſeht mir, bei Gott! Ihr liebt 'nen Spaß.
Ein Herz, ein Schmerz! Haha! das reimt ſich faſt.

Ulrike. In Euern Armen iſt ein trüglich Spiel.
Auch Scherz reimt ſich zu Schmerz, dem Klange nach,
Und beider Inhalt iſt doch feindlich fremd.

Kaiſer. Nun, aber Herz entſchlicht dafür auch Beides.

Ulrike (ſie zu Max getreten, der Kaiſer für ſich ſieht; leiſe zu ihm, plötzlich).
Herz oder Schmerz? — Warum, da Ihr ein Deutſcher,
Tragt Ihr ſo ſchwer?
(Max ſieht ſie traurig und lange.)

Max (nach einer Pauſe). Von Schmerz ſo übervoll,
Daß das Geſicht, das Herz, mir brechen möchte.

Ulrike (tritt bewegt vor und ſieht von ihm fort, Herz und Publikum).
Wollt Ihr mir beichten, Prinz, ſo eilt, — ich höre!

Max (nach einer Pauſe, in der er ſie mit Blicken durchforſchen will, plötzlich).
Mögt Ihr die Hand, an die kein Herz ſich fügt?
Die Hand iſt frei, das Herz iſt nicht mehr mein.

Ulrike (tritt erſchrocken und wendig von ihm zurück, ihn anſtarrend).
Ihr liebt? —

(Pauſe. Max ſchlägt den Blick zu Boden. Der Kaiſer hat inzwiſchen Marſchbereit einen Wink gegeben. Dieſer ging ins Gemach und kehrt mit Mantle zurück. Der Kaiſer geht ihr entgegen und führt ſie an der Hand vor.)

Kaiſer. Ich bring' Euch hier noch einen Zeugen
Zu der Verlobung. Oeſtreich frei't um Ungarn,
Und Böhmen ſendet eine Königstochter —

Blanka (Max erblickend). Heiland der Welt! er iſt's!

(Wie ſie ſinken will, eilt Max auf ſie hin und fängt ſie in ſeinen Armen auf.)

Ulrike. Verrätherei! Schützt mich, Trabanten Ungarns!
— Wer iſt das Weib?

Kaiſer. Die Blanka Podjebrad.

Ulrike. Die Podjebrad?

Kaiſer. Prinz, Prinz! was ſoll das heißen?

Max. Sie iſt die Braut, die mir der Himmel gibt!

Ulrike. Die Podjebrad iſt Staatsverbrecherin.
Im Namen meines königlichen Vaters —
Trabanten, führt ſie fort ins Burgverließ'

Kaiſer. Halt, halt! ſie iſt Gefangne ſchon, die meine'

Ulrike. Wer ſoll gebieten hier im Böhmenland?

Kaiſer. Die freie Böhmin ſchützt mein Kaiſerwort.

Ulrike. Was hilft das Wort! Wir reden mit der That.

(Die Ungarn umzingeln Blanka.)

Max (mit gezogenem Degen).
Gebt Blanka frei! Sie ſchützt das deutſche Schwert!

Kaiſer (ihm in die Arme fallend).
Halt, halt! Willſt Du Trabanten niedermetzeln?
Den Kürzern zieht, wer hier den Degen zieht.
Nur wer den längern Athem hat gewinnt.
Sei ruhig, Kind! Sie ſollen mir es büßen,
Das heiße Blut der ungariſchen Rebe!

(Zu den Ungarn, die mit Blanka abgehen).

Ihr ſollt den Rauſch verſchlafen! Straf mich Gott!

Max. Und müßt' ich ſie von Erd' und Himmel fodern,
Und ſollte Prag in hellen Flammen lodern —
Noch dieſe Nacht iſt Blanka frei!

(Im vierten Act ſtürmen die deutſchen Studenten unter des Erzherzogs Mitwirkung das Schloß der Ungarn und befreien Blanka. Aber der Kaiſer zieht unter dem Läuten der Glocken heran und nimmt ſie dem Prinzen ab. Blanka iſt des Kaiſers Gefangene.)

6.

(Gefängniß. Nacht. Eine brennende Lampe ſchwebt in der Mitte von der Wölbung der Decke herab. Wlaska ſitzt zuſammengeſunken auf dem Ruhebett. Nach einer Pauſe tritt Pater Paulo ein; er geht langſam auf ſie zu. Sie bleibt ſtarr.)

Pater. Geſegnet ſeid im Herrn!

(Wlaska neigt das Haupt. Pauſe.)

Pater. Die Kirche ſendet mich.

Wlaska. Ich bin Gefangene des Kaiſers.

Pater. Der Kirche Arm reicht weiter, als des Kaiſers Scepter.

Wlaska. Was will von mir die Kirche?

Pater. Was kann ſie wollen? Das Verlorne ſuchen.

(Wlaska ſteht auf.)

Wlaska. So ſucht und ſeht, ob Ihr es findet.

Pater. Ein böhmiſch Herz iſt trotzig und verſteckt. —
Wollt Ihr mir beichten?

Wlaska. Ich habe nichts zu beichten.

Pater. Ihr glaubt Euch rein von aller Schuld?

Wlaska. Nennt mir den Frevel und ich will Buße thun.

Pater. Ihr liebt den Prinzen.

Wlaska. O geht, Euch ſandte nicht die Kirche Gottes.
Ihr Herz iſt mild und Ihr bringt Hohn und Spott.

Pater. Der Kaiſer ſendet mich.

Wlaska. Ich bin in ſeiner Hand. Was will der Kaiſer?

Pater. Er läßt Euch bitten, ob Ihr nicht freiwillig
Verſchwinden wollt. Die Zelle eines Kloſters
Steht offen und bereit, Euch zu empfangen.
Ihr ſeht, die Kirche iſt auch hier zur Hand.
Ihr Mantel, glaubt mir, iſt ſehr faltenreich.

Wlaska. Iſt das des Kaiſers Wille? Nun wohlan,
Will er mich an die Kirche überliefern,
So ſend' er die Trabanten ſeines Reichs.
Ein ſchwaches Weib muß der Gewalt dann weichen;
Freiwillig geh' ich nicht. Schleppt mich von hinnen!

Pater. Verzeiht, man wird Euch nimmer zwingen wollen.
Beruhigt Euch; ich ſtellte nur die Frage,
Ob Ihr nicht ſelbſt den milden Schutz der Kirche
Euch wählt, denn Staat und Welt ſind hart und karg.
Der Kaiſer meinte nur, ob Ihr nicht meint —

Wlaska. Die Majeſtät befiehlt. Wo nicht, ſo ſchweigt.
Ihr ſeid kein Abgeſandter Kaiſer Friedrich's.

Euer Kleid iſt trügeriſch, wie Euer Sinn.
Die Fürſtin Ungarns hat Euch abgeſandt —
Sprecht wahr! — in ihrem Namen ſollt Ihr mich
Gewinnen, nicht?

Pater. Verzeiht, die Fürſtin nicht.

Wlaska. Ihr ſprecht, wer ſeid Ihr und in weſſen Dienſt?

Pater. Ich bin der Beichtiger des Prinzen Max.

Wlaska. O Himmel! Von ihm ein Bote nur? (Sie verbirgt ihr Haupt und ſinkt auf Ruheſtatt. Pauſe.)

Pater. Wie? iſt ein Wort ſo tödtlich? — Hört doch, hört! —
Sie iſt nicht zu bereden, noch zu zwingen.
Ein allzu feſtes Herz zerbricht im Zwang!
(Er ſchleicht fort. Pauſe. Wlaska erhebt ſich langſam von ihrem Sitz.)

Wlaska. Der lichte Schein, der mir den Tag geheuchelt,
War nur ein Wetterleuchten in der Nacht.
O der Du mir die helle Sonne ſcheinſt,
Die alle dunkeln Schreckgeſtalten ſcheucht,
Max, Max, ſo wahrheitsvoll — Du ſchienſt mir nur.
Ich nahm den Schein für Etwas, — und die Lüge
Umwob mein Herz mit ihrem Spinnennetz.
— Nicht zürn' ich, daß mein Loos ſo dunkel fiel.
Selbſt Unglück, iſt es ehrlich, wird uns Freund,
Ein harter, karger, aber doch ein Freund,
An den, iſt er nur treu, das Haupt ſich lehnt.
Man ſchließt doch ab mit jedem Ungemach!
Nur tückiſch ſcheint' uns nicht das Glück betrügen,
Mit frechem Hahnenruf den Morgen kündend,
Mit Fackelſchein uns nicht vom Schlaf aufrütteln,
Uns grell vom Lager ſchrecken und ein Spuk
Mit höhniſchem Gelächter raſch verſchwinden!
Die Nacht iſt dann erſt Nacht, wenn man es fühlt,
Wie ſüß der Morgenſtrahl das Herz durchzuckt.
(Prinz Max, in einen Mantel gehüllt, tritt ein.)

Max (für ſich). Wo er gefangen ſitzt, will ich befreien.
Ich hab' hier ält'res Unrecht als der Kaiſer.

Wlaska. Ich bin belauſcht.

(Sie tritt bei Seite. Max geht auf ſie zu. Sie weicht aus. Stumme Pauſe, während ſich die Geſtalten verfolgen und fliehen. Wie er in den Schein der Ampel tritt, ſchreit ſie auf.)

Wlaska. Max, Max! — Heiland der Welt!
(Sie bedeckt ihr Haupt mit beiden Händen.)

Max. Wlaska! — Du ſchweigſt? Kennſt mich nicht mehr, Geliebte?
(Wlaska richtet ſich auf, ruhig und ſtreng.)

Wlaska. Was habt Ihr mir zu ſagen, Prinz von Oeſtreich?

Max. Max ſpricht zu Wlaska. Doch Ihr ſeid nicht Wlaska,
Ihr ſeid die Königstochter Podjebrad's.
Ihr drängt Euch in den wüſten Lärm des Marktes,
Ihr ruft den Kaiſer auf, Eu'r Recht zu ſchirmen,
Ihr ſucht Euch Kronen! — Und ich konnte glauben, —
Ich Thor, ich Thor! — Ihr ſuchtet nur ein Herz.

Wlaska (mit bitterem Spott). Ihr hättet mich im Stillen recht geliebt
Und mit der Fürſtin Ungarns Euch vermählt?

Max (empört). Wer hat Dir die Gedanken ſo vergiftet?
Weib, Weib! was ſenkſt Du mir den Dolch ins Herz?

Wlaska. Ich zeihe Euch der Lüge, Prinz von Oeſtreich.
Ihr ſtahlt Euch in die unbewachte Stille,
Die der Verbannten ziemt, Ihr bargt den Namen,
Bargt mir den Stand, bargt Euer Schickſal mir.
Ja, Schickſal iſt es, Fürſt zu ſein! Doch kommt Ihr,
Und wollt auf Eures Schickſals Rad mich flechten!
Ich rief Euch nicht, Ihr drängtet Euch mir auf.
Was that ich Euch, daß Ihr mich zwingt, Euch ſo
Zu lieben, daß es in die Welt mich trieb,
Um rein vor Euch zu ſcheinen, rein vom Fluch,
Den eine Königskrone auf mich drückte!
Ihr habt an meiner Seele hart gefrevelt.
Hätt' ich geahnet, wer Ihr ſeid, ich hätte
Mich ſcheu verhüllt in ſiebenfache Schleier.
So aber lockte mich der Wahn der Liebe.
Ihr habt falſch Spiel geſpielt, voll Trug und Arg!

Max (nach einer Pauſe). O Himmel! will die dumpfe Kreatur
Den hellen Geiſt umdunkeln! — Wlaska, Wlaska!
— Wohl war's ein Trug, daß ich mit meinem Selbſt,
Nicht ahnend, was das Schickſal dran verſchuldet,
Dein Herz erobert. Unbewußte Lüge
War's, daß ich aus dem Strom des vollen Lebens,
Aus dem glückſeligen Gewühl des Volks
Auftauchend, namenlos und unbekannt
Mich hingab, wo ich rein und heilig fühlte.
Es war Betrug, — ich bin kein Menſch der Maſſe,
Ich bin von Gott vor allem Volk gezeichnet, —
Es war Betrug, doch unabſichtlicher.
Du aber, Wlaska, — wo beginnt bei Dir
Die Lüge ſich von Wahrheit abzuſondern?
Wo biſt Du Trug, wo heilig wahres Leben,
Wenn Du, vom Unglück ſo betäubt, Dein Herz,
Dein Fühlen und Dein Denken nun verfluchſt?

War ich Betrug, o mein Gefühl blieb wahr.
Du aber übst Verrath an Deinem Herzen.
Ich hab' verläugnet, was ich scheine, — Du,
Du hast den Gott verläugnet, der mir heilig?
(Stolz und streng.) Die Fürstin Ungarns weiß, daß ich Dich liebe,
Daß ich die Hand, nicht mehr mein Herz frei habe.
Ich stehe für mich ein. Wie es sich fügt,
Ich bin mein Schicksal selbst, das nie mich trügt.
(Pause. Wlaska ringt mit sich. Dann tritt sie zu ihm.)

Wlaska. Max, Max, laß mich an Deinem großen Herzen
Die Scham verhüllen, die sich schuldbewußt
In meine Wangen drängt. Ich frevelte
An Dir, weil ich nicht heilig hielt Dein Herz.
(Sie verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust.)

Max. Hier will ich stehn, hier sollen sie mich finden,
Wo die mir flüchte, die ich heiß geliebt.
Hier, fest in diesen Boden will ich wurzeln,
Stand halten hier und trotzen dem Geschick.

Wlaska. Du bist berufen, Völker zu beglücken, —
Ich trete klanglos in mein Nichts zurück
— Ich habe Dich verkannt — ich geb' Dich frei.
Das sei die Buße, die ich selbst mir stelle.
Ewig bleibt all mein Fühlen Dir geweiht.
Doch wer an Deiner Liebe zweifelte,
Verdient es nicht, Dich sein zu nennen. — Max!
Leb' wohl, leb' wohl! Beherrsch', beglück' die Welt.
Ein Frauenherz ist viel zu klein für Dich.

Max. Dein Herz verengt mir nicht, erweitert mir
Die Welt. Verstoß mich nicht vom Paradies!

Wlaska. Leb' wohl, leb' wohl!
(Sie reicht ihm abgewendet die Hand.)
Es wäre Frevel, wollt' ich Lippen küssen,
Auf die ein Gott sein heilig Siegel drückt,
Wollt' ich den Busen, der für Tausend fühlt,
Den Arm umfassen, dem die Welt gehört.

Max. Ich scheide nicht von Dir. Ein Fürst will Glück,
Bedarf des Glücks, soll er die Welt beglücken.

Wlaska (sich zu ihm wendend, überlaut und feierlich).
Max' sei so groß wie schön Du bist. Ade!
Küß mich noch einmal und fahr' wohl auf immer!
(Umarmung. Pause. Geräusch hinter der Scene.)

Wlaska. Tritt schnell zurück, ich höre Tritte, eil'!
(Sie drängt ihn fort; er tritt zur Seite in den Hintergrund. Wlaska erscheint in der Verbalie.)

Ulrike (rückwärts zu den Wächtern gewendet).
Im Namen deſſen der hier herrſcht im Lande,
Im Namen König Wladislaw's, gebt Raum!

Wlaska (für ſich). Die Stimme kenn' ich. Waffne dich, mein Herz!

(Ulrike tritt ein mit Gefolge und Fackelträgern, die an der Thür ſtehen bleiben. — Wlaska ſteht ruhig da. Ulrike tritt mit Pauſen, in denen ſie jene ſcharf beobachtet, in den Vordergrund. Max bleibt im Hintergrunde verborgen.)

Ulrike (für ſich). Das trotz'ge Böhmenherz, ich will es brechen!
(Pauſe.)
Ihr glaubt Euch hier in kaiſerlichem Schutz?

Wlaska. Ich bin's.

Ulrike. Dem König ſeid Ihr unterthan.
Der Kaiſer iſt nur Gaſt im Lande Böhmen,
Die Majeſtät gebührt ihm, wo er herrſcht.

Wlaska. Rechtet mit ihm, ich bin in ſeinem Schutz.

Ulrike. Gefängniß heißt der kaiſerliche Schutz,
Die Mauer ſchirmt Euch, Ihr ſeid Sklavin hier!

Wlaska (ruhig). Wär' ich in Euern Händen ſicherer ſein?
(Ulrike ſchweigt betroffen.)
Ja ſicherer freilich! Doch was ſoll das mir?
Ich habe abgeſchloſſen mit der Welt.
Theilt Euch in ird'ſche Rechte wie Ihr wollt,
Mein ewiger Beſitz bleibt unverſehrt.

Ulrike. Was wollt Ihr thun? Wollt Ihr ins Kloſter gehn?

Wlaska. Abthun, was irdiſch iſt, — es wird mir leicht,
Da Ihr mit gier'gen Händen danach trachtet, —
Mich löſen von der Welt und ihren Wünſchen,
Mit ihm allein ſein, den ein großes Herz
Weit über das Gewühl der Menſchen ſtellt.
— Das Kloſter iſt zu weltlich noch für mich.
Der guten Schweſtern fromme Eitelkeit
Iſt zu geräuſchvoll für mein einſam Sinnen.
Auch würde man für Götzendienſt verſchreien,
Wenn mein Gebet nur meinem Helden gilt
Ihn denken, fühlen, ganz nur ihm gehören,
Das macht mich einſam mitten in der Welt.
Ihm geiſtig treu ſein, ganz verſenkt in ihn,
Derweil er frei die Bahn des Lebens mißt
Und ungebunden ſeinem Volk gehört, —
Iſt das Gebet, ſo bin ich ſchon im Kloſter.
(Mit erhobenen Händen.) Max, Max!

Ulrike. Allmächt'ger Gott! ſie liebt ihn!
Und ich? — Helft, Engel Gottes mir!

(Sie ringt die Hände, läuft hin und her, dann besinnt sie sich, geht in den Hintergrund und winkt dem Geleite. Diener und Fackelträger verschwinden. Es ist dunkel, nur das Licht der Ampel leuchtet von oben. Ulrike im Kampfe zwischen Stolz und Schmerz. Sie überwindet sich und geht mit gefalteten Händen auf Wlaska zu.)

Ulrike. Weiß Du gelöst, wie ein geschiedner Geist,
Der Alles abthut was hienieden bindet,
O sei barmherzig, gib das Herz heraus,
Das Deine Liebe, ach! mit festen Ketten
Gebunden hält. Du wirst ihn jenseits haben
Laß mir den Mann für dieses Erdenleben.
Ich liebe Max und ich muß leben, leben.
Ich liebe Max, gib mir sein Herz heraus!

Wlaska. Was Gott uns gibt, ist heiliger Besitz.

Ulrike (kniet vor ihr nieder). Sieh mich zu Füßen Dir, errette mich!
Nimm meine Schätze, nimm mein Königreich,
Laß mir den Mann! — Hab' ich Dir wehgethan,
Ich laß Dir Kirchen baun, sei gnädig, Engel!

Wlaska. Ich mach' ihn freilig nicht. Laß ihn entscheiden.

Ulrike. Fleh' Du für mich! Sieh, allen Stolz leg' ich
Zu Füßen Dir. Ich will in Demuth harren,
Bis Dir der Gott der Gnade anbefiehlt,
Mich zu erretten vor mir selbst. Sprich, sprich!

Wlaska (spottend). Ihr seid so kriegerisch: erobert ihn!

Ulrike. O, sieh, ich könnt' erzwingen, was Du weigerst.
Ich flehe, wo ich doch gebieten dürfte!
Gib mir sein Herz heraus, Max ist mein eigen,
Ich habe Theil an ihm, weil ich ihn liebe!

Wlaska. Ich hab' sein Herz. Ob bleib' Euch seine Hand.

Ulrike (aufspringend). Helft, Furien, mir! der Gott hilft nicht.
Fahr' hin ins Reich der Todten, bleicher Schatten!
Sei selig dort, ich will hier glücklich sein!

(Sie stößt Wlaska den Dolch ins Herz. Max springt auf dem Hintergrunde hervor.)

Max. Halt' ein, halt' ein!

(Wlaska sinkt [illegible].)

Ulrike (zusammenschreckend). Heiland der Welt! was that ich?

Max. Wlaska! Geliebte! — Hör' mich an, ich bin's!

(Pause.)

Wlaska. In Deinen Armen stirbt es sich so süß!
Wie Lerchenschlag hebt sich mein Herz gen Himmel.
Beflegle mir die Lippen, eh' mein Geist
Euch Dir entschwingt. Leb' wohl, leb' wohl, Geliebter!

(Sie stirbt. — Pause.)

Max. Todt, todt! Für dieſe Welt vernichtet. Brich
Zuſammen, Menſch! Dein Edelſtes verließ
Den Schauplatz Deiner Thaten. Wlaſka, Wlaſka!
Was übrig iſt, das mag ein Gott behüten.
Ich ſag' mich los von dieſem Lebensreſt!
(Er erblickt Ulrike.)
Du hier? Fleuch' von dem Mund der Erde! Fleuch
Mein Angeſicht! Ich fluche Dir!
(Ulrike ſinkt vor ihm auf die Knie.)
Knie' nicht!
Kein Gott hilft Dir vom niedern Staube auf!
Steh' aufrecht, eine Säule, werde Stein,
Erſtarre, Weib, ob der verruchten That!

Ulrike. Max, Max, Geliebter! haſt Du kein Verzeihn? —
— Ich kann nicht weinen, willſt Du Blut für Thränen?
Du ſchweigſt? (Aufſpringend.) Leb' wohl, leb' wohl! Helft, alte Geiſter!
— O mein zerrüttet Hirn! In welche Höhle
Berg' ich mein Angeſicht vor meiner That?
(Sie erblickt, indem ſie ſich wendet, die Leiche.)
Entſetzenvolles Weh! — Laß ab von mir! —
O ſeht dies ſtille Antlitz! — Ha! ſie regt ſich.
Sie ſtreckt die Hand nach meinem Herzen aus.
Sie hebt das Aug', — es trifft, der glühende Blick'
Und tauch' ich in den tiefſten Schlund des Meeres,
Vor dieſer Gluth verſiegt der Ocean!
Erbarmen! Hab' Erbarmen! Zeig' mir nicht,
Du bleiches Antlitz mit den blut'gen Thränen!
Umring' mich, Dunkelheit der wilden Nacht!
Ihr Donner Gottes! rollt, und füllt mein Ohr!
Ihr Blitze Gottes! ſchleudert mich hinweg!
(Sie ſtürzt weib ab. Pauſe. Max erblickt ſie hoch.)

Max. Der Menſch will Gott ſein, macht er ſelbſt ſein Schickſal.
Doch böſe Geiſter helfen ihm zur That.
Blut dünkt den Boden, wo ich wachſen ſoll.
Ich kann nicht weinen. Rückwärts drängt die Thräne
Zum Herzensquell zurück, wird feſt und ſtarr.
O Wlaſka, mußteſt Du das Opfer ſein? —
Der Tropfen fällt und wird doch ſchwer wie Stein.
(Er tritt bei Seite und verhüllt ſein Geſicht.)

Der Kaiſer (noch hinter der Scene).
Sich ſelbſt gerichtet, ſagt Ihr? Herr des Himmels!
Die Fürſtin Ungarns Mörderin und Henker
Am eignen Leib' Blut gleich mit Blut geſtraft!

Max (hört hervor). Ulrike todt? Furchtbarer Gott! ſo raſch
In Deinem Zorn?

(Er tritt wieder zur Seite in die alte Stellung, während der Kaiſer mit Wackerbart und dem grollenden Gefolge eingetreten iſt.)

Kaiſer. Kommt, Medicus, helft, helft!

(Wackerbart kniet zur Todten hin. Der Kaiſer ſchreitet langſam und ſcheu an der Leiche vorüber bis in den Vordergrund.)

Kaiſer. Zwei Bräute todt! — Hör', Max, Max! — Starr vor Schrecken!
Der Schmerz iſt mächt'ger als des Vaters Stimme:
Mein guter Sohn! — Er ſchweigt. — Hört, Medicus,
Ich bin ſehr krank. Böhmen und Ungarn todt.
O laßt die Todten! Helft den Lebenden!
Kommt her! Ich armer, alter Mann bin krank.
(Er ſetzt kauernd und bohrt den Blick in den Boden.)
Was bleibt mir übrig? — Herzog von Burgund
Schrieb mir ſchon längſt von ſeiner Erbin Tochter. (Er huſtet.)
Hört, Medicus, gebt mir ein Mittelchen.
Seht, den Burgunder hätt' ich gern zur Hand
Ich könnt' ihn brauchen, kauf mich Gott!

Wackerbart. Hoheit!
Ihr ſchweren Krank!

Kaiſer (weinerlich). Max, was weißt Du davon!
(Schmerzlich zu Max.) Behüt' Dich Gott, mein lieber, guter Sohn!

(Er grüßt den Prinzen, mit der Hand ihn ſegnend, und wendet ſich zum Abgehen. Vor der Todten, die Wackerbart wieder in den Arm genommen hat, bleibt er gebeugt ſtehen und nimmt ſein Barett ab. Max bleibt regungslos an ſeiner Stelle. Die Fackelträger links und rechts beleuchten die Gruppe. Paulus, hinter der Scene, vom Hügel herauf, ſingt laut und vernehmlich das Lied der Studenten.)

Chor der Studenten. O ich betrübter Freiersmann,
Ich ſuch' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Iſt ſie mir ſchon getraut.
Du biſt nicht fern, Du biſt nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du biſt nicht ſchön, Du biſt nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich ſehr.
Daß ich Dich lieb', iſt mir gewiß,
Und das betrübt mich ſchwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich ſtill, ich ruf' Dich laut
Germania!

(Max erwacht aus ſeiner Starrheit und tritt vor.)

Max. Von Allen die ich liebe, die mich lieben,
In aller Welt iſt mir mein Volk geblieben.
Ja, Dir gelob' ich, biet' ich Herz und Hand,
Du deutſches Volk, heilig, unſterblich Land'
Sei Du die Braut in allen Sturmeswettern.
Laß nie Dein Haupt vom Schickſal niederſchmettern.
Der Bund ſei feſt, in jedem Herzen neu,
So lang' Du, deutſches Volk, Dir ſelber treu'

(Verhüllt ſich.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt.

Seite

1. Dr. jur. Hermann Theodor **Schletter**, Lehrer der Rechte an der Universität, Anwalt u. ſ. w.: Die Theurung im Erzgebirge und die Noth im Reiche im J. 1713 1
2. Robert **Blum**: Ein Blick in das Leben des Erzgebirges 8
3. Friedrich Moritz **Gaſt**, Gerichtsdirector: Wodurch iſt den geſunkenen Nahrungsverhältniſſen in Deutſchland aufzuhelfen? 19
4. Friedrich **Gerſtäcker**: Heimweh und Auswanderung .. 33
5. Heinrich **Wuttke**: Das deutſche Volkslied 39
6. Dr. phil. Heinrich **Laube**: Arme Poeten, eine Vorleſung . 92
7. Karl **Biedermann**, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität: Zur Charakteriſtik des Socialismus und Communismus nach ihren verſchiedenen Momenten 105
8. Ernſt **Willkomm**: Ueber Sitten und Gebräuche in der Oberlauſitz 120
9. Dr. phil. Auguſt **Diezmann**, Redacteur der Allg. Modenzeitung: Barbara Uttmann und die Spitzen 131
10. Dr. phil. Ignaz **Kuranda**, Herausgeber der Grenzboten: Deutſche Zeitungen und Zeitſchriften 140
11. Johannes **Nordmann**, aus Oeſtreich: Gedichte 152
12. H. H. **Klemm**, Rechtsanwalt: Rede des deutſchen außerordentlichen Geſandten und gemeinſchaftlichen Geheimenrathes von Stammbaum an die Wilden der Inſel San Felix im ſtillen Ocean 156
13. Dr. jur. Theodor **Apel**: Ballade 163
14. Dr. phil. Ferdinand **Stolle**, Redacteur des Dorfbarbiers, in Grimma: An ein verwaiſtes Aeltern paar, Gedicht 167
15. Wilhelm **Gerhard**, Legationsrath: Die beiden Kaleier, Serbiſches Räubermährchen, Gedicht 169

Inhalt.

Seite

16. Dr. med. Aurelio **Buddeus**: Kaukaſiſche Bäder. Nach dem Tagebuche eines Ruſſen mitgetheilt 173

17. Ludwig **Bechſtein**, herzogl. Sächſ. Hofrath und Bibliothekar in Meiningen: Auf einer Burgtrümmer, Gedicht 183

18. Eduard **Mautner**, aus Ungarn: Hegeſippe Moreau, Gedicht 185

19. Dr. phil. Georg **Hefekiel**, Redacteur der Roſen, in Altenburg: Altenburger Bilder. 1) Der Erfinder des Pulvers. 2) Meiſter Alberte 188

20. Dr. phil. Ilſe **Horn**, in Trautenau in Böhmen: Huß und Hieronymus, Gedicht 199

21. Dr. phil. Karl **Herloſſohn**, Redacteur des Kometen: Kleine Bilder und Geſchichten 201

22. Dr. phil. Karl **Halfaus**, Lehrer an der Thomasſchule: Der Weihnachtsabend, Gedicht 208

23. Julius **Hammer**, in Dresden: Ehrlich währt am längſten, Novelle 210

24. F. Guſtav **Kühne**: Scenen aus dem Trauerſpiel „Kaiſer Friedrich in Prag" 232

Chriſtus

auf der Wanderſchaft.

Christus

auf der Wanderschaft.

Eine Legende.

Von

Gustav Kühne.

Leipzig,

Verlag von Johann Friedrich Hartknoch.

1870.

22641

Chriſtus erſchien nochmals auf Erden.
— Nochmals gekreuziget zu werden?
Das wußt' er nicht; er ging ſo hin
Und dacht' in ſeinem heiligen Sinn:
Der Kriegsknecht' und der Phariſäer,
Der Schriftgelehrten, Sadduzäer
Werd' ich wohl überzählig finden!
Die Welt hat ihre ewigen Sünden.
Kann ſie nicht ſelber ſich befrei'n,
Wird ihr Erlöſung ſchwerlich ſein.
Und wär' ich tauſendmal geſtorben:
Sie hätten doch kein Heil erworben,
In Bethlehem nochmals geboren:
Sie blieben alleſammt verloren,
Bis Jeder in ſich ſelbſt ein Chriſt
Und inne ſeines Gottes iſt.

Gieb Urlaub! ſprach ich zu Gott Vater,
Von Ewigkeit ſein Mitberather.
Laß mich noch einmal wandern geh'n,
Zu ſchau'n, wie unſre Sachen ſteh'n,
Zu ſchau'n, wo ich nachhelfen kann
Als Menſchenſohn; ſelbſt iſt der Mann!

So griff er denn zum Wanderſtab,
Ging landerwärts bergauf, bergab.
Den Ranzel nahm er um's Genicke,
Sein Stab war eine Doppelkrücke,
Ganz wie das Kreuz, an dem er hing,
Als ihn die Todesnacht umfing.
Er trägt ein einfach ſchlicht Gewand;
Nie hätte jemals wer erkannt,
Daß er Gott Vaters Erb' und Sohn,
Daheim ein Reich mit Kron' und Thron,
Wie man ſo oft ihn dargeſtellt,
Als wär' ſein Reich von dieſer Welt.
Sandalen trägt er, Muſchelhut,
So gegen Staub und Hitze gut;
'ne Kürbisflaſche guter Wein
Wird ihm zur Stärkung dienlich ſein;
Sonſt ohn' jedweden eitlen Tand,

Ein Pilger aus dem Morgenland.
Sein Auge himmelleuchtend klar,
Dem alle Wahrheit offenbar,
Sein Ohr belauscht die weit'ste Ferne,
Vernimmt den Sphärenklang der Sterne,
Doch auch das kleine Menschenherz
In seinem stillsten Weh und Schmerz.
Die Stirne nicht ganz wolkenlos,
Bedenkt er armer Menschheit Loos;
Doch um die Lippen spielt ein Lächeln,
Wie wenn ihn Engel sanft umfächeln.

So wandert er jahraus, jahrein
Und sammelt sich Erfahrung ein,
Besucht die Hoh'n in den Palästen,
Mischt sich in ihren Schwarm von Gästen,
Schläft Nachts am liebsten bei den Armen
Und fühlt mit ihnen tief Erbarmen,
Nimmt theil an Lust und auch am Leid
Im Umfang aller Christenheit,
Hört Alle schwör'n bei seinem Namen
Und spricht wohl oft sein heilig Amen,
Doch schüttelt öfter noch sein Haupt,
Sieht er, wie herz- und sinnberaubt,

Von wilder Zwietracht arg umfangen,
Sie nur an eitlem Formwerk hangen
Und ſeiner Lehre Waizenkorn
Erſtickt von Unkraut, Ginſt und Dorn.
Den Armen ſei das Heil verkündigt!
So denkt er heut noch, ſchwer verſündigt
Hat ſich der Heuchler Kleriſei,
Daß dunkler Wahn Erleuchtung ſei.
„Sie haben meinen Rock, mein Hemd, —
Doch meine Lehr' iſt ihnen fremd.
Sie heucheln Wunder aller Orten,
Wo nicht, ſo kleben ſie an Worten
Und wiſſen nicht, daß früh und ſpat
Nachfolgen muß dem Wort die That.
Mein Nachgefolge ſind' ich nicht:
Iſt reif die Welt zum Weltgericht?"

Müd' von des Tages Laſt und Hitze,
Steht er vor einem Kloſterſitze;
Der Kapuziner frommer Trotz
Sitzt betend hinter Thor und Schloß.
Er klopft. „Ich bin ein Pilgersmann" —
Dann ſollſt Du Trank und Speiſe han! —
„Ich fordre mehr; nach Brot des Lebens

Gelüſtet mich ſchon lang vergebens.
Laßt mich für immer zu Euch ein,
Möcht' Mitglied Eures Ordens ſein!"

Man läßt ihn ein. Er ſingt im Chor.
Man lobt ihn baß, und ſein Tenor
Gefällt der frommen Bruderſchaft.
Auch was er ſpricht und was er ſchafft,
Dünkt ihnen gut, dünkt ihnen recht;
Nur fügt er ſich der Regul ſchlecht.
Wo Nebending Hauptſache iſt,
Bleibt Chriſtus nur ein ſchlechter Chriſt.
Er läßt ſich nicht die Glatze ſcheren,
Auch nicht zum Baarfuß ſich bekehren.
„Natur beſchützt mit Haar mein Haupt,
Der Schuh den Fuß, iſt er beſtaubt.
Erlaßt mir beides, fromme Brüder,
Ich ſing' Euch dreifach gute Lieder!"

Thu', Freund, ſtracks die Sandalen ab,
Sonſt greif' nur raſch zum Wanderſtab;
Baarhaupt nur und baarfuß allein
Geht ſicher man zum Himmel ein!

So ſprach der Abt. Chriſtus muß wandern
Und denkt: ich wende mich zu andern!
Die Kutte und der hänf'ne Strang
Paßt wohl zum Kapuzinerſchwank;
Doch war's nicht ſauber bei den Brüdern.
Nun, ſie gehören zu den Niedern,
Den Sanct Francisci Minimi
Fehlt es an Schwung, Talent, Genie.
Ein höh'rer Orden, geiſtreich ſein,
Paßt mich vielleicht ſein Mitglied ſein.
„Gelobt ſei Jeſu Maria!" — Amen!
Sagt er, nur fort in Gottes Namen!

Ein Bruder des Dominicus
Beut ihm anjetzo Hand und Gruß.
Der ſetzt ſcharfſinnig ſeine Worte,
Und enge wie des Himmels Pforte
Iſt dieſes Ordens Eingangsthür;
Aus ſtrenger Prüfung geht herfür
Nur wer brav Studium abſolvirt,
Auf Herrgotts Wort raſch apportirt.
Domini Cani zubenannt
Ob treuer Dienſte weltbekannt,

Sind ſie die wuthentbrannten Heher,
Blutrichter, Henker aller Ketzer.

„Was heißt Euch Katharoi? Wer ſchlicht,
Einfach und rein?“ Herr Chriſtus ſpricht.
„Seid ſelber rein von Fehl und Sünden,
Wollt Ihr die Gnade Gottes finden!
Mein Joch iſt ſanft, mein Joch iſt leicht:
So ſteht geſchrieben, wie mir deucht.“

Sanct Dominic iſt ſchriftgelehrt:
Chriſtus bringt Frieden nicht, das Schwert!
Vernichtung allem Wahn und Trug,
Nicht Segen blos, er bracht' auch Fluch!

„Auch Fluch!“ ſpricht Jeſus, „ach, ich ſeh's,
Die Quelle alles bittern Weh's,
Sah Scheiterhaufen angefacht.
Was habt Ihr aus dem Lamm gemacht!
Eu'r Lamm wirft Fackeln in die Welt,
Die Gottes Gnade trägt und hält.
Ihr macht das Kreuz zur Folterbank,
Und wähnt, das wiſſe Gott Euch Dank!

Ihr wollt die Höllenrichter ſein,
Und Gottes iſt die Rach' allein!"

Du machſt uns Scrupel. Doch, wohlan,
Du ſcheinſt ein vielgereiſter Mann,
Kommſt gar weit her, vielleicht, ich wette —

„Von Golgatha, der Schädelſtatte." —

Das trifft ſich gut von ungefähr!
Der Bruder Felix eifert ſehr,
Ob dort noch Knochen auszugraben —

„Gemach! Die könnt Ihr näher haben.
Der Schädelſtätten viele ſind,
Wo Ihr verbrannt ein Menſchenkind.
Und was Ihr Dieſer Einem thut,
Das ſchreibt der Herrgott Euch — zugut.
Im Buch des Lebens ſteht geſchrieben,
Wie Ihr bei Ihm in Schuld verblieben."

Du biſt Sophiſt! Nun, tritt nur ein,
Wirſt müd' von all dem Wandern ſein;
Doch thu, ich bitte, mit Verlaub
Von Deinen Schuh'n erſt ab den Staub!

„Und wenn's nicht Staub, wenn's Asche wäre,
Da Ihr, zu Gottes größrer Ehre,
Die heilig blüh'nde Menschenwelt
Verwandelt in ein Todtenfeld?
Den Aschenstaub an meinen Füßen,
Den samml' ich mir, — Ihr müßt ihn büßen!"

Empört von solchem Lästerworte,
Der Klosterbruder schließt die Pforte,
Und Christus wandelt still fürbaß.
O sancta, sancta Simplicitas!
Dein Beten selber klingt wie Fluchen!
Wo soll ich meine Jünger suchen?
Des „Herren Hunde" sind allzu grob;
Doch ehrliche Henker vielleicht, Gottlob!
Sie wollen nur mit Feuer taufen,
Bekennen sich offen für Scheiterhaufen.
Wer tauft mit Geist? — Sanct Loyola?

O ewiger Gott! sei Du mir nah!
Die sich nach meinem Namen nennen,
Sich nicht zu Dolch und Schwert bekennen,
Die Väter Jesu, sanft und leise
Bekehren gern auf eigne Weise.
Sie bringen Euch nicht off'ne Fehde;

Nur mit dem Schlangengift der Rede
Beschleichen sie der Fürsten Ehr,
Und mächtiger als Gewalt zuvor
Beherrschen sie der Menschen Geschlecht;
Jedwedes Mittel dünkt ihnen recht,
Nur muß es still unscheinbar sein,
Der dunkeln That den Vorwand leih'n,
Als wollten sie die Welt beglücken,
Wenn sie der Menschen Geist berücken.
Sie schleichen sacht, mit leisen Tritten,
Sind bei den Großen wohlgelitten;
Das Volk nur nennt die Jesuiter,
Als Jesu Feinde, Jesu-wider.
Ich hab' kein Theil an ihren Sünden,
Kann keine Gnade für sie finden.
O daß ein Engel sie verwiese:
Sie waren die Schlang' im Paradiese;
Das Elternpaar ward ausgetrieben:
Die Schlangen sind zurückgeblieben.
Daß Gott in seiner Gnaden Güte
Den Garten seiner Lust behüte!

Die Sonne sinkt. Ein Prachtkoloß
Steigt vor ihm auf, ein Riesenschloß,

Wo Loyola's geſchäftige Zwerge
Still nächtlich zimmern all die Särge,
In die nach ihres Meiſters Lehre —
Und ach! „zu Gottes größrer Ehre!“ —
Die lachend blüh'nde Menſchenwelt
Sie einzupferchen ſind beſtellt.
Des Daſeins Zweck, iſt es der Tod?
Dann thun die Todtengräber noth;
Dann iſt die Welt ein leerer Spott
Auf Den, der ſie erſchuf, auf Gott!

So ſprach der Wandrer. Ringsum: Amen!
Erſcholl's in aller Geiſter Namen,
Die ihren Herrn im Himmel droben
Und allerorten heilig loben.
Und des Collegiums dunkle Schwelle
Betrat er nie, da er zur Hölle
Schon lang' dereinſt herniederſtieg
Und, was er dort geſeh'n, verſchwieg.
Er bringt die Nacht im Walde zu,
Da find't er vor den Menſchen Ruh.
Hatte ja einſt auch keine Stätte,
Wo er ſein Haupt gebettet hatte.

Am andern Morgen, glanzend ſchön,
Steht er auf Monte Pincio's Höh'n,
In Sonnenpracht das ewige Rom
Mit Sancti Petri Kuppeldom
Gebreitet rings zu ſeinen Füßen.
Kann er mit Schöpferluſt begrüßen
Das Centrum dieſer Chriſtenheit,
Den Hochpunkt ſeiner Herrlichkeit?

Poſaunen ſchallen, Glocken lauten:
Das muß ein hohes Feſt bedeuten.
Sanct Petrus ruft zum treuen Hirten,
Dem gaſtlichſten von allen Wirthen,
Wallt hin der hohen Prieſter Schaar.
Dort wird die Wahrheit offenbar!
Dort wird ein neuer Bund geſtiftet,
Vereinigt, was bislang zerklüftet,
Gefunden, was verloren ſchien!
Selbſt die verirrten Lämmer zieh'n
Von allen Ländern weit und breit
Zum Mittelpunkt der Chriſtenheit.
Auch Er zieht hin, auch Er iſt da:
Gelobt ſei Gott, Halleluja!

Doch an der Thüre zu Sanct Peter
Ein Wortgefecht, ein laut Gezeter;
Die Schweizergarde läßt paſſiren
Nur Die Geleitſchein mitzuführen;
Da Gott nur Herz und Nieren prüft,
Thut noth ein Zeugniß, wohl verbrieft.

„Ich komm' von Paläſtina her."
Die Schweizergarde ſenkt den Speer.
„Vom Grabe Chriſti!" Dieſe Kunde
Geht durch die Schaar von Mund zu Munde.
's ſind Deutſche. Und ein deutſcher Pater
Führt Jeſum Chriſt zum heiligen Vater.
Knie nieder, Mann, thu Deine Pflicht!
„Vor einem Menſchen knie' ich nicht."
Du ſtehſt vor Gottes Stellvertreter;
Schnell, buck' Dich nieder, ſonſt, Verräther,
— Laßt ihn und fragt, was ſein Geſuch!

„Schaff' ab den Bannſtrahl und den Fluch!
Weltlich iſt Deines Thrones Pracht;
Nur über Geiſter haſt Du Macht.
Unfehlbar iſt ein Menſch mitnichten,
Drum richte nicht, denn Gott wird richten!" —

Bist Du getauft? — „Im Jordan schon.“ —
Dein Name? — „Bin des Menschen Sohn.“
Drauf geht ein Lächeln durch die Halle:
Wir sind gekommt in gleichem Falle,
Doch steh'n wir hier an Gottes Statt,
Sprich, wer Dich hergesendet hat!

„Der heilige Geist, die Friedenstaube,
Die mit des Oelzweigs blnh'ndem Raube
Gemeißelt steht an Petri Wanden;
Mir fallt der Oelstab aus den Händen.“

Drauf wild Gelärm. Die Welschen schrei'n:
Das muß der Ewige Jude sein!
Wer so sich in's Concil gedrangt,
Verdiente schier daß man ihn hangt!

Man häng' ihn nicht: so Pio's Wort;
Man führt ihn still und ruhig fort.
Die Schweizer geben das Geleit;
Deutsche sind brav in Ewigkeit.
Herr Christus wendet sich seitab.
Verloren ging sein Wanderstab;

Der blieb auf des Altares Stiegen,
Im Tempel Gottes blieb er liegen.
Vielleicht kann ſich in ſpätern Tagen
Ein Wunder mit dem Stab zutragen!
Wenn dieſer Stecken wieder grün,
Wird Gottes Reich auf Erden blüh'n!

Und nochmals auf des Pincio Höh'n
Sieht man den Herrn und Heiland ſteh'n,
Nochmals die ewige Stadt zu grüßen.
Urbi et orbi: — ſoll ſie's büßen?
Die Hände ſtreckt er himmelweit: —
Iſt er zum Weheruf bereit,
Wie auf Jeruſalem, auf Rom
Und auf Sanct Petri Kuppeldom?
— Er ſpricht nicht Segen, ſpricht nicht Fluch;
Die Welt iſt noch nicht reif genug.
Doch eine Thräne ſtill und bange
Zerrinnt auf ſeiner heiligen Wange.

Die Sonne ſinkt, die Schatten ſteigen,
Der Tag will ſich zu Raſte neigen.
Da hört er's in den Palme rauſchen,
Er tritt zurück: zwei Augen lauſchen

Und eine dunkle Rieſengeſtalt
Schleicht her aus dem Cypreſſenwald.
Er wendet ſich. Der Schatten eilt
Ihm treulich nach, bleibt, wenn er weilt.
„Wer biſt Du, Mann im Rebellkleid?“
Dein Schatten, Herr, ſchon lange Zeit!
Ich folge Deines Fußes Spur
Landaus, landein durch Berg und Flur,
Zur ewigen Wanderſchaft verbannt,
Weil ich Dich einmal hab' verkannt,
Dich einmal ſtieß von meiner Schwelle,
Derweil, uneingedenk der Hölle,
Die drunten, die ſich Chriſten nennen,
Dich ſeit Jahrhunderten verkennen,
Dich leugnen, und in ihren Sünden
Doch hoffen Gnade noch zu finden.
Ich kann mir keine Ruh erwerben,
Ich kann nicht ſchlafen, kann nicht ſterben.
Will Deine Langmuth nicht ermatten?
Sie halten Dich für Deinen Schatten!
Kommſt Du als Herr des Weltgerichts:
Laß ſteigen mich in's ſtille Nichts!
Herr, ende meine bittre Pein,
Laß mich in's Reich des Todes ein!

Er ſinkt zurück. Mit beiden Armen
Hält ihn der Herr. Ein tief Erbarmen
Fühlt er in ſeinem heiligen Herzen,
Wo Raum für aller Menſchheit Schmerzen.
Gottes Gebot fürwahr erfüllt
Ein Richterſpruch, der ſanft und mild.
„Komm, Sohn der Nacht, ſchlaf ein in Frieden,
Der Prüfung End' iſt Dir beſchieden.
Du wirſt gar bald, ſchlaf ruhig ein,
Mit mir im Paradieſe ſein.
Leicht ſei Dein Schlaf am Iſterſtrande!
Denke, Du ſei'ſt im Heimathlande.
Du lächelſt ſchon, mein armer Schatten?
Will Dich mit eigner Hand beſtatten
Hier unter dieſem Palmenbaum,
Hier ſei Dein Grab, Dein letzter Traum.
Die drunten müſſen lang noch irren,
Bis Gott ſie löſt aus ihren Wirren.
Die Menſchenwelt in ihren Sünden
Wird lange noch nicht Frieden finden.
Die Prieſter mit dem Pfauenſchweif
Sind bald vielleicht zum Sprunge reif."

Verlag von Ludwig Denicke in Leipzig.

Guſtav Kühne,

Geſammelte Schriften.

10 Bände. 8. broſchirt 10 Thlr.

Inhalt:

1. Band. **Gedichte.** — 2. Band. **Kloſter-Novellen:**
Die Kinder aus der Provence. — Die Urſulinerin. — Die Calviniſten von Poitiers. — Die Jeſuiten in Paris. — Die Heimath.

Neue verbeſſerte Auflage.

3. Band. **Die Rebellen von Irland.** Novelle.
Aus den Papieren u. Denkwürdigkeiten der „Vereinigten Irländer."

Zweite umgearbeitete Auflage.

4. Band. **Deutſche Charaktere.** 1. Theil:
Friedrich der Große. — Leſſing. — Moſes Mendelsſohn. — Kant.

5. Band. **Deutſche Charaktere.** 2. Theil:
Kaiſer Joſeph. — Mozart. — Klinger. — Georg Forſter. — Friedrich Hölderlin.

6. Band. **Deutſche Charaktere.** 3. Theil:
Karl August von Weimar. — Die Directoren von Weimar. — Goethe in der Schule der Frauen. — Goethe und ſein Jahrhundert. — Schiller als Prophet. — Schiller als Mensch und Dichter.

Verlag von Ludwig Denicke in Leipzig.

7. Band. **Deutsche Charaktere.** 1. Theil:

Jean Paul — Ludwig Tieck und die Romantiker — Heinrich von Kleist — Fichte — Schleiermacher — Arndt — Uhland.

8. bis 10. Band. **Die Freimaurer.**

Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

2. verbesserte Auflage. 3 Bände.

Die Bände 1—7 werden jeder einzeln zum Preise von 1 Thlr. abgegeben, der Band 8—10 zu 3 Thlr. werden jedoch nicht getrennt verkauft.

Gustav Kühne,

Mein Tagebuch in bewegter Zeit.

8. XXI und 302 Seiten. broch. 2 Thlr.

Erlebnisse und spannende Schilderungen aus der großen Bewegungs-periode 1847—1850.

Gedichte von Gustav Kühne.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.